UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Horenausgabe
von Schillers sämtlichen Werken

334 Hoe

Schillers
Sämtliche Werke

Neunzehnter Band

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

hrsg. Conrad Höfer

(Horenausgabe)

195305
6.4.25.

Im Propyläen-Verlag / Berlin
1924

Herausgeber: Conrad Höfer

PRINTED IN GERMANY
Im Ullsteinhaus Berlin

Inhalt des neunzehnten Bandes

Gedichte. In Wortlaut und Anordnung des zweiten Bandes der Geſamtausgabe. 1803 . . . . . 1—146

Vorerinnerung 1
Der Antritt des neuen Jahrhunderts. 1801 2
Hero und Leander. 1801 3
Die Gunſt des Augenblicks. 1802 11
Sehnſucht. 1801 12
Die Antiken zu Paris. 1800 13
Die deutſche Muſe. 1800 14
Dem Erbprinzen von Weimar, als er nach Paris reiſte. 1802 . . 15
Thekla. Eine Geiſterſtimme. 1802 16
Die vier Weltalter. 1802 17
An die Freunde. 1802 19
Die Künſtler. 1789 21
Kaſſandra. 1802 35
Die Macht des Geſanges. 1795 40
Das Mädchen von Orleans. 1801 41
Amalia. 1780 42
Phantaſie an Laura. 1782 43
Laura am Klavier. 1782 45
Die Entzückung an Laura. 1782 46
Die Kindesmörderin. 1782 47
Der Triumph der Liebe. 1782 51
Das verſchleierte Bild zu Sais. 1795 57
Die Weltweiſen. 1795 59
Der ſpielende Knabe. 1795 61
Einer jungen Freundin ins Stammbuch. 1788 61
An die Freude. 1785 62
Die unüberwindliche Flotte. 1786 66
Einem jungen Freunde, als er ſich der Weltweisheit widmete. 1795 68
Karthago. 1795 68
Graf Eberhard der Greiner von Wirttemberg. 1782 68
An den Frühling. 1782 71
Die Schlacht. 1782 72
Der Flüchtling 74
Gruppe aus dem Tartarus 76

Elyſium 76
An Minna. 1782 77
Das Glück und die Weisheit. 1782 79
Die berühmte Frau. 1788 79
Die Größe der Welt. 1782 84
Männerwürde. 1782 85
An einen Moraliſten. 1782 88
Griechheit. 1796 89
Die Sonntagskinder 89
Die Homeriden 89
Die Philoſophen 90
G[elehrte] G[eſellſchaften] 91
Die Danaiden 92
Der erhabene Stoff 92
Der moraliſche Dichter 92
Der Kunſtgriff 92
Jeremiade 92
Wiſſenſchaft 93
Kant und ſeine Ausleger 93
Die Flüſſe 93
Schön und Erhaben. [Die Führer des Lebens] 95
Breite und Tiefe. 1797 95
Kleinigkeiten. 1795 . . . . . 96—97
Der epiſche Hexameter 96
Das Diſtichon 96
Die achtzeilige Stanze 96
Der Obelisk 96
Der Triumphbogen 96
Die ſchöne Brücke 96
Das Tor 97
Die Peterskirche 97
Zenith und Nadir 97
Ausgang aus dem Leben 97
Das Kind in der Wiege 97
Das Unwandelbare 97
Theophanie 98
Die Götter Griechenlandes. Für die Freunde der erſten Ausgabe abgedruckt. 1788 98
Das Spiel des Lebens. 1796 104
Parabeln und Rätſel 1—10. 1802 105
Rouſſeau 109
Punſchlied. 1803 110
Das Geheimnis der Reminiſzenz. 1782 111
Dido. Freie Ueberſetzung des vierten Buchs der Aeneide 1792 . . 113
Der Pilgrim. 1803 145

Gedichte. 1803 . . . . . 147—157
An Amalie von Imhoff 147
Der Graf von Habsburg 147
Punſchlied. Im Norden zu ſingen 151
Das Siegesfeſt 153
Der Neffe als Onkel. Luſtſpiel in drei Aufzügen aus dem Franzöſiſchen des Picard. 1803 . . . . . 158—210
Der Paraſit oder die Kunſt ſein Glück zu machen. Ein Luſtſpiel nach dem Franzöſiſchen. 1803 . . . . 211—289
Notiz aus der Allgemeinen Zeitung vom 22. September 1803. 290
Aus den Briefen. 1803 . . . . . 291—385
An Gottfried Körner 291 298 300 310 315 324 331 341 355 363 367 371.
An Luiſe Frankh 292
An Friedrich Cotta . 293 300 303 312 314 329 330 332 344 353 366 369.
An Chriſtophine Reinwald 294
An Wolfgang von Goethe 295 297 299 307 326 328 336 345 346 354 359 360 361 373 375 381 383 385.
An Wilhelm von Humboldt 301 346 357
An Amalie von Imhoff 304
An Auguſt Wilhelm Iffland . . 305 319 323 325 327 340 372 377
An Friedrich Zelter 305
An Chriſtian Reinhard 308
An Siegfried Leberecht Cruſius 309 329 362
An Anton Genaſt 313
An Friedrich von Hoven 313 318 321 325 331
An das Weimariſche Geheime Conſilium 317
An Wilhelm Gottlieb Becker 322
An Charlotte von Schiller 333 335 338 339 364 365
An Jakob Herzfeld 342 361 384
An Friedrich Immanuel Niethammer 343
An Heinrich Eberhard Gottlob Paulus 349
An Wilhelm von Wolzogen 350 368 373
An? 354
An Louiſe Brachmann 355
An Auguſt Kotzebue 370
An Friedrike Unzelmann 380
An Heinrich von Gleichen 382

Vorerinnerung.

Vielleicht hätte bei Sammlung dieser Gedichte eine strengere Auswahl getroffen werden sollen. Die wilden Produkte eines jugendlichen Dilettantism, die unsicheren Versuche einer anfangenden Kunst und eines mit sich selbst noch nicht einigen Geschmackes finden sich hier mit solchen zusammengestellt, die das Werk einer reiferen Einsicht sind. Aber bei einer Sammlung von Gedichten, welche sich größtenteils schon in den Händen des Publikums befinden, konnte der poetische Wert nicht allein in Betrachtung kommen. Sie sind schon ein verjährtes Eigentum des Lesers, der sich oft auch das Unvollkommene nicht gern entreißen läßt, weil es ihm durch irgend eine Beziehung oder Erinnerung lieb geworden ist, und selbst das Fehlerhafte bezeichnet wenigstens eine Stufe in der Geistesbildung des Dichters.

Der Verfasser dieser Gedichte hat sich, sowie alle seine übrigen Kunstgenossen, vor den Augen der Nation und mit derselben gebildet; er wüßte auch keinen, der schon vollendet aufgetreten wäre. Er trägt also kein Bedenken, sich dem Publikum auf einmal in der Gestalt darzustellen, in welcher er nach und nach vor demselben schon erschienen ist. Er freut sich, daß ihm das Vergangene vorüber ist, und insofern er sie überwunden hat, mag er auch seine Schwächen nicht bereuen.

Möchte diese rechtmäßige, korrekte und ausgewählte Sammlung diejenige endlich verdrängen, welche vor einigen Jahren von den Gedichten des Verfassers in drei Bänden erschienen ist und ungeachtet eines unverzeihlich fehlerhaften Druckes und eines schmutzigen Aeußeren zur Schande des guten Geschmackes und zum Schaden des rechtmäßigen Verlegers dennoch Käufer findet.

Weimar, in der Ostermesse 1803.

Der Antritt des neuen Jahrhunderts.

An ***

Edler Freund! Wo öffnet ſich dem Frieden,
Wo der Freiheit ſich ein Zufluchtsort?
Das Jahrhundert iſt im Sturm geſchieden,
Und das neue öffnet ſich mit Mord.

Und das Band der Länder iſt gehoben,
Und die alten Formen ſtürzen ein;
Nicht das Weltmeer hemmt des Krieges Toben,
Nicht der Nilgott und der alte Rhein.

Zwo gewaltge Nationen ringen
Um der Welt alleinigen Beſitz,
Aller Länder Freiheit zu verſchlingen,
Schwingen ſie den Dreizack und den Blitz.

Gold muß ihnen jede Landſchaft wägen,
Und, wie Brennus in der rohen Zeit,
Legt der Franke ſeinen ehrnen Degen
In die Wage der Gerechtigkeit.

Seine Handelsflotten ſtreckt der Brite
Gierig wie Polypenarme aus,
Und das Reich der freien Amphitrite
Will er ſchließen wie ſein eignes Haus.

Zu des Südpols nie erblickten Sternen
Dringt ſein raſtlos ungehemmter Lauf,
Alle Inſeln ſpürt er, alle fernen
Küſten — nur das Paradies nicht auf.

Ach, umſonſt auf allen Länderkarten
Spähſt du nach dem ſeligen Gebiet,
Wo der Freiheit ewig grüner Garten,
Wo der Menſchheit ſchöne Jugend blüht.

Endlos liegt die Welt vor deinen Blicken,
Und die Schiffahrt selbst ermißt sie kaum,
Doch auf ihrem unermeßnen Rücken
Ist für zehen Glückliche nicht Raum.

In des Herzens heilig stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang:
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang.

Hero und Leander.

Ballade.

Seht ihr dort die altergrauen
Schlösser sich entgegenschauen,
Leuchtend in der Sonne Gold,
Wo der Hellespont die Wellen
Brausend durch der Dardanellen
Hohe Felsenpforte rollt?
Hört ihr jene Brandung stürmen,
Die sich an den Felsen bricht?
Asien riß sie von Europen,
Doch die Liebe schreckt sie nicht.

Heros und Leanders Herzen
Rührte mit dem Pfeil der Schmerzen
Amors heilge Göttermacht.
Hero, schön wie Hebe blühend,
Er, durch die Gebirge ziehend,
Rüstig im Geräusch der Jagd.
Doch der Väter feindlich Zürnen
Trennte das verbundne Paar,
Und die süße Frucht der Liebe
Hing am Abgrund der Gefahr.

Dort auf Seſtos Felſenturme,
Den mit ewgem Wogenſturme
Schäumend ſchlägt der Hellespont,
Saß die Jungfrau, einſam grauend,
Nach Abydos Küſte ſchauend,
Wo der Heißgeliebte wohnt.
Ach, zu dem entfernten Strande
Baut ſich keiner Brücke Steg,
Und kein Fahrzeug ſtößt vom Ufer;
Doch die Liebe fand den Weg.

Aus des Labyrinthes Pfaden
Leitet ſie mit ſicherm Faden,
Auch den Blöden macht ſie klug,
Beugt ins Joch die wilden Tiere,
Spannt die Feuer ſprühnden Stiere
An den diamantnen Pflug.
Selbſt der Styx, der neunfach fließet,
Schließt die wagende nicht aus,
Mächtig raubt ſie das Geliebte
Aus des Pluto finſterm Haus.

Auch durch des Gewäſſers Fluten
Mit der Sehnſucht feurgen Gluten
Stachelt ſie Leanders Mut.
Wenn des Tages heller Schimmer
Bleichet, ſtürzt der kühne Schwimmer
In des Pontus finſtre Flut,
Teilt mit ſtarkem Arm die Woge,
Strebend nach dem teuren Strand,
Wo, auf hohem Söller leuchtend,
Winkt der Fackel heller Brand.

Und in weichen Liebesarmen
Darf der Glückliche erwarmen

Von der schwer bestandnen Fahrt
Und den Götterlohn empfangen,
Den in seligem Umfangen
Ihm die Liebe aufgespart,
Bis den Säumenden Aurora
Aus der Wonne Träumen weckt
Und ins kalte Bett des Meeres
Aus dem Schoß der Liebe schreckt.

Und so flohen dreißig Sonnen
Schnell, im Raub verstohlner Wonnen,
Dem beglückten Paar dahin,
Wie der Brautnacht süße Freuden,
Die die Götter selbst beneiden,
Ewig jung und ewig grün.
Der hat nie das Glück gekostet,
Der die Frucht des Himmels nicht
Raubend an des Höllenflusses
Schauervollem Rande bricht.

Hesper und Aurora zogen
Wechselnd auf am Himmelsbogen,
Doch die Glücklichen, sie sahn
Nicht den Schmuck der Blätter fallen,
Nicht aus Nords beeisten Hallen
Den ergrimmten Winter nahn.
Freudig sahen sie des Tages
Immer kürzern, kürzern Kreis,
Für das längre Glück der Nächte
Dankten sie betört dem Zeus.

Und es gleichte schon die Wage
An dem Himmel Nächt und Tage,
Und die holde Jungfrau stand
Harrend auf dem Felsenschlosse,

Sah hinab die Sonnenroſſe
Fliehen an des Himmels Rand.
Und das Meer lag ſtill und eben,
Einem reinen Spiegel gleich,
Keines Windes leiſes Weben
Regte das kriſtallne Reich.

Luſtige Delphinenſcharen
Scherzten in dem ſilberklaren
Reinen Element umher,
Und in ſchwärzlicht grauen Zügen,
Aus dem Meergrund aufgeſtiegen,
Kam der Thetys buntes Heer.
Sie, die einzigen, bezeugten
Den verſtohlnen Liebesbund,
Aber ihnen ſchloß auf ewig
Hekate den ſtummen Mund.

Und ſie freute ſich des ſchönen
Meeres, und mit Schmeicheltönen
Sprach ſie zu dem Element:
„Schöner Gott! du ſollteſt trügen?
Nein, den Frevler ſtraf ich Lügen,
Der dich falſch und treulos nennt.
Falſch iſt das Geſchlecht der Menſchen,
Grauſam iſt des Vaters Herz,
Aber du biſt mild und gütig,
Und dich rührt der Liebe Schmerz.

In den öden Felſenmauern
Müßt ich freudlos einſam trauern
Und verblühn in ewgem Harm,
Doch du trägſt auf deinem Rücken
Ohne Nachen, ohne Brücken
Mir den Freund in meinen Arm.

Grauenvoll ist deine Tiefe,
Furchtbar deiner Wogen Flut,
Aber dich erfleht die Liebe,
Dich bezwingt der Heldenmut.

Denn auch dich, den Gott der Wogen,
Rührte Eros mächtger Bogen,
Als des goldnen Widders Flug
Helle, mit dem Bruder fliehend,
Schön in Jugendfülle blühend,
Ueber deine Tiefe trug.
Schnell von ihrem Reiz besieget
Griffst du aus dem finstern Schlund,
Zogst sie von des Widders Rücken
Nieder in den Meeresgrund.

Eine Göttin mit dem Gotte,
In der tiefen Wassergrotte
Lebt sie jetzt unsterblich fort,
Hilfreich der verfolgten Liebe,
Zähmt sie deine wilden Triebe,
Führt den Schiffer in den Port.
Schöne Helle! Holde Göttin!
Selige, dich fleh ich an:
Bring auch heute den Geliebten
Mir auf der gewohnten Bahn!"

Und schon dunkelten die Fluten,
Und sie ließ der Fackel Gluten
Von dem hohen Söller wehn.
Leitend in den öden Reichen,
Sollte das vertraute Zeichen
Der geliebte Wandrer sehn.
Und es saust und dröhnt von ferne,
Finster kräuselt sich das Meer,

Und es löscht das Licht der Sterne,
Und es naht gewitterschwer.

Auf des Pontus weite Fläche
Legt sich Nacht, und Wetterbäche
Stürzen aus der Wolken Schoß,
Blitze zucken in den Lüften,
Und aus ihren Felsengrüften
Werden alle Stürme los,
Wühlen ungeheure Schlünde
In den weiten Wasserschlund,
Gähnend wie ein Höllenrachen
Oeffnet sich des Meeres Grund.

„Wehe! Weh mir!" ruft die Arme
Jammernd. „Großer Zeus, erbarme!
Ach! Was wagt ich zu erflehn!
Wenn die Götter mich erhören,
Wenn er sich den falschen Meeren
Preis gab in des Sturmes Wehn!
Alle meergewohnten Vögel
Ziehen heim in eilger Flucht,
Alle sturmerprobten Schiffe
Bergen sich in sichrer Bucht.

Ach gewiß, der Unverzagte
Unternahm das oft Gewagte,
Denn ihn trieb ein mächtger Gott.
Er gelobte mirs beim Scheiden
Mit der Liebe heilgen Eiden,
Ihn entbindet nur der Tod.
Ach! in diesem Augenblicke
Ringt er mit des Sturmes Wut,
Und hinab in ihre Schlünde
Reißt ihn die empörte Flut!

Falscher Pontus, deine Stille
War nur des Verrates Hülle,
Einem Spiegel warst du gleich,
Tückisch ruhten deine Wogen,
Bis du ihn heraus betrogen
In dein falsches Lügenreich.
Jetzt in deines Stromes Mitte,
Da die Rückkehr sich verschloß,
Lässest du auf den Verratnen
Alle deine Schrecken los."

Und es wächst des Sturmes Toben.
Hoch zu Bergen aufgehoben,
Schwillt das Meer, die Brandung bricht
Schäumend sich am Fuß der Klippen,
Selbst das Schiff mit Eichenrippen
Nahte unzerschmettert nicht.
Und im Wind erlischt die Fackel,
Die des Pfades Leuchte war,
Schrecken bietet das Gewässer,
Schrecken auch die Landung dar.

Und sie fleht zur Aphrodite,
Daß sie dem Orkan gebiete,
Sänftige der Wellen Zorn,
Und gelobt, den strengen Winden
Reiche Opfer anzuzünden,
Einen Stier mit goldnem Horn.
Alle Göttinnen der Tiefe,
Alle Götter in der Höh
Fleht sie, lindernd Oel zu gießen
In die sturmbewegte See.

„Höre meinen Ruf erschallen,
Steig aus deinen grünen Hallen,

Selige Leukothea!
Die der Schiffer in dem öden
Wellenreich, in Sturmesnöten
Rettend oft erſcheinen ſah.
Reich ihm deinen heilgen Schleier,
Der, geheimnisvoll gewebt,
Die ihn tragen, unverletzlich
Aus dem Grab der Fluten hebt."

Und die wilden Winde ſchweigen,
Hell an Himmels Rande ſteigen
Eos Pferde in die Höh.
Friedlich in dem kalten Bette
Fließt das Meer in Spiegelsglätte,
Heiter lächeln Luft und See.
Sanfter brechen ſich die Wellen
An des Ufers Felſenwand,
Und ſie ſchwemmen, ruhig ſpielend,
Einen Leichnam an den Strand.

Ja, er iſts, der, auch entſeelet,
Seinem heilgen Schwur nicht fehlet!
Schnellen Blicks erkennt ſie ihn.
Keine Klage läßt ſie ſchallen,
Keine Träne ſieht man fallen,
Kalt, verzweifelnd ſtarrt ſie hin.
Troſtlos in die öde Tiefe
Blickt ſie, in des Aethers Licht,
Und ein edles Feuer rötet
Das erbleichte Angeſicht.

„Ich erkenn euch, ernſte Mächte,
Strenge treibt ihr eure Rechte,
Furchtbar, unerbittlich ein.
Früh ſchon iſt mein Lauf beſchloſſen,

Doch das Glück hab ich genossen,
Und das schönste Los war mein.
Lebend hab ich deinem Tempel
Mich geweiht als Priesterin,
Dir ein freudig Opfer sterb ich,
Venus, große Königin!"

Und mit fliegendem Gewande
Schwingt sie von des Turmes Rande
In die Meerflut sich hinab.
Hoch in seinen Flutenreichen
Wälzt der Gott die heilgen Leichen,
Und er selber ist ihr Grab.
Und mit seinem Raub zufrieden,
Zieht er freudig fort und gießt
Aus der unerschöpften Urne
Seinen Strom, der ewig fließt.

Die Gunst des Augenblicks.

Und so finden wir uns wieder
In dem heitern bunten Reihn,
Und es soll der Kranz der Lieder
Frisch und grün geflochten sein.

Aber wem der Götter bringen
Wir des Liedes ersten Zoll?
Ihn vor allen laßt uns singen,
Der die Freude schaffen soll.

Denn was frommt es, daß mit Leben
Ceres den Altar geschmückt?
Daß den Purpursaft der Reben
Bacchus in die Schale drückt?

Zückt vom Himmel nicht der Funken,
Der den Herd in Flammen setzt,
Ist der Geist nicht feuertrunken,
Und das Herz bleibt unergetzt.

Aus den Wolken muß es fallen,
Aus der Götter Schoß, das Glück,
Und der mächtigste von allen
Herrschern ist der Augenblick.

Von dem allererſten Werden
Der unendlichen Natur,
Alles Göttliche auf Erden
Ist ein Lichtgedanke nur.

Langsam in dem Lauf der Horen
Füget sich der Stein zum Stein,
Schnell, wie es der Geist geboren,
Will das Werk empfunden sein.

Wie im hellen Sonnenblicke
Sich ein Farbenteppich webt,
Wie auf ihrer bunten Brücke
Iris durch den Himmel schwebt,

So ist jede schöne Gabe
Flüchtig wie des Blitzes Schein,
Schnell in ihrem düstern Grabe
Schließt die Nacht sie wieder ein.

Sehnsucht.

Ach, aus dieſes Tales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt ich doch den Ausgang finden,
Ach, wie fühlt ich mich beglückt!

Dort erblick ich schöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün!
Hätt ich Schwingen, hätt ich Flügel,
Nach den Hügeln zög ich hin.

Harmonien hör ich klingen,
Töne süßer Himmelsruh,
Und die leichten Winde bringen
Mir der Düfte Balsam zu,
Goldne Früchte seh ich glühen,
Winkend zwischen dunkelm Laub,
Und die Blumen, die dort blühen,
Werden keines Winters Raub.

Ach, wie schön muß sichs ergehen
Dort im ewgen Sonnenschein,
Und die Luft auf jenen Höhen,
O wie labend muß sie sein!
Doch mir wehrt des Stromes Toben,
Der ergrimmt dazwischen braust,
Seine Wellen sind gehoben,
Daß die Seele mir ergraust.

Einen Nachen seh ich schwanken,
Aber ach! der Fährmann fehlt.
Frisch hinein und ohne Wanken!
Seine Segel sind beseelt.
Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leihn kein Pfand,
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland.

Die Antiken zu Paris.

Was der Griechen Kunst erschaffen,
Mag der Franke mit den Waffen

Führen nach der Seine Strand,
Und in prangenden Muſeen
Zeig er ſeine Siegstrophäen
Dem erſtaunten Vaterland!

Ewig werden ſie ihm ſchweigen,
Nie von den Geſtellen ſteigen
In des Lebens friſchen Reihn.
Der allein beſitzt die Muſen,
Der ſie trägt im warmen Buſen,
Dem Vandalen ſind ſie Stein.

Die deutſche Muſe.

Kein auguſtiſch Alter blühte,
Keines Medizäers Güte
Lächelte der deutſchen Kunſt:
Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
Sie entfaltete die Blume
Nicht am Strahl der Fürſtengunſt.

Von dem größten deutſchen Sohne,
Von des großen Friedrichs Throne
Ging ſie ſchutzlos, ungeehrt.
Rühmend darfs der Deutſche ſagen,
Höher darf das Herz ihm ſchlagen:
Selbſt erſchuf er ſich den Wert.

Darum ſteigt in höherm Bogen,
Darum ſtrömt in vollern Wogen
Deutſcher Barden Hochgeſang;
Und in eigner Fülle ſchwellend
Und aus Herzens Tiefen quellend,
Spottet er der Regeln Zwang.

Dem Erbprinzen von Weimar,

als er nach Paris reiste, in einem freundschaftlichen Zirkel gesungen.

So bringet denn die letzte volle Schale
Dem lieben Wandrer dar,
Der Abschied nimmt von diesem stillen Tale,
Das seine Wiege war.

Er reißt sich aus den väterlichen Hallen,
Aus lieben Armen los,
Nach jener stolzen Bürgerstadt zu wallen,
Vom Raub der Länder groß.

Die Zwietracht flieht, die Donnerstürme schweigen,
Gefesselt ist der Krieg,
Und in den Krater darf man niedersteigen,
Aus dem die Lava stieg.

Dich führe durch das wild bewegte Leben
Ein gnädiges Geschick!
Ein reines Herz hat dir Natur gegeben,
O bring es rein zurück!

Die Länder wirst du sehen, die das wilde
Gespann des Kriegs zertrat,
Doch lächelnd grüßt der Friede die Gefilde
Und streut die goldne Saat.

Den alten Vater Rhein wirst du begrüßen,
Der deines großen Ahns
Gedenken wird, solang sein Strom wird fließen
Ins Bett des Ozeans.

Dort huldige des Helden großen Manen
Und opfere dem Rhein,
Dem alten Grenzenhüter der Germanen,
Von seinem eignen Wein.

Daß dich der vaterländsche Geist begleite,
Wenn dich das schwanke Brett
Hinüberträgt auf jene linke Seite,
Wo deutsche Treu vergeht!

Thekla.

Eine Geisterstimme.

Wo ich sei, und wo mich hingewendet,
Als mein flüchtger Schatte dir entschwebt?
Hab ich nicht beschlossen und geendet,
Hab ich nicht geliebet und gelebt?

Willst du nach den Nachtigallen fragen,
Die mit seelenvoller Melodie
Dich entzückten in des Lenzes Tagen?
Nur solang sie liebten, waren sie.

Ob ich den Verlorenen gefunden?
Glaube mir, ich bin mit ihm vereint,
Wo sich nicht mehr trennt, was sich verbunden,
Dort, wo keine Träne wird geweint.

Dorten wirst auch du uns wieder finden,
Wenn dein Lieben unserm Lieben gleicht;
Dort ist auch der Vater, frei von Sünden,
Den der blutge Mord nicht mehr erreicht.

Und er fühlt, daß ihn kein Wahn betrogen,
Als er aufwärts zu den Sternen sah;
Denn wie jeder wägt, wird ihm gewogen,
Wer es glaubt, dem ist das Heilge nah.

Wort gehalten wird in jenen Räumen
Jedem schönen gläubigen Gefühl;
Wage du, zu irren und zu träumen:
Hoher Sinn liegt oft in kindschem Spiel.

Die vier Weltalter.

Wohl perlet im Glaſe der purpurne Wein,
Wohl glänzen die Augen der Gäſte,
Es zeigt ſich der Sänger, er tritt herein,
Zu dem Guten bringt er das Beſte;
Denn ohne die Leier im himmliſchen Saal
Iſt die Freude gemein auch beim Nektarmahl.

Ihm gaben die Götter das reine Gemüt,
Wo die Welt ſich, die ewige, ſpiegelt,
Er hat alles geſehn, was auf Erden geſchieht
Und was uns die Zukunft verſiegelt;
Er ſaß in der Götter urälteſtem Rat
Und behorchte der Dinge geheimſte Saat.

Er breitet es luſtig und glänzend aus,
Das zuſammengefaltete Leben,
Zum Tempel ſchmückt er das irdiſche Haus,
Ihm hat es die Muſe gegeben;
Kein Dach iſt ſo niedrig, keine Hütte ſo klein,
Er führt einen Himmel voll Götter hinein.

Und wie der erfindende Sohn des Zeus
Auf des Schildes einfachem Runde
Die Erde, das Meer und den Sternenkreis
Gebildet mit göttlicher Kunde,
So drückt er ein Bild des unendlichen All
In des Augenblicks flüchtig verrauſchenden Schall.

Er kommt aus dem kindlichen Alter der Welt,
Wo die Völker ſich jugendlich freuten,
Er hat ſich, ein fröhlicher Wandrer, geſellt
Zu allen Geſchlechtern und Zeiten.
Vier Menſchenalter hat er geſehn
Und läßt ſie am fünften vorübergehn.

Erſt regierte Saturnus ſchlicht und gerecht,
Da war es heute wie morgen,
Da lebten die Hirten, ein harmlos Geſchlecht,
Und brauchten für gar nichts zu ſorgen;
Sie liebten und taten weiter nichts mehr,
Die Erde gab alles freiwillig her.

Drauf kam die Arbeit, der Kampf begann
Mit Ungeheuern und Drachen,
Und die Helden fingen, die Herrſcher an,
Und den Mächtigen ſuchten die Schwachen,
Und der Streit zog in des Skamanders Feld,
Doch die Schönheit war immer der Gott der Welt.

Aus dem Kampf ging endlich der Sieg hervor,
Und der Kraft entblühte die Milde,
Da ſangen die Muſen im himmliſchen Chor,
Da erhuben ſich Göttergebilde.
Das Alter der göttlichen Phantaſie,
Es iſt verſchwunden, es kehret nie.

Die Götter ſanken vom Himmelsthron,
Es ſtürzten die herrlichen Säulen,
Und geboren wurde der Jungfrau Sohn,
Die Gebrechen der Erde zu heilen;
Verbannt ward der Sinne flüchtige Luſt,
Und der Menſch griff denkend in ſeine Bruſt.

Und der eitle, der üppige Reiz entwich,
Der die frohe Jugendwelt zierte,
Der Mönch und die Nonne zergeißelten ſich,
Und der eiſerne Ritter turnierte.
Doch war das Leben auch finſter und wild,
So blieb doch die Liebe lieblich und mild.

Und einen heiligen keuschen Altar
Bewahrten sich stille die Musen:
Es lebte, was edel und sittlich war,
In der Frauen züchtigem Busen;
Die Flamme des Liedes entbrannte neu
An der schönen Minne und Liebestreu.

Drum soll auch ein ewiges zartes Band
Die Frauen, die Sänger umflechten,
Sie wirken und weben Hand in Hand
Den Gürtel des Schönen und Rechten.
Gesang und Liebe in schönem Verein,
Sie erhalten dem Leben den Jugendschein.

An die Freunde.

Lieben Freunde, es gab schönre Zeiten
Als die unsern — das ist nicht zu streiten!
Und ein edler Volk hat einst gelebt.
Könnte die Geschichte davon schweigen,
Tausend Steine würden redend zeugen,
Die man aus dem Schoß der Erde gräbt.
Doch es ist dahin, es ist verschwunden,
Dieses hochbegünstigte Geschlecht.
Wir, wir leben! Unser sind die Stunden,
Und der Lebende hat recht.

Freunde, es gibt glücklichere Zonen
Als das Land, worin wir leidlich wohnen,
Wie der weitgereiste Wandrer spricht.
Aber hat Natur uns viel entzogen,
War die Kunst uns freundlich doch gewogen,
Unser Herz erwarmt an ihrem Licht.
Will der Lorbeer hier sich nicht gewöhnen,
Wird die Myrte unsers Winters Raub,

Grünet doch, die Schläfe zu bekrönen,
Uns der Rebe muntres Laub.

Wohl von größerm Leben mag es rauſchen,
Wo vier Welten ihre Schätze tauſchen,
An der Themſe, auf dem Markt der Welt.
Tauſend Schiffe landen an und gehen,
Da iſt jedes Köſtliche zu ſehen,
Und es herrſcht der Erde Gott, das Geld.
Aber nicht im trüben Schlamm der Bäche,
Der von wilden Regengüſſen ſchwillt,
Auf des ſtillen Baches ebner Fläche
Spiegelt ſich das Sonnenbild.

Prächtiger als wir in unſerm Norden
Wohnt der Bettler an der Engelspforten,
Denn er ſieht das ewig einz'ge Rom!
Ihn umgibt der Schönheit Glanzgewimmel,
Und ein zweiter Himmel in den Himmel
Steigt Sankt Peters wunderbarer Dom.
Aber Rom in allem ſeinem Glanze
Iſt ein Grab nur der Vergangenheit;
Leben duftet nur die friſche Pflanze,
Die die grüne Stunde ſtreut.

Größres mag ſich anderswo begeben,
Als bei uns in unſerm kleinen Leben,
Neues — hat die Sonne nie geſehn.
Sehn wir doch das Große aller Zeiten
Auf den Brettern, die die Welt bedeuten,
Sinnvoll, ſtill an uns vorübergehn.
Alles wiederholt ſich nur im Leben,
Ewig jung iſt nur die Phantaſie:
Was ſich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie!

Die Künstler.

Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige
Stehst du an des Jahrhunderts Neige,
In edler stolzer Männlichkeit,
Mit aufgeschloßnem Sinn, mit Geistesfülle,
Voll milden Ernsts, in tatenreicher Stille,
Der reifste Sohn der Zeit,
Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze,
Durch Sanftmut groß und reich durch Schätze,
Die lange Zeit dein Busen dir verschwieg,
Herr der Natur, die deine Fesseln liebet,
Die deine Kraft in tausend Kämpfen übet
Und prangend unter dir aus der Verwildrung stieg!

Berauscht von dem errungnen Sieg,
Verlerne nicht, die Hand zu preisen,
Die an des Lebens ödem Strand
Den weinenden verlaßnen Waisen,
Des wilden Zufalls Beute, fand,
Die frühe schon der künftgen Geisterwürde
Dein junges Herz im stillen zugekehrt
Und die befleckende Begierde
Von deinem zarten Busen abgewehrt,
Die Gütige, die deine Jugend
In hohen Pflichten spielend unterwies
Und das Geheimnis der erhabnen Tugend
In leichten Rätseln dich erraten ließ,
Die, reifer nur ihn wieder zu empfangen,
In fremde Arme ihren Liebling gab;
O falle nicht mit ausgeartetem Verlangen
Zu ihren niedern Dienerinnen ab!
Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein,

Dein Wissen teilest du mit vorgezognen Geistern,
Die Kunst, o Mensch, hast du allein.

Nur durch das Morgentor des Schönen
Drangst du in der Erkenntnis Land.
An höhern Glanz sich zu gewöhnen,
Uebt sich am Reize der Verstand.
Was bei dem Saitenklang der Musen
Mit süßem Beben dich durchdrang,
Erzog die Kraft in deinem Busen,
Die sich dereinst zum Weltgeist schwang.

Was erst, nachdem Jahrtausende verflossen,
Die alternde Vernunft erfand,
Lag im Symbol des Schönen und des Großen
Voraus geoffenbart dem kindischen Verstand.
Ihr holdes Bild hieß uns die Tugend lieben,
Ein zarter Sinn hat vor dem Laster sich gesträubt,
Eh noch ein Solon das Gesetz geschrieben,
Das matte Blüten langsam treibt.
Eh vor des Denkers Geist der kühne
Begriff des ewgen Raumes stand,
Wer sah hinauf zur Sternenbühne,
Der ihn nicht ahndend schon empfand?

Die, eine Glorie von Orionen
Ums Angesicht, in hehrer Majestät,
Nur angeschaut von reineren Dämonen,
Verzehrend über Sternen geht,
Geflohn auf ihrem Sonnenthrone,
Die furchtbar herrliche Urania,
Mit abgelegter Feuerkrone
Steht sie — als Schönheit vor uns da.
Der Anmut Gürtel umgewunden,
Wird sie zum Kind, daß Kinder sie verstehn.

Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einst als Wahrheit uns entgegen gehn.

Als der Erschaffende von seinem Angesichte
Den Menschen in die Sterblichkeit verwies
Und eine späte Wiederkehr zum Lichte
Auf schwerem Sinnenpfad ihn finden hieß,
Als alle Himmlischen ihr Antlitz von ihm wandten,
Schloß sie, die Menschliche, allein
Mit dem Verlassenen, Verbannten
Großmütig in die Sterblichkeit sich ein.
Hier schwebt sie, mit gesenktem Fluge,
Um ihren Liebling, nah am Sinnenland
Und malt mit lieblichem Betruge
Elysium auf seine Kerkerwand.

Als in den weichen Armen dieser Amme
Die zarte Menschheit noch geruht,
Da schürte heilge Mordsucht keine Flamme,
Da rauchte kein unschuldig Blut.
Das Herz, das sie an sanften Banden lenket,
Verschmäht der Pflichten knechtisches Geleit;
Ihr Lichtpfad, schöner nur geschlungen, senket
Sich in die Sonnenbahn der Sittlichkeit.
Die ihrem keuschen Dienste leben,
Versucht kein niedrer Trieb, bleicht kein Geschick;
Wie unter heilige Gewalt gegeben,
Empfangen sie das reine Geisterleben,
Der Freiheit süßes Recht, zurück.

Glückselige, die sie — aus Millionen
Die reinsten — ihrem Dienst geweiht,
In deren Brust sie würdigte zu thronen,
Durch deren Mund die Mächtige gebeut,
Die sie auf ewig flammenden Altären
Erkor, das heilge Feuer ihr zu nähren,

Vor deren Aug allein sie hüllenlos erscheint,
Die sie in sanftem Bund um sich vereint!
Freut euch der ehrenvollen Stufe,
Worauf die hohe Ordnung euch gestellt!
In die erhabne Geisterwelt
Wart ihr der Menschheit erste Stufe!

Eh ihr das Gleichmaß in die Welt gebracht,
Dem alle Wesen freudig dienen —
Ein unermeßner Bau, im schwarzen Flor der Nacht,
Nächst um ihn her, mit mattem Strahl beschienen,
Ein streitendes Gestaltenheer,
Die seinen Sinn in Sklavenbanden hielten
Und ungesellig, rauh wie er,
Mit tausend Kräften auf ihn zielten —
So stand die Schöpfung vor dem Wilden.
Durch der Begierde blinde Fessel nur
An die Erscheinungen gebunden,
Entfloh ihm, ungenossen, unempfunden,
Die schöne Seele der Natur.

Und wie sie fliehend jetzt vorüber fuhr,
Ergriffet ihr die nachbarlichen Schatten
Mit zartem Sinn, mit stiller Hand,
Und lerntet in harmonischem Band
Gesellig sie zusammengatten.
Leichtschwebend fühlte sich der Blick
Vom schlanken Wuchs der Zeder aufgezogen,
Gefällig strahlte der Kristall der Wogen
Die hüpfende Gestalt zurück.
Wie konntet ihr des schönen Winks verfehlen,
Womit euch die Natur hilfreich entgegenkam?
Die Kunst, den Schatten ihr nachahmend abzustehlen,
Wies euch das Bild, das auf der Woge schwamm.

Von ihrem Wesen abgeschieden,
Ihr eignes liebliches Phantom,
Warf sie sich in den Silberstrom,
Sich ihrem Räuber anzubieten.
Die schöne Bildkraft ward in eurem Busen wach.
Zu edel schon, nicht müßig zu empfangen,
Schuft ihr im Sand, im Ton den holden Schatten nach,
Im Umriß ward sein Dasein aufgefangen.
Lebendig regte sich des Wirkens süße Lust —
Die erste Schöpfung trat aus eurer Brust.

Von der Betrachtung angehalten,
Von eurem Späheraug umstrickt,
Verrieten die vertraulichen Gestalten
Den Talisman, wodurch sie euch entzückt.
Die wunderwirkenden Gesetze,
Des Reizes ausgeforschte Schätze
Verknüpfte der erfindende Verstand
In leichtem Bund in Werken eurer Hand.
Der Obeliske stieg, die Pyramide,
Die Herme stand, die Säule sprang empor,
Des Waldes Melodie floß aus dem Haberrohr,
Und Siegestaten lebten in dem Liede.

Die Auswahl einer Blumenflur,
Mit weiser Wahl in einen Strauß gebunden,
So trat die erste Kunst aus der Natur;
Jetzt werden Sträuße schon in einen Kranz gewunden,
Und eine zweite, höhre Kunst erstand
Aus Schöpfungen der Menschenhand.
Das Kind der Schönheit, sich allein genug,
Vollendet schon aus eurer Hand gegangen,
Verliert die Krone, die es trug,
Sobald es Wirklichkeit empfangen.

Die Säule muß, dem Gleichmaß untertan,
An ihre Schweſtern nachbarlich ſich ſchließen,
Der Held im Heldenheer zerfließen.
Des Mäoniden Harfe ſtimmt voran.

Bald drängten ſich die ſtaunenden Barbaren
Zu dieſen neuen Schöpfungen heran.
Seht, riefen die erfreuten Scharen,
Seht an, das hat der Menſch getan!
In luſtigen, geſelligeren Paaren
Riß ſie des Sängers Leier nach,
Der von Titanen ſang und Rieſenſchlachten
Und Löwentötern, die, ſolang der Sänger ſprach,
Aus ſeinen Hörern Helden machten.
Zum erſtenmal genießt der Geiſt,
Erquickt von ruhigeren Freuden,
Die aus der Ferne nur ihn weiden,
Die ſeine Gier nicht in ſein Weſen reißt,
Die im Genuſſe nicht verſcheiden.

Jetzt wand ſich von dem Sinnenſchlafe
Die freie ſchöne Seele los;
Durch euch entfeſſelt, ſprang der Sklave
Der Sorge in der Freude Schoß.
Jetzt fiel der Tierheit dumpfe Schranke,
Und Menſchheit trat auf die entwölkte Stirn,
Und der erhabne Fremdling, der Gedanke,
Sprang aus dem ſtaunenden Gehirn.
Jetzt ſtand der Menſch und wies den Sternen
Das königliche Angeſicht,
Schon dankte nach erhabnen Fernen
Sein ſprechend Aug dem Sonnenlicht.
Das Lächeln blühte auf der Wange,
Der Stimme ſeelenvolles Spiel

Entfaltete sich zum Gesange,
Im feuchten Auge schwamm Gefühl,
Und Scherz mit Huld in anmutsvollem Bunde
Entquollen dem beseelten Munde.

Begraben in des Wurmes Triebe,
Umschlungen von des Sinnes Lust,
Erkanntet ihr in seiner Brust
Den edlen Keim der Geisterliebe.
Daß von des Sinnes niederm Triebe
Der Liebe beßrer Keim sich schied,
Dankt er dem ersten Hirtenlied.
Geadelt zur Gedankenwürde,
Floß die verschämtere Begierde
Melodisch aus des Sängers Mund.
Sanft glühten die betauten Wangen,
Das überlebende Verlangen
Verkündigte der Seelen Bund.

Der Weisen Weisestes, der Milden Milde,
Der Starken Kraft, der Edeln Grazie
Vermähltet ihr in Einem Bilde
Und stelltet es in eine Glorie.
Der Mensch erbebte vor dem Unbekannten,
Er liebte seinen Widerschein;
Und herrliche Heroen brannten,
Dem großen Wesen gleich zu sein.
Den ersten Klang vom Urbild alles Schönen,
Ihr ließet ihn in der Natur ertönen.

Der Leidenschaften wilden Drang,
Des Glückes regellose Spiele,
Der Pflichten und Instinkte Zwang
Stellt ihr mit prüfendem Gefühle,
Mit strengem Richtscheit nach dem Ziele.

Was die Natur auf ihrem großen Gange
In weiten Fernen auseinander zieht,
Wird auf dem Schauplatz, im Gesange,
Der Ordnung leicht gefaßtes Glied.
Vom Eumenidenchor geschrecket,
Zieht sich der Mord, auch nie entdecket,
Das Los des Todes aus dem Lied.
Lang, eh die Weisen ihren Ausspruch wagen,
Löst eine Ilias des Schicksals Rätselfragen
Der jugendlichen Vorwelt auf;
Still wandelte von Thespis Wagen
Die Vorsicht in den Weltenlauf.

Doch in den großen Weltenlauf
Ward euer Ebenmaß zu früh getragen.
Als des Geschickes dunkle Hand,
Was sie vor eurem Auge schnürte,
Vor eurem Aug nicht auseinander band,
Das Leben in die Tiefe schwand,
Eh es den schönen Kreis vollführte:
Da führtet ihr aus kühner Eigenmacht
Den Bogen weiter durch der Zukunft Nacht;
Da stürztet ihr euch ohne Beben
In des Avernus schwarzen Ozean
Und trafet das entflohne Leben
Jenseits der Urne wieder an:
Da zeigte sich mit umgestürztem Lichte,
An Kastor angelehnt, ein blühend Polluxbild,
Der Schatten in des Mondes Angesichte,
Eh sich der schöne Silberkreis erfüllt.

Doch höher stets, zu immer höhern Höhen
Schwang sich der schaffende Genie.
Schon sieht man Schöpfungen aus Schöpfungen erstehen,
Aus Harmonien Harmonie.

Was hier allein das trunkne Aug entzückt,
Dient unterwürfig dort der höhern Schöne;
Der Reiz, der diese Nymphe schmückt,
Schmilzt sanft in eine göttliche Athene;
Die Kraft, die in des Ringers Muskel schwillt,
Muß in des Gottes Schönheit lieblich schweigen,
Das Staunen seiner Zeit, das stolze Jovisbild,
Im Tempel zu Olympia sich neigen.

Die Welt, verwandelt durch den Fleiß,
Das Menschenherz, bewegt von neuen Trieben,
Die sich in heißen Kämpfen üben,
Erweitern euren Schöpfungskreis.
Der fortgeschrittne Mensch trägt auf erhobnen Schwingen
Dankbar die Kunst mit sich empor,
Und neue Schönheitswelten springen
Aus der bereicherten Natur hervor,
Des Wissens Schranken gehen auf,
Der Geist, in euren leichten Siegen
Geübt, mit schnell gezeitigtem Vergnügen
Ein künstlich All von Reizen zu durcheilen,
Stellt der Natur entlegenere Säulen,
Ereilet sie auf ihrem dunkeln Lauf.
Jetzt wägt er sie mit menschlichen Gewichten,
Mißt sie mit Maßen, die sie ihm geliehn;
Verständlicher in seiner Schönheit Pflichten
Muß sie an seinem Aug vorüberziehn.
In selbstgefälliger jugendlicher Freude
Leiht er den Sphären seine Harmonie,
Und preiset er das Weltgebäude,
So prangt es durch die Symmetrie.

In allem, was ihn jetzt umlebet,
Spricht ihn das holde Gleichmaß an.
Der Schönheit goldner Gürtel webet

Sich mild in ſeine Lebensbahn;
Die ſelige Vollendung ſchwebet
In euren Werken ſiegend ihm voran.
Wohin die laute Freude eilet,
Wohin der ſtille Kummer flieht,
Wo die Betrachtung denkend weilet,
Wo er des Elends Tränen ſieht,
Wo tauſend Schrecken auf ihn zielen,
Folgt ihm ein Harmonienbach,
Sieht er die Huldgöttinnen ſpielen
Und ringt in ſtill verfeinerten Gefühlen
Der lieblichen Begleitung nach.
Sanft, wie des Reizes Linien ſich winden,
Wie die Erſcheinungen um ihn
In weichem Umriß ineinander ſchwinden,
Flieht ſeines Lebens leichter Hauch dahin.
Sein Geiſt zerrinnt im Harmonienmeere,
Das ſeine Sinne wolluſtreich umfließt,
Und der hinſchmelzende Gedanke ſchließt
Sich ſtill an die allgegenwärtige Cythere.
Mit dem Geſchick in hoher Einigkeit,
Gelaſſen hingeſtützt auf Grazien und Muſen,
Empfängt er das Geſchoß, das ihn bedräut,
Mit freundlich dargebotnem Buſen
Vom ſanften Bogen der Notwendigkeit.

Vertraute Lieblinge der ſelgen Harmonie,
Erfreuende Begleiter durch das Leben,
Das Edelſte, das Teuerſte, was ſie,
Die Leben gab, zum Leben uns gegeben!
Daß der entjochte Menſch jetzt ſeine Pflichten denkt,
Die Feſſel liebet, die ihn lenkt,
Kein Zufall mehr mit ehrnem Zepter ihm gebeut,
Dies dankt euch — eure Ewigkeit

Und ein erhabner Lohn in eurem Herzen.
Daß um den Kelch, worin uns Freiheit rinnt,
Der Freude Götter lustig scherzen,
Der holde Traum sich lieblich spinnt,
Dafür seid liebevoll umfangen!

Dem prangenden, dem heitern Geist,
Der die Notwendigkeit mit Grazie umzogen,
Der seinen Aether, seinen Sternenbogen
Mit Anmut uns bedienen heißt,
Der, wo er schreckt, noch durch Erhabenheit entzücket
Und zum Verheeren selbst sich schmücket,
Dem großen Künstler ahmt ihr nach.
Wie auf dem spiegelhellen Bach
Die bunten Ufer tanzend schweben,
Das Abendrot, das Blütenfeld,
So schimmert auf dem dürftgen Leben
Der Dichtung muntre Schattenwelt.
Ihr führet uns im Brautgewande
Die fürchterliche Unbekannte,
Die unerweichte Parze vor.
Wie eure Urnen die Gebeine,
Deckt ihr mit holdem Zauberscheine
Der Sorgen schauervollen Chor.
Jahrtausende hab ich durcheilet,
Der Vorwelt unabsehlich Reich:
Wie lacht die Menschheit, wo ihr weilet,
Wie traurig liegt sie hinter euch!

Die einst mit flüchtigem Gefieder
Voll Kraft aus euren Schöpferhänden stieg,
In eurem Arm fand sie sich wieder,
Als durch der Zeiten stillen Sieg
Des Lebens Blüte von der Wange,
Die Stärke von den Gliedern wich,

Und traurig, mit entnervtem Gange,
Der Greis an seinem Stabe schlich.
Da reichtet ihr aus frischer Quelle
Dem Lechzenden die Lebenswelle;
Zweimal verjüngte sich die Zeit,
Zweimal von Samen, die ihr ausgestreut.

Vertrieben von Barbarenheeren,
Entrisset ihr den letzten Opferbrand
Des Orients entheiligten Altären
Und brachtet ihn dem Abendland.
Da stieg der schöne Flüchtling aus dem Osten,
Der junge Tag, im Westen neu empor,
Und auf Hesperiens Gefilden sproßten
Verjüngte Blüten Joniens hervor.
Die schönere Natur warf in die Seelen
Sanft spiegelnd einen schönen Widerschein,
Und prangend zog in die geschmückten Seelen
Des Lichtes große Göttin ein.
Da sah man Millionen Ketten fallen,
Und über Sklaven sprach jetzt Menschenrecht;
Wie Brüder friedlich miteinander wallen,
So mild erwuchs das jüngere Geschlecht.
Mit innrer hoher Freudenfülle
Genießt ihr das gegebne Glück,
Und tretet in der Demut Hülle
Mit schweigendem Verdienst zurück.

Wenn auf des Denkens freigegebnen Bahnen
Der Forscher jetzt mit kühnem Glücke schweift
Und, trunken von siegrufenden Päanen,
Mit rascher Hand schon nach der Krone greift,
Wenn er mit niederm Söldnerlohne
Den edlen Führer zu entlassen glaubt
Und neben dem geträumten Throne

Der Kunst den ersten Sklavenplatz erlaubt:
Verzeiht ihm — der Vollendung Krone
Schwebt glänzend über eurem Haupt.
Mit euch, des Frühlings erster Pflanze,
Begann die seelenbildende Natur;
Mit euch, dem freudgen Erntekranze,
Schließt die vollendende Natur.

Die von dem Ton, dem Stein bescheiden aufgestiegen,
Die schöpferische Kunst, umschließt mit stillen Siegen
Des Geistes unermeßnes Reich.
Was in des Wissens Land Entdecker nur ersiegen,
Entdecken sie, ersiegen sie für euch.
Der Schätze, die der Denker aufgehäufet,
Wird er in euren Armen erst sich freun,
Wenn seine Wissenschaft, der Schönheit zugereifet,
Zum Kunstwerk wird geadelt sein —
Wenn er auf einen Hügel mit euch steiget
Und seinem Auge sich, in mildem Abendschein,
Das malerische Tal — auf einmal zeiget.

Je reicher ihr den schnellen Blick vergnüget,
Je höhre, schönre Ordnungen der Geist
In einem Zauberbund durchflieget,
In einem schwelgenden Genuß umkreist;
Je weiter sich Gedanken und Gefühle
Dem üppigeren Harmonienspiele,
Dem reichern Strom der Schönheit aufgetan —
Je schönre Glieder aus dem Weltenplan,
Die jetzt verstümmelt seine Schöpfung schänden,
Sieht er die hohen Formen dann vollenden,
Je schönre Rätsel treten aus der Nacht,
Je reicher wird die Welt, die er umschließet,
Je breiter strömt das Meer, mit dem er fließet,
Je schwächer wird des Schicksals blinde Macht,

Je höher ſtreben ſeine Triebe,
Je kleiner wird er ſelbſt, je größer ſeine Liebe.

So führt ihn, in verborgnem Lauf,
Durch immer reinre Formen, reinre Töne,
Durch immer höhre Höhn und immer ſchönre Schöne
Der Dichtung Blumenleiter ſtill hinauf —
Zuletzt, am reifen Ziel der Zeiten,
Noch eine glückliche Begeiſterung,
Des jüngſten Menſchenalters Dichterſchwung,
Und — in der Wahrheit Arme wird er gleiten.

Sie ſelbſt, die ſanfte Cypria,
Umleuchtet von der Feuerkrone,
Steht dann vor ihrem mündgen Sohne
Entſchleiert — als Urania,
So ſchneller nur von ihm erhaſchet,
Je ſchöner er von ihr geflohn!
So ſüß, ſo ſelig überraſchet
Stand einſt Ulyſſens edler Sohn,
Da ſeiner Jugend himmliſcher Gefährte
Zu Jovis Tochter ſich verklärte.

Der Menſchheit Würde iſt in eure Hand gegeben,
Bewahret ſie!
Sie ſinkt mit euch! Mit euch wird ſie ſich heben!
Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weiſen Weltenplane,
Still lenke ſie zum Ozeane
Der großen Harmonie!

Von ihrer Zeit verſtoßen, flüchte
Die ernſte Wahrheit zum Gedichte
Und finde Schutz in der Kamönen Chor.
In ihres Glanzes höchſter Fülle,
Furchtbarer in des Reizes Hülle,

Erstehe sie in dem Gesange
Und räche sich mit Siegesklange
An des Verfolgers feigem Ohr.

Der freisten Mutter freie Söhne,
Schwingt euch mit festem Angesicht
Zum Strahlensitz der höchsten Schöne,
Um andre Kronen buhlet nicht!
Die Schwester, die euch hier verschwunden,
Holt ihr im Schoß der Mutter ein;
Was schöne Seelen schön empfunden,
Muß trefflich und vollkommen sein.
Erhebet euch mit kühnem Flügel
Hoch über euren Zeitenlauf;
Fern dämmre schon in eurem Spiegel
Das kommende Jahrhundert auf!
Auf tausendfach verschlungnen Wegen
Der reichen Mannigfaltigkeit
Kommt dann umarmend euch entgegen
Am Thron der hohen Einigkeit!
Wie sich in sieben milden Strahlen
Der weiße Schimmer lieblich bricht,
Wie sieben Regenbogenstrahlen
Zerrinnen in das weiße Licht,
So spielt in tausendfacher Klarheit
Bezaubernd um den trunknen Blick,
So fließt in Einen Bund der Wahrheit,
In Einen Strom des Lichts zurück!

Kassandra.

Freude war in Trojas Hallen,
Eh die hohe Feste fiel,
Jubelhymnen hört man schallen
In der Saiten goldnes Spiel.

Alle Hände ruhen müde
Von dem tränenvollen Streit,
Weil der herrliche Pelide
Priams schöne Tochter freit.

Und geschmückt mit Lorbeerreisern,
Festlich wallet Schar auf Schar
Nach der Götter heilgen Häusern,
Zu des Thymbriers Altar.
Dumpfbrausend durch die Gassen
Wälzt sich die bacchantsche Lust,
Und in ihrem Schmerz verlassen
War nur Eine traurge Brust.

Freudlos in der Freude Fülle,
Ungesellig und allein,
Wandelte Kassandra stille
In Apollos Lorbeerhain.
In des Waldes tiefste Gründe
Flüchtete die Seherin,
Und sie warf die Priesterbinde
Zu der Erde zürnend hin:

„Alles ist der Freude offen,
Alle Herzen sind beglückt,
Und die alten Eltern hoffen,
Und die Schwester steht geschmückt.
Ich allein muß einsam trauern,
Denn mich flieht der süße Wahn,
Und geflügelt diesen Mauern
Seh ich das Verderben nahn.

Eine Fackel seh ich glühen,
Aber nicht in Hymens Hand,
Nach den Wolken seh ichs ziehen,
Aber nicht wie Opferbrand.

Feste seh ich froh bereiten,
Doch im ahnungsvollen Geist
Hör ich schon des Gottes Schreiten,
Der sie jammervoll zerreißt.

Und sie schelten meine Klagen,
Und sie höhnen meinen Schmerz,
Einsam in die Wüste tragen
Muß ich mein gequältes Herz,
Von den Glücklichen gemieden
Und den Fröhlichen ein Spott!
Schweres hast du mir beschieden,
Pythischer, du arger Gott!

Dein Orakel zu verkünden,
Warum warfest du mich hin
In die Stadt der ewig Blinden
Mit dem aufgeschloßnen Sinn?
Warum gabst du mir zu sehen,
Was ich doch nicht wenden kann?
Das Verhängte muß geschehen,
Das Gefürchtete muß nahn.

Frommts, den Schleier aufzuheben,
Wo das nahe Schrecknis droht?
Nur der Irrtum ist das Leben,
Und das Wissen ist der Tod.
Nimm, o nimm die traurge Klarheit,
Mir vom Aug den blutgen Schein!
Schrecklich ist es, deiner Wahrheit
Sterbliches Gefäß zu sein.

Meine Blindheit gib mir wieder
Und den fröhlich dunkeln Sinn!
Nimmer sang ich freudge Lieder,
Seit ich deine Stimme bin.

Zukunft haſt du mir gegeben,
Doch du nahmſt den Augenblick,
Nahmſt der Stunde fröhlich Leben —
Nimm dein falſch Geſchenk zurück!

Nimmer mit dem Schmuck der Bräute
Kränzt ich mir das duftge Haar,
Seit ich deinem Dienſt mich weihte
An dem traurigen Altar.
Meine Jugend war nur Weinen,
Und ich kannte nur den Schmerz,
Jede herbe Not der Meinen
Schlug an mein empfindend Herz.

Fröhlich ſeh ich die Geſpielen,
Alles um mich lebt und liebt
In der Jugend Luſtgefühlen,
Mir nur iſt das Herz getrübt.
Mir erſcheint der Lenz vergebens,
Der die Erde feſtlich ſchmückt;
Wer erfreute ſich des Lebens,
Der in ſeine Tiefen blickt!

Selig preis ich Polyxenen
In des Herzens trunknem Wahn,
Denn den beſten der Hellenen
Hofft ſie bräutlich zu umfahn.
Stolz iſt ihre Bruſt gehoben,
Ihre Wonne faßt ſie kaum,
Nicht euch Himmliſche dort oben
Neidet ſie in ihrem Traum.

Und auch ich hab ihn geſehen,
Den das Herz verlangend wählt,
Seine ſchönen Blicke flehen,
Von der Liebe Glut beſeelt.

Gerne möcht ich mit dem Gatten
In die heimsche Wohnung ziehn,
Doch es tritt ein stygscher Schatten
Nächtlich zwischen mich und ihn.

Ihre bleichen Larven alle
Sendet mir Proserpina,
Wo ich wandre, wo ich walle,
Stehen mir die Geister da,
In der Jugend frohe Spiele
Drängen sie sich grausend ein,
Ein entsetzliches Gewühle —
Nimmer kann ich fröhlich sein.

Und den Mordstahl seh ich blinken
Und des Mörders Auge glühn,
Nicht zur Rechten, nicht zur Linken
Kann ich vor dem Schrecknis fliehn;
Nicht die Blicke darf ich wenden,
Wissend, schauend, unverwandt
Muß ich mein Geschick vollenden,
Fallend in dem fremden Land."

Und noch hallen ihre Worte,
Horch! da dringt verworrner Ton
Fernher aus des Tempels Pforte,
Tot lag Thetis großer Sohn!
Eris schüttelt ihre Schlangen,
Alle Götter fliehn davon,
Und des Donners Wolken hangen
Schwer herab auf Ilion.

Die Macht des Gesanges.

Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
Er kommt mit Donners Ungestüm,
Bergtrümmer folgen seinen Güssen,
Und Eichen stürzen unter ihm;
Erstaunt, mit wollustvollem Grausen,
Hört ihn der Wanderer und lauscht,
Er hört die Flut vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht:
So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.

Verbündet mit den furchtbarn Wesen,
Die still des Lebens Faden drehn,
Wer kann des Sängers Zauber lösen,
Wer seinen Tönen widerstehn?
Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz,
Er taucht es in das Reich der Toten,
Er hebt es staunend himmelwärts
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle.

Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude, mit Gigantenschritt,
Geheimnisvoll nach Geisterweise
Ein ungeheures Schicksal tritt —
Da beugt sich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt,
Des Jubels nichtiges Getöse
Verstummt, und jede Larve fällt,
Und vor der Wahrheit mächtgem Siege
Verschwindet jedes Werk der Lüge.

So rafft von jeder eiteln Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde
Und tritt in heilige Gewalt;
Den hohen Göttern ist er eigen,
Ihm darf nichts Irdisches sich nahn,
Und jede andre Macht muß schweigen,
Und kein Verhängnis fällt ihn an;
Es schwinden jedes Kummers Falten,
Solang des Liedes Zauber walten.

Und wie nach hoffnungslosem Sehnen,
Nach langer Trennung bitterm Schmerz,
Ein Kind mit heißen Reuetränen
Sich stürzt an seiner Mutter Herz,
So führt zu seiner Jugend Hütten,
Zu seiner Unschuld reinem Glück,
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gesang zurück,
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwarmen.

Das Mädchen von Orleans.

Das edle Bild der Menschheit zu verhöhnen,
Im tiefsten Staube wälzte dich der Spott;
Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen,
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott,
Dem Herzen will er seine Schätze rauben,
Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben.

Doch, wie du selbst aus kindlichem Geschlechte,
Selbst eine fromme Schäferin wie du,

Reicht dir die Dichtkunſt ihre Götterrechte,
Schwingt ſich mit dir den ewgen Sternen zu.
Mit einer Glorie hat ſie dich umgeben;
Dich ſchuf das Herz, du wirſt unſterblich leben.

Es liebt die Welt, das Strahlende zu ſchwärzen
Und das Erhabne in den Staub zu ziehn;
Doch fürchte nicht! Es gibt noch ſchöne Herzen,
Die für das Hohe, Herrliche entglühn.
Den lauten Markt mag Momus unterhalten,
Ein edler Sinn liebt edlere Geſtalten.

Amalia.

Schön wie Engel voll Walhallas Wonne,
Schön vor allen Jünglingen war er,
Himmliſch mild ſein Blick wie Maienſonne,
Rückgeſtrahlt vom blauen Spiegelmeer.

Seine Küſſe — paradieſiſch Fühlen!
Wie zwo Flammen ſich ergreifen, wie
Harfentöne ineinander ſpielen
Zu der himmelvollen Harmonie —

Stürzten, flogen, ſchmolzen Geiſt und Geiſt zuſammen,
Lippen, Wangen brannten, zitterten,
Seele rann in Seele — Erd und Himmel ſchwammen
Wie zerronnen um die Liebenden!

Er iſt hin — vergebens, ach, vergebens
Stöhnet ihm der bange Seufzer nach!
Er iſt hin, und alle Luſt des Lebens
Wimmert hin in ein verlornes Ach!

Phantasie an Laura.

Meine Laura! Nenne mir den Wirbel,
Der an Körper Körper mächtig reißt,
Nenne, meine Laura, mir den Zauber,
Der zum Geist gewaltig zwingt den Geist.

Sieh! er lehrt die schwebenden Planeten,
Ewgen Ringgangs um die Sonne fliehn
Und, gleich Kindern um die Mutter hüpfend,
Bunte Zirkel um die Fürstin ziehn.

Durstig trinkt den goldnen Strahlenregen
Jedes rollende Gestirn,
Trinkt aus ihrem Feuerkelch Erquickung,
Wie die Glieder Leben vom Gehirn.

Sonnenstäubchen paart mit Sonnenstäubchen
Sich in trauter Harmonie,
Sphären ineinander lenkt die Liebe,
Weltsysteme dauern nur durch sie.

Tilge sie vom Uhrwerk der Naturen —
Trümmernd auseinander springt das All,
In das Chaos donnern eure Welten,
Weint, Newtone, ihren Riesenfall!

Tilg die Göttin aus der Geister Orden,
Sie erstarren in der Körper Tod;
Ohne Liebe kehrt kein Frühling wieder,
Ohne Liebe preist kein Wesen Gott!

Und was ist's, das, wenn mich Laura küsset,
Purpurflammen auf die Wangen geußt,
Meinem Herzen raschern Schwung gebietet,
Fiebrisch wild mein Blut von hinnen reißt?

Aus den Schranken ſchwellen alle Sehnen,
Seine Ufer überwallt das Blut,
Körper will in Körper überſtürzen,
Lodern Seelen in vereinter Glut.

Gleich allmächtig wie dort in der toten
Schöpfung ewgem Federtrieb
Herrſcht im arachneiſchen Gewebe
Der empfindenden Natur die Lieb.

Siehe, Laura, Fröhlichkeit umarmet
Wilder Schmerzen Ueberſchwung,
An der Hoffnung Liebesbruſt erwarmet
Starrende Verzweifelung.

Schweſterliche Wolluſt mildert
Düſtrer Schwermut Schauernacht,
Und, entbunden von den goldnen Kindern,
Strahlt das Auge Sonnenpracht.

Waltet nicht auch durch des Uebels Reiche
Fürchterliche Sympathie?
Mit der Hölle buhlen unſre Laſter,
Mit dem Himmel grollen ſie.

Um die Sünde flechten Schlangenwirbel
Scham und Reu, das Eumenidenpaar,
Um der Größe Adlerflügel windet
Sich verrätriſch die Gefahr.

Mit dem Stolze pflegt der Sturz zu tändeln,
Um das Glück zu klammern ſich der Neid,
Ihrem Bruder Tode zuzuſpringen
Offnen Armes Schweſter Lüſternheit.

Mit der Liebe Flügel eilt die Zukunft
In die Arme der Vergangenheit,
Lange sucht der fliehende Saturnus
Seine Braut — die Ewigkeit.

Einst — so hör ich das Orakel sprechen —
Einsten hascht Saturn die Braut;
Weltenbrand wird Hochzeitfackel werden,
Wenn mit Ewigkeit die Zeit sich traut.

Eine schönere Aurora rötet,
Laura, dann auch unsrer Liebe sich,
Die so lang als jener Brautnacht dauert.
Laura! Laura! freue dich!

Laura am Klavier.

Wenn dein Finger durch die Saiten meistert —
Laura, itzt zur Statue entgeistert,
Itzt entkörpert steh ich da.
Du gebietest über Tod und Leben,
Mächtig wie von tausend Nervgeweben
Seelen fordert Philadelphia.

Ehrerbietig leiser rauschen
Dann die Lüfte, dir zu lauschen;
Hingeschmiedet zum Gesang
Stehn im ewgen Wirbelgang,
Einzuziehn die Wonnefülle,
Lauschende Naturen stille,
Zauberin! mit Tönen, wie
Mich mit Blicken, zwingst du sie.

Seelenvolle Harmonien wimmeln,
Ein wollüstig Ungestüm,
Aus den Saiten, wie aus ihren Himmeln
Neugeborne Seraphim;

Wie, des Chaos Riesenarm entronnen,
Aufgejagt vom Schöpfungssturm die Sonnen
Funkelnd fuhren aus der Nacht,
Strömt der Töne Zaubermacht.

Lieblich itzt wie über glatten Kieseln
Silberhelle Fluten rieseln, —
Majestätisch prächtig nun
Wie des Donners Orgelton,
Stürmend von hinnen itzt, wie sich von Felsen
Rauschende schäumende Gießbäche wälzen,
Holdes Gesäusel bald,
Schmeichlerisch linde,
Wie durch den Espenwald
Buhlende Winde,
Schwerer nun und melancholisch düster
Wie durch toter Wüsten Schauernachtgeflüster,
Wo verlornes Heulen schweift,
Tränenwellen der Cocytus schleift.

Mädchen, sprich! Ich frage, gib mir Kunde:
Stehst mit höhern Geistern du im Bunde?
Ist's die Sprache, lüg mir nicht,
Die man in Elysen spricht?

Die Entzückung an Laura.

Laura, über diese Welt zu flüchten
Wähn ich — mich in Himmelmaienglanz zu lichten,
Wenn dein Blick in meine Blicke flimmt;
Aetherlüfte träum ich einzusaugen,
Wenn mein Bild in deiner sanften Augen
Himmelblauem Spiegel schwimmt.

Leierklang aus Paradieses Fernen,
Harfenschwung aus angenehmern Sternen
Ras ich, in mein trunknes Ohr zu ziehn;
Meine Muse fühlt die Schäferstunde,
Wenn von deinem wollustheißen Munde
Silbertöne ungern fliehn.

Amoretten seh ich Flügel schwingen,
Hinter dir die trunknen Fichten springen,
Wie von Orpheus Saitenruf belebt;
Rascher rollen um mich her die Pole,
Wenn im Wirbeltanze deine Sohle
Flüchtig wie die Welle schwebt.

Deine Blicke, wenn sie Liebe lächeln,
Könnten Leben durch den Marmor fächeln,
Felsenadern Pulse leihn;
Träume werden um mich her zu Wesen,
Kann ich nur in deinen Augen lesen:
Laura, Laura mein!

Die Kindesmörderin.

Horch — die Glocken hallen dumpf zusammen,
Und der Zeiger hat vollbracht den Lauf,
Nun, so sei's denn! — Nun, in Gottes Namen,
Grabgefährten, brecht zum Richtplatz auf!
Nimm, o Welt, die letzten Abschiedsküsse!
Diese Tränen nimm, o Welt, noch hin!
Deine Gifte — o sie schmeckten süße! —
Wir sind quitt, du Herzvergifterin!

Fahret wohl, ihr Freuden dieser Sonne,
Gegen schwarzen Moder umgetauscht!
Fahre wohl, du Rosenzeit voll Wonne,
Die so oft das Mädchen lustberauscht!

Fahret wohl, ihr goldgewebten Träume,
Paradieseskinder Phantasien!
Weh! sie starben schon im Morgenkeime,
Ewig nimmer an das Licht zu blühn.

Schön geschmückt mit rosenroten Schleifen,
Deckte mich der Unschuld Schwanenkleid,
In der blonden Locken loses Schweifen
Waren junge Rosen eingestreut.
Wehe! — die Geopferte der Hölle
Schmückt noch itzt das weißliche Gewand,
Aber ach! — der Rosenschleifen Stelle
Nahm ein schwarzes Totenband.

Weinet um mich, die ihr nie gefallen,
Denen noch der Unschuld Lilien blühn,
Denen zu dem weichen Busenwallen
Heldenstärke die Natur verliehn!
Wehe! — menschlich hat dies Herz empfunden!
Und Empfindung soll mein Richtschwert sein!
Weh! vom Arm des falschen Manns umwunden,
Schlief Luisens Tugend ein.

Ach, vielleicht umflattert eine andre,
Mein vergessen, dieses Schlangenherz,
Ueberfließt, wenn ich zum Grabe wandre,
An dem Putztisch in verliebten Scherz?
Spielt vielleicht mit seines Mädchens Locke,
Schlingt den Kuß, den sie entgegenbringt,
Wenn, verspritzt auf diesem Todesblocke,
Hoch mein Blut vom Rumpfe springt.

Joseph! Joseph! auf entfernte Meilen
Folge dir Luisens Totenchor,
Und des Glockenturmes dumpfes Heulen
Schlage schrecklich mahnend an dein Ohr —

Wenn von eines Mädchens weichem Munde
Dir der Liebe ſanft Geliſpel quillt,
Bohr es plötzlich eine Höllenwunde
In der Wolluſt Roſenbild!

Ha, Verräter! nicht Luiſens Schmerzen?
Nicht des Weibes Schande, harter Mann?
Nicht das Knäblein unter meinem Herzen?
Nicht, was Löw und Tiger ſchmelzen kann?
Seine Segel fliegen ſtolz vom Lande!
Meine Augen zittern dunkel nach;
Um die Mädchen an der Seine Strande
Winſelt er ſein falſches Ach!

Und das Kindlein — in der Mutter Schoße
Lag es da in ſüßer, goldner Ruh,
In dem Reiz der jungen Morgenroſe
Lachte mir der holde Kleine zu,
Tödlichlieblich ſprach aus allen Zügen
Sein geliebtes teures Bild mich an,
Den beklommnen Mutterbuſen wiegen
Liebe und — Verzweiflungswahn.

Weib, wo iſt mein Vater? lallte
Seiner Unſchuld ſtumme Donnerſprach;
Weib, wo iſt dein Gatte? hallte
Jeder Winkel meines Herzens nach —
Weh, umſonſt wirſt, Waiſe, du ihn ſuchen,
Der vielleicht ſchon andre Kinder herzt,
Wirſt der Stunde unſres Glückes fluchen,
Wenn dich einſt der Name Baſtard ſchwärzt.

Deine Mutter — o im Buſen Hölle!
Einſam ſitzt ſie in dem All der Welt,
Durſtet ewig an der Freudenquelle,
Die dein Anblick fürchterlich vergällt.

Ach, mit jedem Laut von dir erklingen
Schmerzgefühle des vergangnen Glücks,
Und des Todes bittre Pfeile dringen
Aus dem Lächeln deines Kinderblicks.

Hölle, Hölle, wo ich dich vermisse,
Hölle, wo mein Auge dich erblickt,
Eumenidenruten deine Küsse,
Die von seinen Lippen mich entzückt.
Seine Eide donnern aus dem Grabe wieder,
Ewig, ewig würgt sein Meineid fort,
Ewig — hier umstrickte mich die Hyder —
Und vollendet war der Mord.

Joseph! Joseph! auf entfernte Meilen
Jage dir der grimme Schatten nach,
Mög mit kalten Armen dich ereilen,
Donnre dich aus Wonneträumen wach,
Im Geflimmer sanfter Sterne zucke
Dir des Kindes grasser Sterbeblick,
Es begegne dir im blutgen Schmucke,
Geißle dich vom Paradies zurück.

Seht! da lags entseelt zu meinen Füßen —
Kalt hinstarrend, mit verworrnem Sinn
Sah ich seines Blutes Ströme fließen,
Und mein Leben floß mit ihm dahin —
Schrecklich pocht schon des Gerichtes Bote,
Schrecklicher mein Herz!
Freudig eilt ich, in dem kalten Tode
Auszulöschen meinen Flammenschmerz.

Joseph! Gott im Himmel kann verzeihen,
Dir verzeiht die Sünderin.
Meinen Groll will ich der Erde weihen,
Schlage, Flamme, durch den Holzstoß hin! —

Glücklich! glücklich! Seine Briefe lodern,
Seine Eide frißt ein ſiegend Feur,
Seine Küſſe! wie ſie hochauf lodern! —
Was auf Erden war mir einſt ſo teur?

Trauet nicht den Roſen eurer Jugend,
Trauet, Schweſtern, Männerſchwüren nie!
Schönheit war die Falle meiner Tugend,
Auf der Richtſtatt hier verfluch ich ſie! —
Zähren? Zähren in des Würgers Blicken?
Schnell die Binde um mein Angeſicht!
Henker, kannſt du keine Lilie knicken?
Bleicher Henker, zittre nicht!

Der Triumph der Liebe.

Eine Hymne.

Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menſchen Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel
Himmliſcher — die Erde
Zu dem Himmelreich.

Einſtens hinter Pyrrhas Rücken,
Stimmen Dichter ein,
Sprang die Welt aus Felſenſtücken,
Menſchen aus dem Stein.

Stein und Felſen ihre Herzen,
Ihre Seelen Nacht,
Von des Himmels Flammenkerzen
Nie in Glut gefacht.

Noch mit ſanften Roſenketten
Banden junge Amoretten

Ihre Seelen nie —
Noch mit Liedern ihren Buſen
Huben nicht die weichen Muſen,
Nie mit Saitenharmonie.

Ach! noch wanden keine Kränze
Liebende ſich um!
Traurig flüchteten die Lenze
Nach Elyſium.

Ungegrüßet ſtieg Aurora
Aus dem Schoß des Meers,
Ungegrüßet ſank die Sonne
In den Schoß des Meers.

Wild umirrten ſie die Haine
Unter Lunas Nebelſcheine,
Trugen eiſern Joch.
Sehnend an der Sternenbühne
Suchte die geheime Träne
Keine Götter noch.

* * *

Und ſieh! der blauen Flut entquillt
Die Himmelstochter ſanft und mild,
Getragen von Najaden
Zu trunkenen Geſtaden.

Ein jugendlicher Maienſchwung
Durchwebt, wie Morgendämmerung,
Auf das allmächtge Werde
Luft, Himmel, Meer und Erde.

Des holden Tages Auge lacht
In düſtrer Wälder Mitternacht;
Balſamiſche Narziſſen
Blühn unter ihren Füßen.

Schon flötete die Nachtigall
Den ersten Sang der Liebe,
Schon murmelte der Quellen Fall
In weiche Busen Liebe.

Glückseliger Pygmalion!
Es schmilzt, es glüht dein Marmor schon!
Gott Amor, Ueberwinder!
Umarme deine Kinder!

* * *

Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menschen Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel
Himmlischer — die Erde
Zu dem Himmelreich.

* * *

Unter goldnem Nektarschaum,
Ein wollüstger Morgentraum,
Ewig Lustgelage,
Fliehn der Götter Tage.

Thronend auf erhabnem Sitz
Schwingt Kronion seinen Blitz;
Der Olympus schwankt erschrocken,
Wallen zürnend seine Locken —
Göttern läßt er seine Throne,
Niedert sich zum Erdensohne,
Seufzt arkadisch durch den Hain;
Zahme Donner untern Füßen,
Schläft, gewiegt von Ledas Küssen,
Schläft der Riesentöter ein.

Majestätsche Sonnenrosse
Durch des Lichtes weiten Raum

Leitet Phöbus goldner Zaum,
Völker ſtürzt ſein raſſelndes Geſchoſſe;
Seine weißen Sonnenroſſe,
Seine raſſelnden Geſchoſſe,
Unter Lieb und Harmonie,
Ha! wie gern vergaß er ſie!

Vor der Gattin des Kroniden
Beugen ſich die Uraniden;
Stolz vor ihrem Wagenthrone
Brüſtet ſich das Pfauenpaar,
Mit der goldnen Herrſcherkrone
Schmückt ſie ihr ambroſiſch Haar.

Schöne Fürſtin! ach, die Liebe
Zittert, mit dem ſüßen Triebe
Deiner Majeſtät zu nahn;
Und von ihren ſtolzen Höhen
Muß die Götterkönigin
Um des Reizes Gürtel flehen
Bei der Herzenfeßlerin.

* * *

Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menſchen Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel
Himmliſcher — die Erde
Zu dem Himmelreich.

* * *

Liebe ſonnt das Reich der Nacht,
Amors ſüßer Zaubermacht
Iſt der Orkus untertänig;
Freundlich blickt der ſchwarze König,
Wenn ihm Ceres Tochter lacht;
Liebe ſonnt das Reich der Nacht.

Himmlisch in die Hölle klangen
Und den wilden Hüter zwangen
  Deine Lieder, Thrazier —
Minos, Tränen im Gesichte,
Milderte die Qualgerichte,
Zärtlich um Megärens Wangen
Küßten sich die wilden Schlangen,
  Keine Geißel klatschte mehr;
Aufgejagt von Orpheus Leier
Flog von Tityon der Geier;
Leiser hin am Ufer rauschten
Lethe und Cocytus, lauschten
  Deinen Liedern, Thrazier!
  Liebe sangst du, Thrazier!

* * *

Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
  Menschen Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel
Himmlischer — die Erde
  Zu dem Himmelreich.

* * *

  Durch die ewige Natur
  Düftet ihre Blumenspur,
Weht ihr goldner Flügel.
  Winkte mir vom Mondenlicht
  Aphroditens Auge nicht,
Nicht vom Sonnenhügel,
  Lächelte vom Sternenmeer
  Nicht die Göttin zu mir her,
  Stern und Sonn und Mondenlicht
  Regten mir die Seele nicht.
  Liebe, Liebe lächelt nur
  Aus dem Auge der Natur
Wie aus einem Spiegel!

Liebe rauſcht der Silberbach,
Liebe lehrt ihn ſanfter wallen;
Seele haucht ſie in das Ach
Klagenreicher Nachtigallen —
Liebe, Liebe liſpelt nur
Auf der Laute der Natur.

Weisheit mit dem Sonnenblick,
Große Göttin, tritt zurück,
Weiche vor der Liebe!
Nie Erobrern, Fürſten nie
Beugteſt du ein Sklavenknie,
Beug es itzt der Liebe!

Wer die ſteile Sternenbahn
Ging dir heldenkühn voran
Zu der Gottheit Sitze?
Wer zerriß das Heiligtum,
Zeigte dir Elyſium
Durch des Grabes Ritze?
Lockte ſie uns nicht hinein,
Möchten wir unſterblich ſein?
Suchten auch die Geiſter
Ohne ſie den Meiſter?
Liebe, Liebe leitet nur
Zu dem Vater der Natur,
Liebe nur die Geiſter.

Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menſchen Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel
Himmliſcher — die Erde
Zu dem Himmelreich.

Das verschleierte Bild zu Sais.

Ein Jüngling, den des Wissens heißer Durst
Nach Sais in Aegypten trieb, der Priester
Geheime Weisheit zu erlernen, hatte
Schon manchen Grad mit schnellem Geist durcheilt;
Stets riß ihn seine Forschbegierde weiter,
Und kaum besänftigte der Hierophant
Den ungeduldig Strebenden. „Was hab ich,
Wenn ich nicht alles habe?" sprach der Jüngling.
„Gibts etwa hier ein Weniger und Mehr?
Ist deine Wahrheit wie der Sinne Glück
Nur eine Summe, die man größer, kleiner
Besitzen kann und immer doch besitzt?
Ist sie nicht eine einzge, ungeteilte?
Nimm einen Ton aus einer Harmonie,
Nimm eine Farbe aus dem Regenbogen,
Und alles, was dir bleibt, ist nichts, solang
Das schöne All der Töne fehlt und Farben."

Indem sie einst so sprachen, standen sie
In einer einsamen Rotonde still,
Wo ein verschleiert Bild von Riesengröße
Dem Jüngling in die Augen fiel. Verwundert
Blickt er den Führer an und spricht: „Was ist's,
Das hinter diesem Schleier sich verbirgt?"
„Die Wahrheit", ist die Antwort. „Wie?" ruft jener,
„Nach Wahrheit streb ich ja allein, und diese
Gerade ist es, die man mir verhüllt?"

„Das mache mit der Gottheit aus", versetzt
Der Hierophant. „‚Kein Sterblicher', sagt sie,
‚Rückt diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe.
Und wer mit ungeweihter, schuldger Hand
Den heiligen, verbotnen früher hebt,
Der', spricht die Gottheit —" „Nun?" — „‚Der sieht die Wahrheit.'"

„Ein seltsamer Orakelspruch! Du selbst,
Du hättest also niemals ihn gehoben?"
„Ich? Wahrlich nicht! Und war auch nie dazu
Versucht." „Das fass ich nicht. Wenn von der Wahrheit
Nur diese dünne Scheidewand mich trennte —"
„Und ein Gesetz", fällt ihm sein Führer ein.
„Gewichtiger, mein Sohn, als du es meinst,
Ist dieser dünne Flor — für deine Hand
Zwar leicht, doch zentnerschwer für dein Gewissen."

Der Jüngling ging gedankenvoll nach Hause.
Ihm raubt des Wissens brennende Begier
Den Schlaf, er wälzt sich glühend auf dem Lager
Und rafft sich auf um Mitternacht. Zum Tempel
Führt unfreiwillig ihn der scheue Tritt.
Leicht ward es ihm, die Mauer zu ersteigen,
Und mitten in das Innre der Rotonde
Trägt ein beherzter Sprung den Wagenden.

Hier steht er nun, und grauenvoll umfängt
Den Einsamen die lebenlose Stille,
Die nur der Tritte hohler Widerhall
In den geheimen Grüften unterbricht.
Von oben durch der Kuppel Oeffnung wirft
Der Mond den bleichen, silberblauen Schein,
Und furchtbar wie ein gegenwärtger Gott
Erglänzt durch des Gewölbes Finsternisse
In ihrem langen Schleier die Gestalt.

Er tritt hinan mit ungewissem Schritt;
Schon will die freche Hand das Heilige berühren,
Da zuckt es heiß und kühl durch sein Gebein
Und stößt ihn weg mit unsichtbarem Arme.
Unglücklicher, was willst du tun? So ruft
In seinem Innern eine treue Stimme.

Versuchen den Allheiligen willst du?
Kein Sterblicher, sprach des Orakels Mund,
Rückt diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe.
Doch setzte nicht derselbe Mund hinzu:
Wer diesen Schleier hebt, soll Wahrheit schauen?
„Sei hinter ihm, was will! Ich heb ihn auf."
Er rufts mit lauter Stimm. „Ich will sie schauen." Schauen!
Gellt ihm ein langes Echo spottend nach.

Er sprichts und hat den Schleier aufgedeckt.
Nun, fragt ihr, und was zeigte sich ihm hier?
Ich weiß es nicht. Besinnungslos und bleich,
So fanden ihn am andern Tag die Priester
Am Fußgestell der Isis ausgestreckt.
Was er allda gesehen und erfahren,
Hat seine Zunge nie bekannt. Auf ewig
War seines Lebens Heiterkeit dahin,
Ihn riß ein tiefer Gram zum frühen Grabe.
„Weh dem," dies war sein warnungsvolles Wort,
Wenn ungestüme Frager in ihn drangen,
„Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld,
Sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein."

Die Weltweisen.

Der Satz, durch welchen alles Ding
Bestand und Form empfangen,
Der Kloben, woran Zeus den Ring
Der Welt, die sonst in Scherben ging,
Vorsichtig aufgehangen,
Den nenn ich einen großen Geist,
Der mir ergründet, wie er heißt,
Wenn ich ihm nicht drauf helfe —
Er heißt: Zehn ist nicht Zwölfe.

Der Schnee macht kalt, das Feuer brennt,
Der Menſch geht auf zwei Füßen,
Die Sonne ſcheint am Firmament,
Das kann, wer auch nicht Logik kennt,
Durch ſeine Sinne wiſſen.
Doch wer Metaphyſik ſtudiert,
Der weiß, daß, wer verbrennt, nicht friert,
Weiß, daß das Naſſe feuchtet
Und daß das Helle leuchtet.

Homerus ſingt ſein Hochgedicht,
Der Held beſteht Gefahren,
Der brave Mann tut ſeine Pflicht
Und tat ſie, ich verhehl es nicht,
Eh noch Weltweiſe waren;
Doch hat Genie und Herz vollbracht,
Was Lock und Descartes nie gedacht,
Sogleich wird auch von dieſen
Die Möglichkeit bewieſen.

Im Leben gilt der Stärke Recht,
Dem Schwachen trotzt der Kühne,
Wer nicht gebieten kann, iſt Knecht;
Sonſt geht es ganz erträglich ſchlecht
Auf dieſer Erdenbühne.
Doch wie es wäre, fing der Plan
Der Welt nur erſt von vornen an,
Iſt in Moralſyſtemen
Ausführlich zu vernehmen.

„Der Menſch bedarf des Menſchen ſehr
Zu ſeinem großen Ziele,
Nur in dem Ganzen wirket er,
Viel Tropfen geben erſt das Meer,
Viel Waſſer treibt die Mühle.

Drum flieht der wilden Wölfe Stand
Und knüpft des Staates daurend Band."
So lehren vom Katheder
Herr Puffendorf und Feder.

Doch weil, was ein Professor spricht,
Nicht gleich zu allen dringet,
So übt Natur die Mutterpflicht
Und sorgt, daß nie die Kette bricht
Und daß der Reif nie springet.
Einstweilen, bis den Bau der Welt
Philosophie zusammenhält,
Erhält sie das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe.

Der spielende Knabe.

Spiele, Kind, in der Mutter Schoß! Auf der heiligen Insel
Findet der trübe Gram, findet die Sorge dich nicht,
Liebend halten die Arme der Mutter dich über dem Abgrund,
Und in das flutende Grab lächelst du schuldlos hinab.
Spiele, liebliche Unschuld! Noch ist Arkadien um dich,
Und die freie Natur folgt nur dem fröhlichen Trieb;
Noch erschafft sich die üppige Kraft erdichtete Schranken,
Und dem willigen Mut fehlt noch die Pflicht und der Zweck.
Spiele! Bald wird die Arbeit kommen, die hagre, die ernste,
Und der gebietenden Pflicht mangeln die Lust und der Mut.

Einer jungen Freundin
ins Stammbuch.

Ein blühend Kind, von Grazien und Scherzen
Umhüpft, so, Freundin, spielt um dich die Welt;
Doch so, wie sie sich malt in deinem Herzen,
In deiner Seele schönen Spiegel fällt,

So ist sie nicht. Die stillen Huldigungen,
Die deines Herzens Adel dir errungen,
Die Wunder, die du selbst getan,
Die Reize, die dein Dasein ihm gegeben,
Die rechnest du für Reize diesem Leben,
Für schöne Menschlichkeit uns an.
Dem holden Zauber nie entweihter Jugend,
Dem Talisman der Unschuld und der Tugend,
Den will ich sehn, der diesem trotzen kann.

Froh taumelst du im süßen Ueberzählen
Der Blumen, die um deine Pfade blühn,
Der Glücklichen, die du gemacht, der Seelen,
Die du gewonnen hast, dahin.
Sei glücklich in dem lieblichen Betruge,
Nie stürze von des Traumes stolzem Fluge
Ein trauriges Erwachen dich herab.
Den Blumen gleich, die deine Beete schmücken,
So pflanze sie — nur den entfernten Blicken!
Betrachte sie, doch pflücke sie nicht ab.
Geschaffen, nur die Augen zu vergnügen,
Welk werden sie zu deinen Füßen liegen,
Je näher dir, je näher ihrem Grab!

An die Freude.

Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
Wir betreten feuertrunken,
Himmlische, dein Heiligtum.
Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode streng geteilt;
Alle Menschen werden Brüder,
Wo dein sanfter Flügel weilt.

Chor.

Seid umschlungen, Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein,
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein!
Ja — wer auch nur Eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus diesem Bund!

Chor.

Was den großen Ring bewohnet,
Huldige der Sympathie!
Zu den Sternen leitet sie,
Wo der Unbekannte thronet.

Freude trinken alle Wesen
An den Brüsten der Natur;
Alle Guten, alle Bösen
Folgen ihrer Rosenspur.
Küsse gab sie uns und Reben,
Einen Freund, geprüft im Tod;
Wollust ward dem Wurm gegeben,
Und der Cherub steht vor Gott.

Chor.

Ihr stürzt nieder, Millionen?
Ahndest du den Schöpfer, Welt?
Such ihn überm Sternenzelt,
Ueber Sternen muß er wohnen.

Freude heißt die ſtarke Feder
In der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr.
Blumen lockt ſie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament,
Sphären rollt ſie in den Räumen,
Die des Sehers Rohr nicht kennt.

Chor.

Froh, wie ſeine Sonnen fliegen
Durch des Himmels prächtgen Plan,
Laufet, Brüder, eure Bahn,
Freudig, wie ein Held zum Siegen.

Aus der Wahrheit Feuerſpiegel
Lächelt ſie den Forſcher an;
Zu der Tugend ſteilem Hügel
Leitet ſie des Dulders Bahn.
Auf des Glaubens Sonnenberge
Sieht man ihre Fahnen wehn,
Durch den Riß geſprengter Särge
Sie im Chor der Engel ſtehn.

Chor.

Duldet mutig, Millionen!
Duldet für die beſſre Welt!
Droben überm Sternenzelt
Wird ein großer Gott belohnen.

Göttern kann man nicht vergelten,
Schön iſt's, ihnen gleich zu ſein.
Gram und Armut ſoll ſich melden,
Mit den Frohen ſich erfreun.

Groll und Rache sei vergessen,
Unserm Todfeind sei verziehn;
Keine Träne soll ihn pressen,
Keine Reue nage ihn.

Chor.

Unser Schuldbuch sei vernichtet!
Ausgesöhnt die ganze Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Richtet Gott, wie wir gerichtet.

Freude sprudelt in Pokalen,
In der Traube goldnem Blut
Trinken Sanftmut Kannibalen,
Die Verzweiflung Heldenmut — —
Brüder, fliegt von euren Sitzen,
Wenn der volle Römer kreist,
Laßt den Schaum zum Himmel spritzen:
Dieses Glas dem guten Geist!

Chor.

Den der Sterne Wirbel loben,
Den des Seraphs Hymne preist,
Dieses Glas dem guten Geist
Ueberm Sternenzelt dort oben!

Festen Mut in schwerem Leiden,
Hülfe, wo die Unschuld weint,
Ewigkeit geschwornen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerstolz vor Königsthronen —
Brüder, gält es Gut und Blut —
Dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

Chor.

Schließt den heil'gen Zirkel dichter,
Schwört bei dieſem goldnen Wein,
Dem Gelübde treu zu ſein,
Schwört es bei dem Sternenrichter!

Die unüberwindliche Flotte.

Nach einem ältern Dichter.

Sie kömmt — ſie kömmt, des Mittags ſtolze Flotte,
Das Weltmeer wimmert unter ihr,
Mit Kettenklang und einem neuen Gotte
Und tauſend Donnern naht ſie dir.
Ein ſchwimmend Heer furchtbarer Zitadellen
— Der Ozean ſah ihresgleichen nie,
Unüberwindlich nennt man ſie —
Zieht ſie einher auf den erſchrocknen Wellen;
Den ſtolzen Namen weiht
Der Schrecken, den ſie um ſich ſpeit.

Mit majeſtätiſch ſtillem Schritte
Trägt ſeine Laſt der zitternde Neptun;
Weltuntergang in ihrer Mitte,
Naht ſie heran, und alle Stürme ruhn.

Dir gegenüber ſteht ſie da,
Glückſelge Inſel — Herrſcherin der Meere,
Dir drohen dieſe Gallionenheere,
Großherzige Britannia!
Weh deinem freigebornen Volke!
Da ſteht ſie, eine wetterſchwangre Wolke.

Wer hat das hohe Kleinod dir errungen,
Das zu der Länder Fürſtin dich gemacht?

Hast du nicht selbst, von stolzen Königen gezwungen,
Der Reichsgesetze weisestes erdacht,
Das große Blatt, das deine Könige zu Bürgern,
Zu Fürsten deine Bürger macht?
Der Segel stolze Obermacht,
Hast du sie nicht von Millionen Würgern
Erstritten in der Wasserschlacht?
Wem dankst du sie — errötet, Völker dieser Erde! —
Wem sonst, als deinem Geist und deinem Schwerte?

Unglückliche — blick hin auf diese feuerwerfenden Kolossen,
Blick hin und ahnde deines Ruhmes Fall!
Bang schaut auf dich der Erdenball,
Und aller freien Männer Herzen schlagen,
Und alle gute, schöne Seelen klagen
Teilnehmend deines Ruhmes Fall.

Gott der Allmächtge sah herab,
Sah deines Feindes stolze Löwenflaggen wehen,
Sah drohend offen dein gewisses Grab.
Soll, sprach er, soll mein Albion vergehen,
Erlöschen meiner Helden Stamm,
Der Unterdrückung letzter Felsendamm
Zusammenstürzen, die Tyrannenwehre
Vernichtet sein von dieser Hemisphäre?
Nie, rief er, soll der Freiheit Paradies,
Der Menschenwürde starker Schirm verschwinden!
Gott der Allmächtge blies,
Und die Armada flog nach allen Winden.

Die zween letztern Verse sind eine Anspielung auf die Medaille, welche Elisabeth zum Andenken ihres Sieges schlagen ließ. Es wird auf derselben eine Flotte vorgestellt, welche im Sturm untergeht, mit der bescheidenen Inschrift: Afflavit Deus et dissipati sunt.

Einem jungen Freunde,
als er sich der Weltweisheit widmete.

Schwere Prüfungen mußte der griechische Jüngling bestehen,
Eh das Eleusische Haus nun den Bewährten empfing.
Bist du bereitet und reif, das Heiligtum zu betreten,
Wo den verdächtigen Schatz Pallas Athene verwahrt?
Weißt du schon, was deiner dort harrt? Wie teuer du kaufest?
Daß du ein ungewiß Gut mit dem Gewissen bezahlst?
Fühlst du dir Stärke genug, der Kämpfe schwersten zu kämpfen,
Wenn sich Verstand und Herz, Sinn und Gedanken entzwein?
Mut genug, mit des Zweifels unsterblicher Hydra zu ringen
Und dem Feind in dir selbst männlich entgegenzugehn?
Mit des Auges Gesundheit, des Herzens heiliger Unschuld
Zu entlarven den Trug, der dich als Wahres versucht?
Fliehe, bist du des Führers im eigenen Busen nicht sicher,
Fliehe den lockenden Rand, ehe der Schlund dich verschlingt!
Manche gingen nach Licht und stürzten in tiefere Nacht nur;
Sicher im Dämmerschein wandelt die Kindheit dahin.

Karthago.

Ausgeartetes Kind der bessern menschlichen Mutter,
Das mit des Römers Gewalt paaret des Tyriers List!
Aber jener beherrschte mit Kraft die eroberte Erde,
Dieser belehrte die Welt, die er mit Klugheit bestahl.
Sprich, was rühmt die Geschichte von dir? Wie der Römer erwarbst du
Mit dem Eisen, was du tyrisch mit Golde regierst.

Graf Eberhard der Greiner von Wirttemberg.
Kriegslied.

Ihr — ihr dort außen in der Welt,
Die Nasen eingespannt!

Auch manchen Mann, auch manchen Held,
Im Frieden gut und stark im Feld,
Gebar das Schwabenland.

Prahlt nur mit Karl und Eduard,
Mit Friedrich, Ludewig!
Karl, Friedrich, Ludwig, Eduard
Ist uns der Graf, der Eberhard,
Ein Wettersturm im Krieg.

Und auch sein Bub, der Ulerich,
War gern, wo's eisern klang;
Des Grafen Bub, der Ulerich,
Kein Fußbreit rückwärts zog er sich,
Wenn's drauf und drunter sprang.

Die Reutlinger, auf unsern Glanz
Erbittert, kochten Gift
Und buhlten um den Siegeskranz
Und wagten manchen Schwertertanz
Und gürteten die Hüft.

Er griff sie an — und siegte nicht
Und kam gepanscht nach Haus;
Der Vater schnitt ein falsch Gesicht,
Der junge Kriegsmann floh das Licht,
Und Tränen drangen raus.

Das wurmt ihm — „Ha! ihr Schurken, wart't!"
Und trugs in seinem Kopf.
Auswetzen, bei des Vaters Bart!
Auswetzen wollt er diese Schart
Mit manchem Städtlerschopf.

Und Fehd entbrannte bald darauf,
Und zogen Roß und Mann

Bei Döffingen mit hellem Hauf,
Und heller gings dem Junker auf,
Und hurra! heiß gings an.

Und unſers Heeres Loſungswort
War die verlorne Schlacht;
Das riß uns wie die Windsbraut fort
Und ſchmiß uns tief in Blut und Mord
Und in die Lanzennacht.

Der junge Graf voll Löwengrimm
Schwung ſeinen Heldenſtab,
Wild vor ihm ging das Ungeſtüm,
Geheul und Winſeln hinter ihm
Und um ihn her das Grab.

Doch weh! ach weh! ein Säbelhieb
Sunk ſchwer auf ſein Genick.
Schnell um ihn her der Helden Trieb —
Umſonſt! Umſonſt! erſtarret blieb
Und ſterbend brach ſein Blick.

Beſtürzung hemmt des Sieges Bahn,
Laut weinte Feind und Freund.
Hoch führt der Graf die Reiter an:
„Mein Sohn iſt wie ein andrer Mann!
Marſch, Kinder! In den Feind!“

Und Lanzen ſauſen feuriger,
Die Rache ſpornt ſie all,
Raſch über Leichen gings daher,
Die Städtler laufen kreuz und quer
Durch Wald und Berg und Tal.

Und zogen wir mit Hörnerklang
Ins Lager froh zurück,

Und Weib und Kind im Rundgeſang
Beim Walzer und beim Becherklang
Luſtfeiern unſer Glück.

Doch unſer Graf — was tät er itzt?
Vor ihm der tote Sohn,
Allein in ſeinem Zelte ſitzt
Der Graf, und eine Träne blitzt
Im Aug auf ſeinen Sohn.

Drum hangen wir ſo treu und warm
Am Grafen, unſerm Herrn.
Allein iſt er ein Heldenſchwarm,
Der Donner raſt in ſeinem Arm,
Er iſt des Landes Stern.

Drum ihr dort außen in der Welt,
Die Naſen eingeſpannt!
Auch manchen Mann, auch manchen Held,
Im Frieden gut und ſtark im Feld
Gebar das Schwabenland.

An den Frühling.

Willkommen, ſchöner Jüngling!
Du Wonne der Natur!
Mit deinem Blumenkörbchen
Willkommen auf der Flur!

Ei! ei! Da biſt ja wieder!
Und biſt ſo lieb und ſchön!
Und freun wir uns ſo herzlich,
Entgegen dir zu gehn.

Denkſt auch noch an mein Mädchen?
Ei, Lieber, denke doch!

Dort liebte mich das Mädchen,
Und 's Mädchen liebt mich noch!

Fürs Mädchen manches Blümchen
Erbat ich mir von dir —
Ich komm und bitte wieder,
Und du? — du gibst es mir?

Willkommen, schöner Jüngling!
Du Wonne der Natur!
Mit deinem Blumenkörbchen
Willkommen auf der Flur!

Die Schlacht.

Schwer und dumpfig,
Eine Wetterwolke,
Durch die grüne Ebne schwankt der Marsch.
Zum wilden eisernen Würfelspiel
Streckt sich unabsehlich das Gefilde,
Blicke kriechen niederwärts,
An die Rippen pocht das Männerherz,
Vorüber an hohlen Totengesichtern
Niederjagt die Front der Major:
„Halt!"
Und Regimenter fesselt das starre Kommando.

Lautlos steht die Front.

Prächtig im glühenden Morgenrot
Was blitzt dorther vom Gebürge?
Seht ihr des Feindes Fahnen wehn?
Wir sehn des Feindes Fahnen wehn,
Gott mit euch, Weib und Kinder!
Lustig! hört ihr den Gesang?
Trommelwirbel, Pfeifenklang

Schmettert durch die Glieder –
Wie brauſt es fort im ſchönen wilden Takt!
Und brauſt durch Mark und Bein.
Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Schon fleugt es fort wie Wetterleucht,
Dumpf brüllt der Donner ſchon dort,
Die Wimper zuckt, hier kracht er laut,
Die Loſung brauſt von Heer zu Heer –
Laß brauſen in Gottes Namen fort.
Freier ſchon atmet die Bruſt.

Der Tod iſt los – ſchon wogt ſich der Kampf,
Eiſern im wolkichten Pulverdampf,
Eiſern fallen die Würfel.

Nah umarmen die Heere ſich.
Fertig! heults von P'loton zu P'loton;
Auf die Knie geworfen
Feurn die Vordern, viele ſtehen nicht mehr auf,
Lücken reißt die ſtreifende Kartätſche,
Auf Vormanns Rumpfe ſpringt der Hintermann,
Verwüſtung rechts und links und um und um,
Bataillone niederwälzt der Tod.

Die Sonne löſcht aus – heiß brennt die Schlacht,
Schwarz brütet auf dem Heer die Nacht –
Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Hoch ſpritzt an den Nacken das Blut,
Lebende wechſeln mit Toten, der Fuß
Strauchelt über den Leichnamen –
„Und auch du, Franz?" – „Grüße mein Lottchen, Freund!"
Wilder immer wütet der Streit.

„Grüßen will ich" — Gott! Kameraden, seht!
Hinter uns, wie die Kartätsche springt!
„Grüßen will ich dein Lottchen, Freund!
Schlummre sanft! wo die Kugelsaat
Regnet, stürz ich Verlassner hinein."

Hieher, dorthin schwankt die Schlacht.
Finstrer brütet auf dem Heer die Nacht —
Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Horch! was strampft im Galopp vorbei?
Die Adjutanten fliegen,
Dragoner rasseln in den Feind,
Und seine Donner ruhen.
Viktoria, Brüder!
Schrecken reißt die feigen Glieder,
Und seine Fahne sinkt.

Entschieden ist die scharfe Schlacht,
Der Tag blickt siegend durch die Nacht!
Horch! Trommelwirbel, Pfeifenklang
Stimmen schon Triumphgesang!
Lebt wohl, ihr gebliebenen Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Der Flüchtling.

Frisch atmet des Morgens lebendiger Hauch,
Purpurisch zuckt durch düstrer Tannen Ritzen
Das junge Licht und äugelt aus dem Strauch,
In goldnen Flammen blitzen
Der Berge Wolkenspitzen;
Mit freudig melodisch gewirbeltem Lied
Begrüßen erwachende Lerchen die Sonne,

Die schon in lachender Wonne
Jugendlich schön in Auroras Umarmungen glüht.

Sei, Licht, mir gesegnet!
Dein Strahlenguß regnet
Erwärmend hernieder auf Anger und Au.
Wie silberfarb flittern
Die Wiesen, wie zittern
Tausend Sonnen in perlendem Tau!

In säuselnder Kühle
Beginnen die Spiele
Der jungen Natur,
Die Zephyre kosen
Und schmeicheln um Rosen,
Und Düfte beströmen die lachende Flur.

Wie hoch aus den Städten die Rauchwolken dampfen!
Laut wiehern und schnauben und knirschen und strampfen
Die Rosse, die Farren;
Die Wagen erknarren
Ins ächzende Tal.
Die Waldungen leben,
Und Adler und Falken und Habichte schweben
Und wiegen die Flügel im blendenden Strahl.

Den Frieden zu finden,
Wohin soll ich wenden
Am elenden Stab?
Die lachende Erde
Mit Jünglingsgebärde
Für mich nur ein Grab!

Steig empor, o Morgenrot, und röte
Mit purpurnem Kusse Hain und Feld,
Säusle nieder Abendrot und flöte
Sanft in Schlummer die erstorbne Welt!

Morgen — ach! du röteſt
Eine Totenflur,
Ach! und du, o Abendrot, umflöteſt
Meinen langen Schlummer nur.

Gruppe aus dem Tartarus.

Horch — wie Murmeln des empörten Meeres,
Wie durch hohler Felſen Becken weint ein Bach,
Stöhnt dort dumpfigtief ein ſchweres, leeres,
Qualerpreßtes Ach!

Schmerz verzerret
Ihr Geſicht; Verzweiflung ſperret
Ihren Rachen fluchend auf.

Hohl ſind ihre Augen, ihre Blicke
Spähen bang nach des Cocytus Brücke,
Folgen tränend ſeinem Trauerlauf,

Fragen ſich einander ängſtlich leiſe,
Ob noch nicht Vollendung ſei? —
Ewigkeit ſchwingt über ihnen Kreiſe,
Bricht die Senſe des Saturns entzwei.

Elyſium.

Vorüber die ſtöhnende Klage!
Elyſiums Freudengelage
Erſäufen jegliches Ach —
Elyſiums Leben
Ewige Wonne, ewiges Schweben,
Durch lachende Fluren ein flötender Bach.

Jugendlich milde
Beſchwebt die Gefilde
Ewiger Mai;

Die Stunden entfliehen in goldenen Träumen,
Die Seele ſchwillt aus in unendlichen Räumen,
Wahrheit reißt hier den Schleier entzwei.

Unendliche Freude
Durchwallet das Herz.
Hier mangelt der Name dem trauernden Leide,
Sanfter Entzücken nur heißet hier Schmerz.

Hier ſtrecket der wallende Pilger die matten
Brennenden Glieder im ſäuſelnden Schatten,
Leget die Bürde auf ewig dahin —
Seine Sichel entfällt hier dem Schnitter,
Eingeſungen von Harfengezitter,
Träumt er, geſchnittene Halmen zu ſehn.

Deſſen Fahne Donnerſtürme wallte,
Deſſen Ohren Mordgebrüll umhallte,
Berge bebten unter deſſen Donnergang,
Schläft hier linde bei des Baches Rieſeln,
Der wie Silber ſpielet über Kieſeln;
Ihm verhallet wilder Speere Klang.

Hier umarmen ſich getreue Gatten,
Küſſen ſich auf grünen ſamtnen Matten,
Liebgekoſt vom Balſamweſt;
Ihre Krone findet hier die Liebe,
Sicher vor des Todes ſtrengem Hiebe,
Feiert ſie ein ewig Hochzeitfeſt.

An Minna.

Träum ich? Iſt mein Auge trüber?
Nebelts mir ums Angeſicht?
Meine Minna geht vorüber?
Meine Minna kennt mich nicht?

Die am Arme ſeichter Toren
Blähend mit dem Fächer ficht,
Eitel in ſich ſelbſt verloren —
Meine Minna iſt es nicht.

Von dem Sommerhute nicken
Stolze Federn, mein Geſchenk;
Schleifen, die den Buſen ſchmücken,
Rufen: Minna, ſei gedenk!
Blumen, die ich ſelbſt erzogen,
Zieren Bruſt und Locken noch —
Ach, die Bruſt die mir gelogen!
Und die Blumen blühen doch!

Geh! umhüpft von leeren Schmeichlern!
Geh! vergiß auf ewig mich!
Ueberliefert feilen Heuchlern,
Eitles Weib, veracht ich dich,
Geh! dir hat ein Herz geſchlagen,
Dir ein Herz, das edel ſchlug,
Groß genug, den Schmerz zu tragen,
Daß es einer Törin ſchlug.

In den Trümmern deiner Schöne
Seh ich dich verlaſſen ſtehn,
Weinend in die Blumenſzene
Deines Mais zurücke ſehn.
Schwalben, die im Lenze minnen,
Fliehen, wenn der Nordſturm weht,
Buhler ſcheucht dein Herbſt von hinnen,
Einen Freund haſt du verſchmäht.

Die mit heißem Liebesgeize
Deinem Kuß entgegenflohn,
Ziſchen dem erloſchnen Reize,
Lachen deinem Winter Hohn.

Ha! wie will ich dann dich höhnen!
Höhnen? Gott bewahre mich!
Weinen will ich bittre Tränen,
Weinen, Minna, über dich.

Das Glück und die Weisheit.

Entzweit mit einem Favoriten,
Flog einst Fortun' der Weisheit zu:
„Ich will dir meine Schätze bieten,
Sei meine Freundin du!

Mit meinen reichsten, schönsten Gaben
Beschenkt ich ihn so mütterlich,
Und sieh, er will noch immer haben
Und nennt noch geizig mich.

Komm, Schwester, laß uns Freundschaft schließen,
Du marterst dich an deinem Pflug;
In deinen Schoß will ich sie gießen,
Hier ist für dich und mich genug."

Sophia lächelt diesen Worten
Und wischt den Schweiß vom Angesicht!
„Dort eilt dein Freund, sich zu ermorden,
Versöhnet euch! — ich brauch dich nicht."

Die berühmte Frau.

Epistel eines Ehemanns an einen andern.

Beklagen soll ich dich? Mit Tränen bittrer Reue
Wird Hymens Band von dir verflucht?
Warum? weil deine Ungetreue
In eines andern Armen sucht,
Was ihr die deinigen versagen?

Freund, höre fremde Leiden an
Und lerne deine leichter tragen!

Dich ſchmerzt, daß ſich in deine Rechte
Ein zweiter teilt? — Beneidenswerter Mann!
Mein Weib gehört dem ganzen menſchlichen Geſchlechte.
Vom Belt bis an der Moſel Strand,
Bis an die Apenninenwand,
Bis in die Vaterſtadt der Moden
Wird ſie in allen Buden feil geboten,
Muß ſie auf Diligencen, Paketbooten
Von jedem Schulfuchs, jedem Haſen
Kunſtrichterlich ſich muſtern laſſen,
Muß ſie der Brille des Philiſters ſtehn,
Und wie's ein ſchmutzger Ariſtarch befohlen,
Auf Blumen oder heißen Kohlen
Zum Ehrentempel oder Pranger gehn.
Ein Leipziger — daß Gott ihn ſtrafen wollte! —
Nimmt topographiſch ſie wie eine Feſtung auf
Und bietet Gegenden dem Publikum zu Kauf,
Wovon ich billig doch allein nur ſprechen ſollte.

Dein Weib — Dank den kanoniſchen Geſetzen! —
Weiß deiner Gattin Titel doch zu ſchätzen.
Sie weiß warum? und tut ſehr wohl daran.
Mich kennt man nur als Ninons Mann.
Du klagſt, daß im Parterre und an den Pharotiſchen,
Erſcheinſt du, alle Zungen ziſchen?
O Mann des Glücks! Wer einmal das von ſich
Zu rühmen hätte! — Mich, Herr Bruder, mich,
Beſchert mir endlich eine Molkenkur
Das rare Glück — den Platz an ihrer Linken —
Mich merkt kein Aug, und alle Blicke winken
Auf meine ſtolze Hälfte nur.

Kaum ist der Morgen grau,
So kracht die Treppe schon von blau und gelben Röcken,
Mit Briefen, Ballen, unfrankierten Päcken,
Signiert: An die berühmte Frau.
Sie schläft so süß! — doch darf ich sie nicht schonen.
„Die Zeitungen, Madam, aus Jena und Berlin!"
Rasch öffnet sich das Aug der holden Schläferin,
Ihr erster Blick fällt auf — Rezensionen.
Das schöne blaue Auge — mir
Nicht einen Blick! — durchirrt ein elendes Papier,
(Laut hört man in der Kinderstube weinen)
Sie legt es endlich weg und frägt nach ihren Kleinen.

Die Toilette wartet schon,
Doch halbe Blicke nur beglücken ihren Spiegel.
Ein mürrisch ungeduldig Drohn
Gibt der erschrocknen Zofe Flügel.
Von ihrem Putztisch sind die Grazien entflohn,
Und an der Stelle holder Amorinen
Sieht man Erinnyen den Lockenbau bedienen.

Karossen rasseln jetzt heran,
Und Mietlakaien springen von den Tritten,
Dem düftenden Abbé, dem Reichsbaron, dem Briten,
Der — nur nichts Deutsches lesen kann,
Großing und Kompagnie, dem Z** Wundermann
Gehör bei der Berühmten zu erbitten.
Ein Ding, das demutsvoll sich in die Ecke drückt
Und Ehmann heißt, wird vornehm angeblickt.
Hier darf ihr — wird dein Hausfreund so viel wagen? —
Der dümmste Fat, der ärmste Wicht,
Wie sehr er sie bewundre, sagen,
Und darfs vor meinem Angesicht!
Ich steh dabei, und will ich artig heißen,
Muß ich ihn bitten, mitzuspeisen.

Bei Tafel, Freund, beginnt erſt meine Not,
Da geht es über meine Flaſchen!
Mit Weinen von Burgund, die mir der Arzt verbot,
Muß ich die Kehlen ihrer Lober waſchen.
Mein ſchwer verdienter Biſſen Brot
Wird hungriger Schmarotzer Beute;
O dieſe leidige, vermaledeite
Unſterblichkeit iſt meines Nierenſteiners Tod.
Den Wurm an alle Finger, welche drucken!
Was, meinſt du, ſei mein Dank? Ein Achſelzucken,
Ein Mienenſpiel, ein ungeſchliffenes Beklagen —
Errätſt du's nicht? O, ich verſtehs genau!
Daß dieſen Brillant von einer Frau
Ein ſolcher Pavian davongetragen.

Der Frühling kommt. Auf Wieſen und auf Feldern
Streut die Natur den bunten Teppich hin,
Die Blumen kleiden ſich in angenehmes Grün,
Die Lerche ſingt, es lebt in allen Wäldern.
— Ihr iſt der Frühling wonneleer.
Die Sängerin der ſüßeſten Gefühle,
Der ſchöne Hain, der Zeuge unſrer Spiele,
Sagt ihrem Herzen jetzt nichts mehr.
Die Nachtigallen haben nicht geleſen,
Die Lilien bewundern nicht.
Der allgemeine Jubelruf der Weſen
Begeiſtert ſie — zu einem Sinngedicht.
Doch nein! Die Jahrszeit iſt ſo ſchön zum Reiſen.
Wie drängend voll mags jetzt in Pyrmont ſein!
Auch hört man überall das Karlsbad preiſen.
Huſch iſt ſie dort — in jenem bunten Reihn,
Wo Ordensbänder und Doktorenkragen
Zelebritäten aller Art,
Vertraulich wie in Charons Kahn gepaart,

Zur Schau sich geben und zu Markte tragen,
Wo, eingeschickt von fernen Meilen,
Zerrissne Tugenden von ihren Wunden heilen,
Dort, Freund — o lerne dein Verhängnis preisen! —
Dort wandelt meine Frau und läßt mir sieben Waisen.

O meiner Liebe erstes Flitterjahr!
Wie schnell — ach, wie so schnell bist du entflogen!
Ein Weib, wie keines ist und keines war,
Mir von des Reizes Göttinnen erzogen,
Mit hellem Geist, mit aufgetanem Sinn
Und weichen, leicht beweglichen Gefühlen —
So sah ich sie, die Herzenfeßlerin,
Gleich einem Maitag mir zur Seite spielen;
Das süße Wort: Ich liebe dich!
Sprach aus dem holden Augenpaare.
So führt ich sie zum Traualtare —
O wer war glücklicher als ich!
Ein Blütenfeld beneidenswerter Jahre
Sah lachend mich aus diesem Spiegel an;
Mein Himmel war mir aufgetan.
Schon sah ich schöne Kinder um mich scherzen,
In ihrem Kreis die Schönste sie,
Die Glücklichste von allen sie,
Und mein durch Seelenharmonie,
Durch ewigen festen Bund der Herzen.
Und nun erscheint — o mög ihn Gott verdammen! —
Ein großer Mann — ein schöner Geist.
Der große Mann tut eine Tat! — und reißt
Mein Kartenhaus von Himmelreich zusammen.

Wen hab ich nun? — Beweinenswerter Tausch!
Erwacht aus diesem Wonnerausch,
Was ist von diesem Engel mir geblieben?
Ein starker Geist in einem zarten Leib,

Ein Zwitter zwiſchen Mann und Weib,
Gleich ungeſchickt zum Herrſchen und zum Lieben;
Ein Kind mit eines Rieſen Waffen,
Ein Mittelding von Weiſen und von Affen!
Um kümmerlich dem ſtärkern nachzukriechen,
Dem ſchöneren Geſchlecht entflohn,
Herabgeſtürzt von einem Thron,
Des Reizes heiligen Myſterien entwichen,
Aus Cythereas goldnem Buch geſtrichen
Für — einer Zeitung Gnadenlohn.

Goldnes Buch; ſo wird in einigen italiäniſchen Republiken das Verzeichnis genannt, in welchem die adeligen Familien eingeſchrieben ſtehen.

Die Größe der Welt.

Die der ſchaffende Geiſt einſt aus dem Chaos ſchlug,
Durch die ſchwebende Welt flieg ich des Windes Flug,
Bis am Strande
Ihrer Wogen ich lande,
Anker werf, wo kein Hauch mehr weht
Und der Markſtein der Schöpfung ſteht.

Sterne ſah ich bereits jugendlich auferſtehn,
Tauſendjährigen Gangs durchs Firmament zu gehn,
Sah ſie ſpielen
Nach den lockenden Zielen;
Irrend ſuchte mein Blick umher,
Sah die Räume ſchon — ſternenleer.

Anzufeuren den Flug weiter zum Reich des Nichts,
Steur ich mutiger fort, nehme den Flug des Lichts,
Neblicht trüber
Himmel an mir vorüber,
Weltſyſteme, Fluten im Bach,
Strudeln dem Sonnenwanderer nach.

Sieh, den einsamen Pfad wandelt ein Pilger mir
Rasch entgegen – „Halt an! Waller, was suchst du hier?"
„„Zum Gestade
Seiner Welt meine Pfade;
Segle hin, wo kein Hauch mehr weht
Und der Markstein der Schöpfung steht.""

„Steh! du segelst umsonst – vor dir Unendlichkeit!"
„„Steh! du segelst umsonst – Pilger, auch hinter mir! –
Senke nieder,
Adlergedank, dein Gefieder!
Kühne Seglerin Phantasie,
Wirf ein mutloses Anker hie!""

Männerwürde.

Ich bin ein Mann! Wer ist es mehr?
Wers sagen kann, der springe
Frei unter Gottes Sonn einher
Und hüpfe hoch und singe.

Zu Gottes schönem Ebenbild
Kann ich den Stempel zeigen,
Zum Born, woraus der Himmel quillt,
Darf ich hinunter steigen.

Und wohl mir, daß ichs darf und kann!
Geht 's Mädchen mir vorüber,
Rufts laut in mir: Du bist ein Mann!
Und küsse sie so lieber.

Und röter wird das Mädchen dann,
Und 's Mieder wird ihr enge.
Das Mädchen weiß, ich bin ein Mann,
Drum wird ihr 's Mieder enge.

Wie wird ſie erſt um Gnade ſchrein,
Ertapp ich ſie im Bade!
Ich bin ein Mann, das fällt ihr ein,
Wie ſchrie ſie ſonſt um Gnade?

Ich bin ein Mann, mit dieſem Wort —
Begegn ich ihr alleine —
Jag ich des Kaiſers Tochter fort,
So lumpicht ich erſcheine.

Und dieſes goldne Wörtchen macht
Mir manche Fürſtin holde.
Mich ruft ſie — habt indeſſen Wacht,
Ihr Buben dort im Golde!

Ich bin ein Mann, das könnt ihr ſchon
An meiner Leier riechen,
Sie brauſt dahin im Siegeston,
Sonſt würde ſie ja kriechen.

Aus eben dieſem Schöpferfluß,
Woraus wir Menſchen werden,
Quillt Götterkraft und Genius,
Was mächtig iſt auf Erden.

Tyrannen haßt mein Talisman
Und ſchmettert ſie zu Boden,
Und kann ers nicht, führt er die Bahn
Freiwillig zu den Toten.

Den Perſer hat mein Talisman
Am Granikus bezwungen,
Roms Wollüſtlinge Mann für Mann
Auf deutſchen Sand gerungen.

Seht ihr den Römer ſtolz und kraus
In Afrika dort ſitzen?

Sein Aug speit Feuerflammen aus,
Als säht ihr Hekla blitzen.

Da kommt ein Bube wohlgemut,
Gibt manches zu verstehen.
„Sprich, du hättst auf Karthagos Schutt
Den Marius gesehen!"

So spricht der stolze Römersmann
Noch groß in seinem Falle.
Er ist nichts weiter als ein Mann,
Und vor ihm zittern alle.

Drauf täten seine Enkel sich
Ihr Erbteil gar abdrehen
Und huben jedermänniglich
Anmutig an zu krähen.

Schmach dem kombabischen Geschlecht!
Die Elenden, sie haben
Verscherzt ihr hohes Männerrecht,
Des Himmels beste Gaben

Und schlendern elend durch die Welt,
Wie Kürbisse, von Buben
Zu Menschenköpfen ausgehöhlt,
Die Schädel leere Stuben!

Wie Wein, von einem Chemikus
Durch die Retort getrieben:
Zum Teufel ist der Spiritus,
Das Phlegma ist geblieben.

Und fliehen jedes Weibsgesicht,
Und zittern, es zu sehen —
Und dürften sie und können nicht!
Da möchten sie vergehen.

Drum fliehn sie jeden Ehrenmann,
Sein Glück wird sie betrüben —
Wer keinen Menschen machen kann,
Der kann auch keinen lieben.

Drum tret ich frei und stolz einher
Und brüste mich und singe:
Ich bin ein Mann! Wer ist es mehr?
Der hüpfe hoch und springe!

An einen Moralisten.

Was zürnst du unsrer frohen Jugendweise
Und lehrst, daß Lieben Tändeln sei?
Du starrest in des Winters Eise
Und schmähest auf den goldnen Mai.

Einst, als du noch das Nymphenvolk bekriegtest,
Ein Held des Karnevals den deutschen Wirbel flogst,
Ein Himmelreich in beiden Armen wiegtest
Und Nektarduft von Mädchenlippen sogst —

Ha, Seladon! wenn damals aus den Achsen
Gewichen wär der Erde schwerer Ball,
Im Liebesknäul mit Julien verwachsen,
Du hättest überhört den Fall!

O denk zurück nach deinen Rosentagen
Und lerne: die Philosophie
Schlägt um, wie unsre Pulse anders schlagen;
Zu Göttern schafft du Menschen nie.

Wohl, wenn ins Eis des klügelnden Verstandes
Das warme Blut ein bißchen muntrer springt!
Laß den Bewohnern eines bessern Landes,
Was nie dem Sterblichen gelingt.

Zwingt doch der irdische Gefährte
Den gottgebornen Geist in Kerkermauren ein,
Er wehrt mir, daß ich Engel werde,
Ich will ihm folgen, Mensch zu sein.

Griechheit.

Kaum hat das kalte Fieber der Gallomanie uns verlassen,
Bricht in der Gräkomanie gar noch ein hitziges aus.
Griechheit, was war sie? Verstand und Maß und Klarheit!
Drum dächt ich:
Etwas Geduld noch, ihr Herrn, eh ihr von Griechheit uns sprecht!
Eine würdige Sache verfechtet ihr — nur mit Verstande,
Bitt ich, daß sie zum Spott und zum Gelächter nicht wird.

Die Sonntagskinder.

Jahrelang bildet der Meister und kann sich nimmer genugtun;
Dem genialen Geschlecht wird es im Traume beschert.
Was sie gestern gelernt, das wollen sie heute schon lehren:
Ach, was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm!

Die Homeriden.

Wer von euch ist der Sänger der Ilias? Weils ihm so gut schmeckt,
Ist hier von Heynen ein Pack Göttinger Würste für ihn. —
„Mir her! ich sang der Könige Zwist!" — „Ich die Schlacht bei den Schiffen!" —
„Mir die Würste! ich sang, was auf dem Ida geschah!" —
Friede! zerreißt mich nur nicht! Die Würste werden nicht reichen:
Der sie schickte, er hat sich nur auf einen versehn.

Die Philoſophen.

Lehrling.

Gut, daß ich euch, ihr Herren, in pleno beiſammen hier finde;
Denn das eine, was not, treibt mich herunter zu euch.

Ariſtoteles.

Gleich zur Sache, mein Freund! Wir halten die Jenaer Zeitung
Hier in der Hölle und ſind längſt ſchon von allem belehrt.

Lehrling.

Deſto beſſer! So gebt mir, ich geh euch nicht eher vom Halſe,
Einen allgültigen Satz, und der auch allgemein gilt.

Erſter.

Cogito, ergo sum. Ich denke, und mithin ſo bin ich!
Iſt das eine nur wahr, iſt es das andre gewiß.

Lehrling.

Denk ich, ſo bin ich. Wohl! Doch wer wird immer auch denken!
Oft ſchon war ich und hab wirklich an gar nichts gedacht.

Zweiter.

Weil es Dinge doch gibt, ſo gibt es ein Ding aller Dinge;
In dem Ding aller Ding ſchwimmen wir, wie wir ſo ſind.

Dritter.

Juſt das Gegenteil ſprech ich. Es gibt kein Ding als mich ſelber;
Alles andre, in mir ſteigt es als Blaſe nur auf.

Vierter.

Zweierlei Dinge laſſ ich paſſieren, die Welt und die Seele;
Keins weiß vom andern, und doch deuten ſie beide auf eins.

Fünfter.

Von dem Ding weiß ich nichts und weiß auch nichts von der Seele;
Beide erſcheinen mir nur, aber ſie ſind doch kein Schein.

Sechſter.

Ich bin Ich und ſetze mich ſelbſt, und ſetz ich mich ſelber
Als nicht geſetzt, nun gut, hab ich ein Nicht-Ich geſetzt.

Siebenter.

Vorstellung wenigstens ist! Ein Vorgestelltes ist also,
Ein Vorstellendes auch, macht mit der Vorstellung drei.

Lehrling.

Damit lock ich, ihr Herrn, noch keinen Hund aus dem Ofen.
Einen erklecklichen Satz will ich, und der auch was setzt!

Achter.

Auf theoretischem Feld ist weiter nichts mehr zu finden;
Aber der praktische Satz gilt doch: Du kannst, denn du sollst!

Lehrling.

Dacht ichs doch! Wissen sie nichts Vernünftiges mehr zu erwidern,
Schieben sie's einem geschwind in das Gewissen hinein.

David Hume.

Rede nicht mit dem Volk! Der Kant hat sie alle verwirret.
Mich frag, ich bin mir selbst auch in der Hölle noch gleich.

Rechtsfrage.

Jahrelang schon bedien ich mich meiner Nase zum Riechen;
Hab ich denn wirklich an sie auch ein erweisliches Recht?

Puffendorf.

Ein bedenklicher Fall! Doch die erste Possession scheint
Für dich zu sprechen, und so brauche sie immerhin fort!

Gewissenskrupel.

Gerne dien ich den Freunden, doch tu ich es leider mit Neigung,
Und so wurmt es mir oft, daß ich nicht tugendhaft bin.

Entscheidung.

Da ist kein anderer Rat, du mußt suchen, sie zu verachten,
Und mit Abscheu alsdann tun, wie die Pflicht dir gebeut.

G[elehrte] G[esellschaften].

Jeder, sieht man ihn einzeln, ist leidlich klug und verständig;
Sind sie in corpore, gleich wird euch ein Dummkopf daraus.

Die Danaiden.

Jahrelang schöpfen wir schon in das Sieb und brüten den Stein aus;
Aber der Stein wird nicht warm, aber das Sieb wird nicht voll.

Der erhabene Stoff.

Deine Muse besingt, wie Gott sich der Menschen erbarmte;
Aber ist das Poesie, daß er erbärmlich sie fand?

Der moralische Dichter.

Ja, der Mensch ist ein ärmlicher Wicht, ich weiß – doch das wollt ich
Eben vergessen und kam, ach wie gereut michs, zu dir!

Der Kunstgriff.

Wollt ihr zugleich den Kindern der Welt und den Frommen gefallen?
Malet die Wollust – nur malet den Teufel dazu!

Jeremiade.

Alles in Deutschland hat sich in Prosa und Versen verschlimmert,
Ach, und hinter uns liegt weit schon die goldene Zeit!
Philosophen verderben die Sprache, Poeten die Logik,
Und mit dem Menschenverstand kommt man durchs Leben nicht mehr.
Aus der Aesthetik, wohin sie gehört, verjagt man die Tugend,
Jagt sie, den lästigen Gast, in die Politik hinein.
Wohin wenden wir uns? Sind wir natürlich, so sind wir
Platt; und genieren wir uns, nennt man es abgeschmackt gar.
Schöne Naivetät der Stubenmädchen zu Leipzig,
Komm doch wieder, o komm, witzige Einfalt, zurück!
Komm, Komödie, wieder, du ehrbare Wochenvisite,
Siegmund, du süßer Amant, Maskarill, spaßhafter Knecht!

Trauerspiele voll Salz, voll epigrammatischer Nadeln,
Und du Menuettschritt unsers geborgten Kothurns!
Philosophscher Roman, du Gliedermann, der so geduldig
Still hält, wenn die Natur gegen den Schneider sich wehrt,
Alte Prosa, komm wieder, die alles so ehrlich herausſagt,
Was sie denkt und gedacht, auch was der Leser sich denkt
Alles in Deutschland hat sich in Prosa und Versen verschlimmert.
Ach, und hinter uns liegt weit schon die goldene Zeit!

Wissenschaft.

Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.

Kant und seine Ausleger.

Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung
Setzt! Wenn die Könige baun, haben die Kärrner zu tun.

Die Flüsse.

Rhein.

Treu, wie dem Schweizer gebührt, bewach ich Germaniens Grenze,
Aber der Gallier hüpft über den duldenden Strom.

Rhein und Mosel.

Schon so lang umarm ich die lotharingische Jungfrau,
Aber noch hat kein Sohn unsre Verbindung beglückt.

Donau in **

Mich umwohnt mit glänzendem Aug das Volk der Phaiaken;
Immer ists Sonntag, es dreht immer am Herd sich der Spieß.

Main.

Meine Burgen zerfallen zwar, doch getröstet erblick ich
Seit Jahrhunderten noch immer das alte Geschlecht.

Saale.

Kurz ist mein Lauf und begrüßt der Fürsten, der Völker so viele;
Aber die Fürsten sind gut, aber die Völker sind frei.

Ilm.

Meine Ufer sind arm, doch höret die leisere Welle,
Führet der Strom sie vorbei, manches unsterbliche Lied.

Pleiße.

Flach ist mein Ufer und seicht mein Bach, es schöpften zu durstig
Meine Poeten mich, meine Prosaiker aus.

Elbe.

All ihr andern, ihr sprecht nur ein Kauderwelsch – unter den Flüssen
Deutschlands rede nur ich, und auch in Meißen nur, deutsch.

Spree.

Sprache gab mir einst Ramler und Stoff mein Cäsar; da nahm ich
Meinen Mund etwas voll, aber ich schweige seitdem.

Weser.

Leider von mir ist gar nichts zu sagen; auch zu dem kleinsten
Epigramme, bedenkt, geb ich der Muse nicht Stoff.

Gesundbrunnen zu **.

Seltsames Land! Hier haben die Flüsse Geschmack und die Quellen,
Bei den Bewohnern allein hab ich noch keinen verspürt.

Pegnitz.

Ganz hypochondrisch bin ich vor langer Weile geworden,
Und ich fließe nur fort, weil es so hergebracht ist.

Die **chen Flüsse.

Unsereiner hats halter gut in **cher Herren
Ländern: ihr Joch ist sanft, und ihre Lasten sind leicht.

Salzach.

Aus Juvaviens Bergen ström ich, das Erzstift zu salzen,
Lenke dann Bayern zu, wo es an Salze gebricht.

Der anonyme Fluß.

Fastenspeisen dem Tisch des frommen Bischofs zu liefern,
Goß der Schöpfer mich aus durch das verhungerte Land.

Les fleuves indiscrets.

Jetzt kein Wort mehr, ihr Flüsse! Man siehts, ihr wißt euch so wenig
Zu bescheiden, als einst Diderots Schätzchen getan.

Schön und erhaben.

[Die Führer des Lebens.]

Zweierlei Genien sinds, die dich durchs Leben geleiten;
Wohl dir, wenn sie vereint helfend zur Seite dir stehn!
Mit erheiterndem Spiel verkürzt dir der eine die Reise,
Leichter an seinem Arm werden dir Schicksal und Pflicht.
Unter Scherz und Gespräch begleitet er bis an die Kluft dich,
Wo an der Ewigkeit Meer schaudernd der Sterbliche steht.
Hier empfängt dich entschlossen und ernst und schweigend der andre,
Trägt mit gigantischem Arm über die Tiefe dich hin.
Nimmer widme dich einem allein! Vertraue dem erstern
Deine Würde nicht an, nimmer dem andern dein Glück!

Breite und Tiefe.

Es glänzen viele in der Welt,
Sie wissen von allem zu sagen,
Und wo was reizet und wo was gefällt,
Man kann es bei ihnen erfragen;
Man dächte, hört man sie reden laut,
Sie hätten wirklich erobert die Braut.

Doch gehn sie aus der Welt ganz still,
Ihr Leben war verloren.
Wer etwas Treffliches leisten will,

Hätt gern was Großes geboren,
Der ſammle ſtill und unerſchlafft
Im kleinſten Punkte die höchſte Kraft.

Der Stamm erhebt ſich in die Luft
Mit üppig prangenden Zweigen,
Die Blätter glänzen und hauchen Duft,
Doch können ſie Früchte nicht zeugen;
Der Kern allein im ſchmalen Raum
Verbirgt den Stolz des Waldes, den Baum.

Kleinigkeiten.

Der epiſche Hexameter.

Schwindelnd trägt er dich fort auf raſtlos ſtrömenden Wogen,
Hinter dir ſiehſt du, du ſiehſt vor dir nur Himmel und Meer.

Das Diſtichon.

Im Hexameter ſteigt des Springquells flüſſige Säule,
Im Pentameter drauf fällt ſie melodiſch herab.

Die achtzeilige Stanze.

Stanze, dich ſchuf die Liebe, die zärtlich ſchmachtende — dreimal
Flieheſt du ſchamhaft und kehrſt dreimal verlangend zurück.

Der Obelisk.

Aufgerichtet hat mich auf hohem Geſtelle der Meiſter.
Stehe, ſprach er, und ich ſteh ihm mit Kraft und mit Luſt.

Der Triumphbogen.

Fürchte nicht, ſagte der Meiſter, des Himmels Bogen; ich ſtelle
Dich unendlich wie ihn in die Unendlichkeit hin.

Die ſchöne Brücke.

Unter mir, über mir rennen die Wellen, die Wagen und gütig
Gönnte der Meiſter mir ſelbſt, auch mit hinüber zu gehn.

Das Tor.

Schmeichelnd locke das Tor den Wilden herein zum Gesetze,
Froh in die freie Natur führ es den Bürger heraus!

Die Peterskirche.

Suchst du das Unermeßliche hier, du hast dich geirret:
Meine Größe ist die, größer zu machen dich selbst.

Zenith und Nadir.

Wo du auch wandelst im Raum, es knüpft dein Zenith und Nadir
An den Himmel dich an, dich an die Achse der Welt.
Wie du auch handelst in dir, es berühre den Himmel der Wille,
Durch die Achse der Welt gehe die Richtung der Tat!

Ausgang aus dem Leben.

Aus dem Leben heraus sind der Wege zwei dir geöffnet,
Zum Ideale führt einer, der andre zum Tod.
Siehe, wie du bei Zeit noch frei auf dem ersten entspringest,
Ehe die Parze mit Zwang dich auf dem andern entführt.

Das Kind in der Wiege.

Glücklicher Säugling! Dir ist ein unendlicher Raum noch die Wiege,
Werde Mann, und dir wird eng die unendliche Welt.

Das Unwandelbare.

„Unaufhaltsam enteilet die Zeit." — Sie sucht das Beständge.
Sei getreu, und du legst ewige Fesseln ihr an.

Theophanie.

Zeigt sich der Glückliche mir, ich vergesse die Götter des Himmels;
Aber sie stehen vor mir, wenn ich den Leidenden seh.

Die Götter Griechenlandes.

Für die Freunde der ersten Ausgabe abgedruckt.

Da ihr noch die schöne Welt regiertet,
An der Freude leichtem Gängelband
Glücklichere Menschenalter führtet,
Schöne Wesen aus dem Fabelland!
Ach, da euer Wonnedienst noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!
Da man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathusia!

Da der Dichtkunst malerische Hülle
Sich noch lieblich um die Wahrheit wand!
Durch die Schöpfung floß da Lebensfülle,
Und, was nie empfinden wird, empfand.
An der Liebe Busen sie zu drücken,
Gab man höhern Adel der Natur,
Alles wies den eingeweihten Blicken,
Alles eines Gottes Spur.

Wo jetzt nur, wie unsre Weisen sagen,
Seelenlos ein Feuerball sich dreht,
Lenkte damals seinen goldnen Wagen
Helios in stiller Majestät.
Diese Höhen füllten Oreaden,
Eine Dryas starb mit jenem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberschaum.

Jener Lorbeer wand sich einst um Hülfe,
Tantals Tochter schweigt in diesem Stein,
Syrinx Klage tönt aus jenem Schilfe,
Philomelens Schmerz in diesem Hain.
Jener Bach empfing Demeters Zähre,
Die sie um Persephonen geweint,
Und von diesem Hügel rief Zythere,
Ach vergebens! ihrem schönen Freund.

Zu Deukalions Geschlechte stiegen
Damals noch die Himmlischen herab;
Pyrrhas schöne Töchter zu besiegen,
Nahm Hyperion den Hirtenstab.
Zwischen Menschen, Göttern und Heroen
Knüpfte Amor einen schönen Bund,
Sterbliche mit Göttern und Heroen
Huldigten in Amathunt.

Betend an der Grazien Altären
Kniete da die holde Priesterin,
Sandte stille Wünsche an Zytheren
Und Gelübde an die Charitin.
Hoher Stolz, auch droben zu gebieten,
Lehrte sie den göttergleichen Rang
Und des Reizes heilgen Gürtel hüten,
Der den Donnrer selbst bezwang.

Himmlisch und unsterblich war das Feuer,
Das in Pindars stolzen Hymnen floß,
Niederströmte in Arions Leier,
In den Stein des Phidias sich goß.
Bessre Wesen, edlere Gestalten
Kündigten die hohe Abkunft an:
Götter, die vom Himmel niederwallten,
Sahen hier ihn wieder aufgetan.

Werter war von eines Gottes Güte,
Teurer jede Gabe der Natur.
Unter Iris schönem Bogen blühte
Reizender die perlenvolle Flur.
Prangender erschien die Morgenröte
In Hemerens rosichtem Gewand,
Schmelzender erklang die Flöte
In des Hirtengottes Hand.

Liebenswerter malte sich die Jugend,
Blühender in Ganymedas Bild,
Heldenkühner, göttlicher die Tugend
Mit Tritoniens Meduſenschild.
Sanfter war, da Hymen es noch knüpfte,
Heiliger der Herzen ewges Band,
Selbst des Lebens zarter Faden schlüpfte
Weicher durch der Parzen Hand.

Das Evoe muntrer Thyrsusschwinger
Und der Panter prächtiges Gespann
Meldeten den großen Freudebringer,
Faun und Satyr taumeln ihm voran,
Um ihn springen rasende Mänaden,
Ihre Tänze loben seinen Wein,
Und die Wangen des Bewirters laden
Lustig zu dem Becher ein.

Höher war der Gabe Wert gestiegen,
Die der Geber freundlich mit genoß,
Näher war der Schöpfer dem Vergnügen,
Das im Busen des Geschöpfes floß.
Nennt der meinige sich dem Verstande?
Birgt ihn etwa der Gewölke Zelt?
Mühsam späh ich im Ideenlande,
Fruchtlos in der Sinnenwelt.

Eure Tempel lachten gleich Paläſten,
Euch verherrlichte das Heldenſpiel
An des Iſthmus kronenreichen Feſten,
Und die Wagen donnerten zum Ziel.
Schön geſchlungne ſeelenvolle Tänze
Kreiſten um den prangenden Altar,
Eure Schläfe ſchmückten Siegeskränze,
Kronen euer duftend Haar.

Seiner Güter ſchenkte man das beſte,
Seiner Lämmer liebſtes gab der Hirt,
Und der Freudetaumel ſeiner Gäſte
Lohnte dem erhabnen Wirt.
Wohin tret ich? Dieſe traurge Stille,
Kündigt ſie mir meinen Schöpfer an?
Finſter, wie er ſelbſt, iſt ſeine Hülle,
Mein Entſagen — was ihn feiern kann.

Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Lippe,
Still und traurig ſenkt ein Genius
Seine Fackel. Schöne lichte Bilder
Scherzten auch um die Notwendigkeit,
Und das ernſte Schickſal blickte milder
Durch den Schleier ſanfter Menſchlichkeit.

Nach der Geiſter ſchrecklichen Geſetzen
Richtete kein heiliger Barbar,
Deſſen Augen Tränen nie benetzen,
Zarte Weſen, die ein Weib gebar.
Selbſt des Orkus ſtrenge Richterwage
Hielt der Enkel einer Sterblichen,
Und des Thrakers ſeelenvolle Klage
Rührte die Erinnyen.

Seine Freuden traf der frohe Schatten
In Elysiens Hainen wieder an;
Treue Liebe fand den treuen Gatten
Und der Wagenlenker seine Bahn;
Orpheus Spiel tönt die gewohnten Lieder,
In Alcestens Arme sinkt Admet,
Seinen Freund erkennt Orestes wieder,
Seine Waffen Philoktet.

Aber ohne Wiederkehr verloren
Bleibt, was ich auf dieser Welt verließ,
Jede Wonne hab ich abgeschworen,
Alle Bande, die ich selig pries.
Fremde, nie verstandene Entzücken
Schaudern mich aus jenen Welten an,
Und für Freuden, die mich jetzt beglücken,
Tausch ich neue, die ich missen kann.

Höhre Preise stärkten da den Ringer
Auf der Tugend arbeitvollen Bahn:
Großer Taten herrliche Vollbringer
Klimmten zu den Seligen hinan;
Vor dem Wiederforderer der Toten
Neigte sich der Götter stille Schar;
Durch die Fluten leuchtet dem Piloten
Vom Olymp das Zwillingspaar.

Schöne Welt, wo bist du? — Kehre wieder,
Holdes Blütenalter der Natur!
Ach, nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine goldne Spur.
Ausgestorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick,
Ach! Von jenem lebenwarmen Bilde
Blieb nur das Gerippe mir zurück.

Alle jene Blüten sind gefallen
Von des Nordes winterlichem Wehn.
Einen zu bereichern unter allen,
Mußte diese Götterwelt vergehn.
Traurig such ich an dem Sternenbogen,
Dich, Selene, find ich dort nicht mehr;
Durch die Wälder ruf ich, durch die Wogen,
Ach! sie widerhallen leer!

Unbewußt der Freuden, die sie schenket,
Nie entzückt von ihrer Trefflichkeit,
Nie gewahr des Armes, der sie lenket,
Reicher nie durch meine Dankbarkeit,
Fühllos selbst für ihres Künstlers Ehre,
Gleich dem toten Schlag der Pendeluhr,
Dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere,
Die entgötterte Natur!

Morgen wieder neu sich zu entbinden,
Wühlt sie heute sich ihr eignes Grab,
Und an ewig gleicher Spindel winden
Sich von selbst die Monde auf und ab.
Müßig kehrten zu dem Dichterlande
Heim die Götter, unnütz einer Welt,
Die, entwachsen ihrem Gängelbande,
Sich durch eignes Schweben hält.

Freundlos, ohne Bruder, ohne Gleichen,
Keiner Göttin, keiner Irdschen Sohn,
Herrscht ein andrer in des Aethers Reichen,
Auf Saturnus umgestürztem Thron.
Selig, eh sich Wesen um ihn freuten,
Selig im entvölkerten Gefild,
Sieht er in dem langen Strom der Zeiten
Ewig nur — sein eignes Bild.

Bürger des Olymps konnt ich erreichen,
Jenem Gotte, den sein Marmor preist,
Konnte einst der hohe Bildner gleichen;
Was ist neben dir der höchste Geist
Derer, welche Sterbliche gebaren?
Nur der Würmer erster, edelster.
Da die Götter menschlicher noch waren,
Waren Menschen göttlicher.

Dessen Strahlen mich darnieder schlagen,
Werk und Schöpfer des Verstandes! dir
Nachzuringen, gib mir Flügel, Wagen,
Dich zu wägen — oder nimm von mir,
Nimm die ernste, strenge Göttin wieder,
Die den Spiegel blendend vor mir hält;
Ihre sanftre Schwester sende nieder,
Spare jene für die andre Welt.

Das Spiel des Lebens.

Wollt ihr in meinen Kasten sehn?
Des Lebens Spiel, die Welt im kleinen,
Gleich soll sie eurem Aug erscheinen;
Nur müßt ihr nicht zu nahe stehn,
Ihr müßt sie bei der Liebe Kerzen
Und nur bei Amors Fackel sehn.

Schaut her! Nie wird die Bühne leer:
Dort bringen sie das Kind getragen,
Der Knabe hüpft, der Jüngling stürmt einher,
Es kämpft der Mann, und alles will er wagen.

Ein jeglicher versucht sein Glück,
Doch schmal nur ist die Bahn zum Rennen:
Der Wagen rollt, die Achsen brennen,

Der Held dringt kühn voran, der Schwächling bleibt zurück
Der Stolze fällt mit lächerlichem Falle,
Der Kluge überholt sie alle.

Die Frauen seht ihr an den Schranken stehn,
Mit holdem Blick, mit schönen Händen
Den Dank dem Sieger auszuspenden.

Parabeln und Rätsel.

1.

Von Perlen baut sich eine Brücke
Hoch über einen grauen See,
Sie baut sich auf im Augenblicke,
Und schwindelnd steigt sie in die Höh.

Der höchsten Schiffe höchste Masten
Ziehn unter ihrem Bogen hin,
Sie selber trug noch keine Lasten
Und scheint, wie du ihr nahst, zu fliehn.

Sie wird erst mit dem Strom und schwindet,
Sowie des Wassers Flut versiegt.
So sprich, wo sich die Brücke findet,
Und wer sie künstlich hat gefügt.

2.

Es führt dich meilenweit von dannen
Und bleibt doch stets an seinem Ort,
Es hat nicht Flügel auszuspannen
Und trägt dich durch die Lüfte fort.
Es ist die allerschnellste Fähre,
Die jemals einen Wandrer trug,
Und durch das größte aller Meere
Trägt es dich mit Gedankenflug —
Ihm ist ein Augenblick genug!

3.

Auf einer großen Weide gehen
Viel tausend Schafe silberweiß;
Wie wir sie heute wandeln sehen,
Sah sie der allerältste Greis.

Sie altern nie und trinken Leben
Aus einem unerschöpften Born,
Ein Hirt ist ihnen zugegeben
Mit schön gebognem Silberhorn.

Er treibt sie aus zu goldnen Toren,
Er überzählt sie jede Nacht
Und hat der Lämmer keins verloren,
So oft er auch den Weg vollbracht.

Ein treuer Hund hilft sie ihm leiten,
Ein muntrer Widder geht voran.
Die Herde, kannst du sie mir deuten?
Und auch den Hirten zeig mir an.

4.

Es steht ein groß geräumig Haus
Auf unsichtbaren Säulen,
Es mißts und gehts kein Wandrer aus,
Und keiner darf drin weilen.
Nach einem unbegriffnen Plan
Ist es mit Kunst gezimmert,
Es steckt sich selbst die Lampe an,
Die es mit Pracht durchschimmert.
Es hat ein Dach, kristallenrein,
Von einem einzgen Edelstein;
Doch noch kein Auge schaute
Den Meister, der es baute.

5.

Zwei Eimer sieht man ab und auf
In einem Brunnen steigen,
Und schwebt der eine voll herauf,
Muß sich der andre neigen.
Sie wandern rastlos hin und her,
Abwechselnd voll und wieder leer,
Und bringst du diesen an den Mund,
Hängt jener in dem tiefsten Grund;
Nie können sie mit ihren Gaben
In gleichem Augenblick dich laben.

6.

Kennst du das Bild auf zartem Grunde?
Es gibt sich selber Licht und Glanz.
Ein andres ists zu jeder Stunde,
Und immer ist es frisch und ganz.
Im engsten Raum ists ausgeführet,
Der kleinste Rahmen faßt es ein,
Doch alle Größe, die dich rühret,
Kennst du durch dieses Bild allein.

Und kannst du den Kristall mir nennen?
Ihm gleicht an Wert kein Edelstein.
Er leuchtet, ohne je zu brennen,
Das ganze Weltall saugt er ein.
Der Himmel selbst ist abgemalet
In seinem wundervollen Ring,
Und doch ist, was er von sich strahlet,
Noch schöner, als was er empfing.

7.

Unter allen Schlangen ist eine,
Auf Erden nicht gezeugt,

Mit der an Schnelle keine,
An Wut sich keine vergleicht.

Sie stürzt mit furchtbarer Stimme
Auf ihren Raub sich los
Vertilgt in einem Grimme
Den Reiter und sein Roß.

Sie liebt die höchsten Spitzen,
Nicht Schloß, nicht Riegel kann
Vor ihrem Anfall schützen,
Der Harnisch — lockt sie an.

Sie bricht wie dünne Halmen
Den stärksten Baum entzwei,
Sie kann das Erz zermalmen,
Wie dicht und fest es sei.

Und dieses Ungeheuer
Hat zweimal nur gedroht —
Es stirbt im eignen Feuer,
Wie's tötet, ist es tot!

8.

Wie heißt das Ding, das wenge schätzen,
Doch zierts des größten Kaisers Hand,
Es ist gemacht, um zu verletzen,
Am nächsten ists dem Schwert verwandt.

Kein Blut vergießts, und macht doch tausend Wunden,
Niemand beraubts und macht doch reich,
Es hat den Erdkreis überwunden,
Es macht das Leben sanft und gleich.

Die größten Reiche hats gegründet,
Die ältesten Städte hats erbaut,
Doch niemals hat es Krieg entzündet,
Und Heil dem Volk, das ihm vertraut.

9.

Ich wohne in einem steinernen Haus,
Da lieg ich verborgen und schlafe;
Doch ich trete hervor, ich eile heraus,
Gefodert mit eiserner Waffe.
Erst bin ich unscheinbar und schwach und klein,
Mich kann dein Atem bezwingen,
Ein Regentropfen schon saugt mich ein,
Doch mir wachsen im Siege die Schwingen;
Wenn die mächtige Schwester sich zu mir gesellt,
Erwachs ich zum furchtbarn Gebieter der Welt.

10.

Ein Vogel ist es, und an Schnelle
Buhlt es mit eines Adlers Flug,
Ein Fisch ists und zerteilt die Welle,
Die noch kein größres Untier trug,
Ein Elefant ists, welcher Türme
Auf seinem schweren Rücken trägt,
Der Spinnen kriechendem Gewürme
Gleicht es, wenn es die Füße regt.
Und hat es fest sich eingebissen
Mit seinem spitzgen Eisenzahn,
So stehts gleichwie auf festen Füßen
Und trotzt dem wütenden Orkan.

Rousseau.

Monument von unsrer Zeiten Schande,
Ewge Schmachschrift deiner Mutterlande,
Rousseaus Grab, gegrüßet seist du mir!
Fried und Ruh den Trümmern deines Lebens!
Fried und Ruhe suchtest du vergebens,
Fried und Ruhe fandst du hier.

Wann wird doch die alte Wunde narben?
Einst wars finster, und die Weisen starben,
Nun ists lichter, und der Weise stirbt.
Sokrates ging unter durch Sophisten,
Rousseau leidet, Rousseau fällt durch Christen,
Rousseau — der aus Christen Menschen wirbt.

Punschlied.

Vier Elemente,
Innig gesellt,
Bilden das Leben,
Bauen die Welt.

Preßt der Zitrone
Saftigen Stern!
Herb ist des Lebens
Innerster Kern.

Jetzt mit des Zuckers
Linderndem Saft
Zähmet die herbe
Brennende Kraft!

Gießet des Wassers
Sprudelnden Schwall!
Wasser umfänget
Ruhig das All.

Tropfen des Geistes
Gießet hinein!
Leben dem Leben
Gibt er allein.

Eh es verdüftet,
Schöpfet es schnell!
Nur wenn er glühet,
Labet der Quell.

Das Geheimnis der Reminiszenz.

An Laura.

Ewig starr an deinem Mund zu hangen,
Wer enthüllt mir dieses Glutverlangen?
Wer die Wollust, deinen Hauch zu trinken,
In dein Wesen, wenn sich Blicke winken,
Sterbend zu versinken?

Fliehen nicht, wie ohne Widerstreben
Sklaven an den Sieger sich ergeben,
Meine Geister hin im Augenblicke,
Stürmend über meines Lebens Brücke,
Wenn ich dich erblicke?

Sprich! warum entlaufen sie dem Meister?
Suchen dort die Heimat meine Geister?
Oder finden sich getrennte Brüder,
Losgerissen von dem Band der Glieder,
Dort bei dir sich wieder?

Waren unsre Wesen schon verflochten?
War es darum, daß die Herzen pochten?
Waren wir im Strahl erloschner Sonnen,
In den Tagen lang verrauschter Wonnen,
Schon in eins zerronnen?

Ja, wir warens! — Innig mir verbunden
Warst du in Aeonen, die verschwunden;
Meine Muse sah es auf der trüben
Tafel der Vergangenheit geschrieben:
Eins mit deinem Lieben!

Und in innig festverbundnem Wesen,
Also hab ichs staunend dort gelesen,

Waren wir ein Gott, ein schaffend Leben,
Und uns ward, sie herrschend zu durchweben,
Frei die Welt gegeben.

Uns entgegen gossen Nektarquellen
Ewig strömend ihre Wollustwellen;
Mächtig lösten wir der Dinge Siegel,
Zu der Wahrheit lichtem Sonnenhügel
Schwang sich unser Flügel.

Weine, Laura! Dieser Gott ist nimmer,
Du und ich des Gottes schöne Trümmer,
Und in uns ein unersättlich Dringen,
Das verlorne Wesen einzuschlingen,
Gottheit zu erschwingen.

Darum, Laura, dieses Glutverlangen,
Ewig starr an deinem Mund zu hangen,
Und die Wollust, deinen Hauch zu trinken,
In dein Wesen, wenn sich Blicke winken,
Sterbend zu versinken.

Darum fliehn, wie ohne Widerstreben
Sklaven an den Sieger sich ergeben,
Meine Geister hin im Augenblicke,
Stürmend über meines Lebens Brücke,
Wenn ich dich erblicke.

Darum nur entlaufen sie dem Meister,
Ihre Heimat suchen meine Geister;
Losgerafft vom Kettenband der Glieder,
Küssen sich die langgetrennten Brüder
Wiederkennend wieder.

Und auch du — da mich dein Auge spähte,
Was verriet der Wangen Purpurröte?
Flohn wir nicht, als wären wir verwandter,
Freudig, wie zur Heimat ein Verbannter,
Glühend aneinander?

Dido.

Freie Uebersetzung des vierten Buchs der Aeneide.

Doch lange schon im stillen Busen nährt
Die Königin die schwere Liebeswunde;
Ergriffen tief hat sie des Mannes Wert,
Des Volkes Glanz und seines Ruhmes Kunde.
An seinen Blicken hängt sie, seinem Munde,
Und, leise schleichend, an dem Herzen zehrt
Ein stilles Feuer; es entfloh der Friede,
Der goldne Schlaf von ihrem Augenlide.

Kaum zog Aurorens Hand die feuchte Schattenhülle
Vom Horizont hinweg, als ihres Busens Fülle
Ins gleichgestimmte Herz der Schwester überwallt.
„Ach, welche Zweifel sinds, die schlaflos mich durchbohren!
Geliebte, welcher Gast zog ein zu unsern Toren!
Wie edel! Welche männliche Gestalt!
Wie groß sein Mut! Sein Arm wie tapfer im Gefechte!
Gewiß, er stammt von göttlichem Geschlechte.

Durch welche Prüfung ließ das Schicksal ihn nicht gehn!
Gemeine Seelen wird das feige Herz verklagen,
Du hörtest, welche Schlachten er geschlagen!
Ja, könnte Liebe je in dieser Brust erstehn,
Seit mein Sichäus in das Grab gestiegen,
Und wäre mein Entschluß, mein Abscheu zu besiegen
An Hymens Banden — soll ich dirs gestehn?
Der Einzge könnte schwach mich sehn.

Ja, Anna, ohne Rückhalt soll vor dir
Das Herz der Schwester sich erschließen!
Seitdem ein Brudermord Sichäus mir,
Der meine Liebe war, entrissen,
Seit meiner Flucht war dies der erste Mann,
Der meinem Herzen Neigung abgewann,
Der erste, sag ich dir, der mich zum Wanken brachte;
Neu ist die Glut erwacht, die einst mich selig machte.

Doch eher schlinge Tellus mich hinab,
Mich schleudre Jovis Blitz hinunter zu den Schatten,
Zu des Avernus bleichen Schatten,
Hinunter in das ewig finstre Grab,
Eh daß ich deine heiligen Gesetze,
Schamhaftigkeit, und meinen Eid verletze!
Er nahm mein Herz dahin, ihm wars zuerst geweiht,
Sein bleibts in alle Ewigkeit."

Sie sprichts, und ihren Schoß betauen milde Zähren.
„O über alles mir Geliebte!" gibt
Die Schwester ihr zurück. „Allein und ungeliebt
Willst du verblühn, den Kummer ewig nähren?
Die Wonne, die aus holden Kindern lacht,
Der Venus süße Freuden dir versagen?
Nach solchen Opfern, meinst du, fragen
Die Toten in des Abgrunds Nacht?

Und sei's! hat denn der vielen Freier einer
Dein kummerkrankes Herz zur Liebe je geneigt?
Von allen kriegerischen Fürsten keiner,
Die Afrika in seinem Schoß gezeugt.
Selbst der, vor dem die Libyer erbeben,
Den Tyrus längst gehaßt, selbst Jarbas konnt es nicht;
Und einer Neigung willst du widerstreben,
Für die dein Herz so mächtig spricht?

Vergaßest du, wo du dich eingewohnet,
Daß ohne Zaum hier der Numider jagt,
Der unbezwungne Gätuler hier thronet,
Die Syrte dort die Landung dir versagt,
Hier unwirtbare Wüsten dich umgrausen,
Dort der Barzäer wilde Völker hausen,
Der Bruder selbst, des Habsucht du entflohn,
Und Tyrus Waffen dich von Osten her bedrohn?

Glaub mir, die Götter, die dich lieben,
Lucina selber wars, die an Karthagos Strand
Die Schiffe dieser Fremdlinge getrieben.
Welch eine Stadt seh ich durch dieses Eheband,
Welch einen Thron, o Schwester, sich erheben!
Zu welchen strahlenvollen Höhn
Wird der Karthager Name schweben,
Wenn solche Helden uns zur Seite stehn!

Versöhne du nur erst der Götter Zorngericht
Durch frischer Opfer Blut. Die Fremdlinge zu halten,
Laß königlich des Gastrechts Fülle walten;
An Gründen, sie zu fesseln, fehlt es nicht:
Seht die zerbrochnen Schiff! Seht, wie die Nebel rauchen,
Die See noch stürmt, Orion Regen zieht!"
So wußte die zur Glut den Funken aufzuhauchen;
Die Hoffnung naht, und das Erröten flieht.

Jetzt fragt sie das Geschick an blutigen Altären.
Dir, Phöbus, der das Künftige enthüllt,
Dir, städtegründende Demeter, quillt
Zweijährger Rinder Blut, dir, Bromius, zu Ehren
Vor allen, Juno, dir, der Ehen Schützerin.
Vor dem Altar sieht man die schönste aller Frauen,
Den Becher in der Hand, Karthagos Königin,
Des weißen Rindes Haupt mit heilger Flut betauen.

Bald geht ſie vor der Götter Angeſicht
An den noch dampfenden Altären auf und nieder,
Beſchenkt die ſchon Beſchenkten wieder
Und forſcht, was rauchend noch das Eingeweide ſpricht.
Betörtes Sehervolk! Befreien
Gebet und Opfer wohl das ſchwerbefangne Herz?
Am innern Mark zehrt der verhehlte Schmerz
Und ſpottet eurer Träumereien.

Der Flammen unheilbare Pein
Treibt ſie, die Tyrerſtadt im Wahnſinn zu durcheilen.
So flieht die Hindin, die in Kretas Hain
Mit zwecklos abgeſchoſſnen Pfeilen
Der ferne Jäger traf. In ihrem Fleiſch das Rohr
Des Todes, das der Feind verlor,
Betaut ſie die durcheilten Felder
Mit ihrem Blut und Diktys finſtre Wälder.

Jetzt führt ſie durch Karthago ihren Gaſt,
Zeigt prahlend ihm der Mauren ſtolze Laſt
Und läßt vor ſeinem Blick die Größe Sidons prangen.
Ein flüchtiges Geſpräch wird ſchüchtern angefangen,
Schnell reißt die Furcht es wieder ab. Kaum bricht
Der Abend ein, ſo winkt das Mahl; ſie fodert
Von Trojens Fall aufs neu von ihm Bericht
Und nährt die Glut, die in dem Herzen lodert.

Trennt endlich ſie der ſtrenge Ruf der Nacht,
Und winkt der Sterne ſinkend Licht zum Schlummer,
So nährt ſie einſam ihren Kummer,
Und ſein verlaſſnes Polſter wird bewacht.
Abweſend hört ſie ihn, verſchlingt ſie ſeine Züge,
Herzt in Askan des teuren Vaters Bild,
Ob ſie vielleicht die Leidenſchaft betrüge,
Die glühend ihren Buſen füllt.

Der Türme hochgeführte Lasten
Erlahmen bald in ihrem muntern Lauf;
Kein Wall, kein Giebel steigt mehr auf,
Und tausend fleißge Hände rasten.
Der Jugend müßger Arm entwöhnt sich von dem Speer,
Im Hafen tönt kein Hammer mehr,
Und unvollendet trauert das Gerüste,
Das prahlend schon die Wolken küßte.

Als Zeus Gemahlin sie von Liebesflammen brennen
Und selbst des Rufes Stimme trotzen sah,
Begann sie so zur schönen Cypria:
„Glorwürdiges — man muß bekennen! —
Habt ihr vollbracht, du und dein wackrer Sohn!
Mit reichem Raub zieht ihr davon!
Ein wahres Heldenwerk, ein Weib zu überlisten,
Wert, daß zwei Götter sich mit ihrer Allmacht rüsten!

So scheint es doch, man habe meinen Sitzen
Und meiner Puner Treu nicht sonderlich getraut?
Doch wo das Ziel? Wozu in Kämpfen uns erhitzen?
Laß Friede sein, und Dido werde Braut!
Du hasts erreicht, sie liebt, sie rast von Liebesflammen.
Sei's denn! Sie werde dieses Phrygers Magd,
Dir sei der Tyrer Volk zum Mitgift zugesagt,
Wir beide schützen es zusammen."

Idalia durchdrang der Rede listgen Sinn,
Das Reich Hesperiens, den Teukriern entrissen,
In Libyens Grenzen einzuschließen,
Und schlau erwidert ihr der Schönheit Königin:
„Wer wäre Tor genug, mit deiner Macht zu streiten
Und dein Erbieten feindlich zu verschmähn?
Nur müßte, was durch uns geschehn,
Das Glück zum guten Ende leiten.

Zu wenig bin ich selbst mit dem Geschick vertraut.
Doch wird es Jupiter gestatten,
Daß der Trojaner an den Tyrer baut,
Daß beide Stämme sich in eins zusammengatten,
Zu einem Volk vereint durch ewgen Bund?
Du, seine Gattin, magst dich bittend an ihn wenden,
Neig ihn durch deinen hochberedten Mund,
Ich will das übrige vollenden."

„Darüber laß Saturnien gewähren",
Gibt ihr des Himmels Königin zurück.
„Doch, wie dies dringende Geschäft mit Glück
Zu enden sei, laß mich vor allem dich belehren.
Sobald der erste Morgen tagt
Und Titans Strahlen kaum die junge Welt bescheinen,
Führt in den nächstgelegnen Hainen
Die Liebestrunkene den Teukrer auf die Jagd.

Wenn das Geschwader nun auf flügelschnellen Rossen
Dahinschwebt, mit dem Garn das Wildgeheg umzäunt,
Send ich von oben her, vermengt mit schwarzen Schloßen,
Ein Ungewitter ab; der ganze Himmel scheint
Im Wolkenbruch herabgeflossen,
Durch die zerrißnen Lüfte kracht
Mein Donner, und Gewitternacht
Trennt von dem Fürstenpaar die fliehenden Genossen.

In einer Grotte wird alsdann die Königin
Mit dem Trojaner sich zusammen finden;
Dort werd ich gegenwärtig sein und, bin
Ich deiner nur gewiß, auf ewig sie verbinden.
Dort kröne Hymen ihrer Herzen Bund!" —
Ihr winkt die andre zu mit hochzufriednen Blicken,
Ein Lächeln schimmert um der Göttin Mund,
Daß ihrs geglückt, die Feindin zu berücken.

Indes war Eos leuchtendes Gespann
Aus blauer Wogen Schoß gestiegen.
Beim ersten Gruß der Göttin fliegen
Karthagos Pforten auf, es fluten Roß und Mann
In munterm Schwarm laut lärmend durch die Felder;
Das weite Garn, den Jagdspieß in der Hand,
Kommt der Massylier im Flug daher gerannt,
Es schnaubt der Doggen Spürkraft durch die Wälder.

Am Eingang des Palastes harrt
Der Königin, die noch am Putztisch säumet,
Der Puner Fürstenschar, und an den Stufen scharrt,
In Gold und Purpur prächtig aufgezäumet,
Das stolze Roß der edeln Jägerin
Und knirscht voll Ungeduld in die beschäumten Zügel.
Auf tun sich endlich des Palastes Flügel,
Umringt von Volk, erscheint Karthagos Königin.

Ein tyrisch Oberkleid, geschmückt
Mit buntem Saum, umfließt die schönen Glieder;
Durch ihre Locken ist ein goldnes Netz gestrickt,
Vom Rücken schwankt der volle Köcher nieder,
Von goldnen Haken wird der Purpur aufgeknüpft.
Ihr folgt der Phryger Schar; mit kindschem Jubel hüpft
Askan voraus, und, alle zu verdunkeln,
Sieht man Aeneen selbst im mittlern Reihen funkeln.

So wenn Apoll zu Delos heimschem Herd
Von seinem Wintersitz am Xanthus wiederkehrt —
Da lebt Gesang und Tanz! Die festlichen Altäre
Umjauchzt der Agathyrsen bunte Schar,
Der Kreter, der Dryopen Heere.
Er selbst, den zarten Zweig des Lorbeers in dem Haar,
Durch dessen Wellen sich ein goldnes Band gezogen,
Steigt von des Cynthus Höhn, und ihn umrauscht der Bogen —

So majestätisch zog Aeneas jetzt heran.
Kaum hatte man der Berge Höhn erstiegen,
Kaum aufgescheucht das Wild auf unwegsamer Bahn,
So werfen Gemsen sich und wilde Ziegen
Im Sprung vom steilen Fels, und vom Gebirge fliegen
Durch der Gefilde weiten Plan
Der Hirsche scheue Herden, von den Wogen
Des aufgerührten Staubs den Blicken bald entzogen.

Den raschen Renner tummelt ab und auf
Askan im tiefen Tal, mit kindischem Vergnügen
Bemüht, in vogelschnellem Lauf
Jetzt diesen, jenen dann wetteifernd zu besiegen.
Wie feurig lechzt sein junger Mut,
Zu treffen auf des Ebers Wut
Und einmal doch in diesem scheuen Haufen
Auf einen Löwen anzulaufen!

Indessen kracht des Himmels ganzer Plan
Von fürchterlichen Donnerschlägen,
Auf schwarzen Flügeln bringt ein heulender Orkan
Geborstner Wolken Flut, des Hagels finstern Regen.
Erschrocken fliehen auf zerstreuten Wegen
Die Punier, die Teukrer mit Askan,
In Klüften sich, in Höhlen einzuschließen,
Indem von Bergen schon sich Wetterbäche gießen.

In einer Felsenkluft, Elisa, findest du
Mit dem Trojanerfürsten dich zusammen,
Dem Bräutigam führt Juno selbst dich zu,
Und Mutter Tellus winkt. Der Horizont in Flammen
Bezeugt den unglückselgen Liebesbund:
Statt Hochzeitfackeln leuchten dir die Blitze,
Und heulend stimmt der Oreaden Mund
Dein Brautlied an auf hoher Felsenspitze.

Der Fürstin Glück entfloh mit diesem Tag.
Nichts kann aus ihrem Taumel sie erwecken,
Nicht das verklagende Gerücht vermag
Aus ihrer Trunkenheit die Rasende zu schrecken.
Jetzt kein Gedanke mehr, in scheuer Heimlichkeit
Des Herzens Glut der Neugier zu entrücken —
Der Ehe heilger Name wird entweiht,
Die Schuld der Leidenschaft zu schmücken.

Alsbald macht das Gerücht sich auf,
Die große Post durch Libyen zu tragen.
Wer kennt sie nicht? Die Kräfte schöpft im Lauf,
Der Wesen flüchtigstes, die schnellste aller Plagen.
Klein zwar für Furcht kriecht sie aus des Erfinders Schoß,
Ein Wink — und sie ist riesengroß,
Berührt den Staub mit ihrer Sohle,
Mit ihrem Haupt des Himmels Pole.

Das ungeheure Kind gebar einst Tellus Wut,
Zu rächen am Olymp den Untergang der Brüder,
Die jüngste Schwester der Gigantenbrut,
Behend im Lauf, mit flüchtigem Gefieder.
Groß, scheußlich, fürchterlich! Soviel es Federn trägt,
Mit soviel Ohren kann es um sich lauschen,
Durch soviel Augen siehts, soviele Rachen reckt
Es auf, mit soviel Zungen kann es rauschen.

Winkt Hekate die laute Welt zur Ruh,
So fliegt es brausend zwischen Erd und Himmel,
Kein Schlummer schließt sein Auge zu.
Am Tage suchts der Städte rauschendes Getümmel,
Da pflanzt es horchend sich auf hoher Türme Thron
Und schreckt die Welt mit seinem Donnerton,
So eifrig, Lästerung und Lügen festzuhalten,
Als fertig, Wahrheit zu entfalten.

Jetzt brannt es schadenfroh, die mannigfachsten Sagen,
Wahr oder falsch, gleichviel! durch Libyen zu streun.
Ein trojischer Aeneas soll gekommen sein,
Der schönen Dido Hand im Raub davon zu tragen;
Zerfließen soll in üppigen Gelagen
Die lange Winterzeit dem schwelgerischen Paar,
Vergessen, sie, ihr Reich zu schirmen vor Gefahr,
Er, neue Kronen zu erjagen.

Zu Jarbas nimmt das Untier seinen Lauf,
Weckt in des Königs Brust die alten Liebesflammen
Und türmt des Zornes Donnerwolken auf.
Es rühmt sich dieser Fürst, von Ammon abzustammen,
Dem die entführte Garamantis ihn gebar.
Des Stifters hohe Abkunft zu bezeugen,
Sieht man in seinem Reich unzählge Tempel steigen,
Und hundertfach erhebt sich Zeus Altar.

Des Vaters hoher Gottheit leuchtet
Ein ewig waches Feur, von Priestern angefacht;
Stets ist des Gottes Herd von Opferblut befeuchtet,
Indem das Heiligtum von bunten Kränzen lacht.
Hier wars, wo jetzt, durchdonnert vom Gerüchte
Und überwältigt von des Zornes Last,
Der Fürst sich niederwarf vor Ammons Angesichte
Und flehend so zum Himmel rast:

„Das duldest du", ruft er, „mit allen deinen Blitzen,
Allmächtger Zeus, den Libyen verehrt?
Dem wir auf prächtgen Polstersitzen
Beim frohen Mahl der Traube Blut verspritzen?
So ists ein Irrlicht nur, was durch die Wolken fährt?
So zittern wir umsonst vor deinem Donnerkeile?
So ists ein leerer Schall, ein nichtiges Geheule,
Was unser bebend Ohr dort oben rauschen hört?

Ein flüchtig Weib, bedrängt, ein Obdach nur zu finden,
Erscheint in meinem Reich. Auf halb geschenktem Strand
Gelingts ihr endlich, eine Stadt zu gründen;
Die Ufer geb ich ihr zum Ackerland,
Schenk ihr großmütig alle Fürstenrechte,
Erröte nicht, um ihre Hand zu frein —
Umsonst! Ein Flüchtling kommt aus trojischem Geschlechte,
Den nimmt sie auf, des Sklavin will sie sein.

Und dieser Weiberheld mit seiner Knabenschar,
Herausgeschmückt mit seiner lydschen Mütze,
Unwiderstehlich durch sein salbentriefend Haar,
Genießt nun seines Raubs in ihrem Fürstensitze.
Und wir, die mit verschwenderischer Hand
Das Fleisch der Rinder dir geschlachtet,
Gefürchtet über Meer und Land,
Wir werden ungestraft verachtet!"

Erhörung findet er vor Ammons Angesicht.
Der blickt nach Tyrus Stadt, wo, reich durch ihre Herzen,
Der Schmähsucht Pfeil die Liebenden verschmerzen,
Winkt dann vor seinen Thron Cyllenius und spricht:
„Wohlan, mein Sohn! Laß dich die Winde niederschwingen
Zu dem Dardanier, der in Karthago säumt
Und den verheißnen Thron im Arm der Lust verträumt,
Und eile, mein Gebot zu seinem Ohr zu bringen.

Nicht, wie man jetzt ihn überrascht, verhieß
Ihn seine Mutter mir, die Göttin von Cythere;
Nicht, daß er schwelgen sollt in Tyrus Stadt, entriß
Sie zweimal ihn der Myrmidonen Speere.
Das kriegerische Land, der Reiche künftges Grab,
Italien sollt er regieren,
Verherrlichen den Stamm, der ihm den Ursprung gab,
Und die bezwungne Welt in Sklavenketten führen.

Kann ſolcher Größe Glanz ſein Herz nicht mehr beleben,
Will er für eignen Ruhm den Arm nicht mehr erheben,
Warum mißgönnt er ſeinem Sohn
Unväterlich der Römer Thron?
Was iſt ſein Zweck? Was hält in Tyrus ihn vergraben,
Wo ein verjährter Haß den Untergang ihm droht?
Er ſegle fort! Er ſegle, will ich haben,
Das iſt mein ernſtliches Gebot."

Er ſprichts, und was der große Vater ihm befohlen,
Läßt jener ſchleunig in Erfüllung gehn.
Erſt knüpft er an den Fuß die goldnen Flügelſohlen,
Die reißend mit des Sturmes Wehn
Ihn hoch wegführen über Meer und Land,
Faßt dann den Stab, der einwiegt und erwecket,
Der die Verſtorbnen führt zu Lethes ſtillem Strand,
Zurückbringt und das Aug mit Todesnacht bedecket.

Mit dieſem Stab gebeut er dem Orkan,
Durchſchwimmt der Wolken Meer und lenkt der Stürme Wagen.
Jetzt langt er bei der Stirn des rauhen Atlas an
Und ſieht im Fluge ſchon die ſchweren Schultern ragen,
Die hoch und ſteil den Himmel tragen.
In der Gewölke ſchwarzem Kiſſen ruht
Sein fichtenſtarres Haupt, jetzt von des Hagels Wut
Gepeitſcht, jetzt von der Winde Grimm geſchlagen.

Die Achſel deckt ein ewger Schnee. Es ſtarrt,
Von tauſendjährgem Eis umfangen,
Des Greiſen ſchauervoller Bart,
Und Wetterbäche waſchen ſeine Wangen.
Hier hält Merkur zuerſt die raſchen Flügel an
Und ruht in ſanftem Fall auf dem beeiſten Zacken,
Wirft dann von des Gebirges Nacken
Mit ganzem Leib ſich in den Ozean.

So schwebt in tiefgesenktem Bogen
Um fischbewohnter Klippen Rand
Die Möve längs dem Meeresstrand
Und netzt den niedern Fittich in den Wogen.
So kam jetzt zwischen Meer und Land
Durch Libyens getürmten Sand
Vom mütterlichen Ahn Merkurius geflogen
Und brach mit schnellem Flug der Winde Widerstand.

Kaum weilt sein Flügelfuß in Tyrus nächsten Gauen,
So stellt Aeneas sich ihm dar, bemüht,
Die Mauren zu erneun und Türme zu erbauen.
Ein Schwert, mit Jaspis reich bezogen, glüht
An seinem Gurt, hell flammt um seine Lenden
Ein Oberkleid, mit Purpurblut getränkt,
Von der Geliebten ihm geschenkt
Und reich mit Gold durchwirkt von ihren eignen Händen.

Schnell tritt der Gott ihn an. „So", ruft er, „Weiberknecht!
So überrascht man dich! Du baust Karthagos Feste,
Du gründest zierliche Paläste,
Und dein Beruf, dein auf dich hoffendes Geschlecht,
Weg sind sie, weg aus deiner Seele?
Merk auf! Ich bringe dir Befehle
Vom Herrscher des Olymps, von jener furchtbarn Macht,
Vor der der Himmel bebt, des Erdballs Achse kracht.

Von welcher Hoffnung Zauberseilen
Läßt sich dein müßger Fuß in Libyen verweilen?
Reizt dich des Ruhmes lorbeervolle Bahn
Nicht mehr, willst du für eignen Glanz nichts wagen?
Warum soll dein aufblühender Askan
Der Größe, die ihm winkt, entsagen?
Warum das Zepter sich entrissen sehn,
Das ihm beschieden ist auf des Janikuls Höhn?"

Kaum schweigt der Gott, so ist er schon den Blicken
Der Sterblichen in dünne Luft entrückt.
Mit schweigendem Entsetzen blickt
Aeneas nach; ihm schauerts durch den Rücken,
Die Locken stehn bergan, im Munde stirbt der Laut.
Durchdonnert von dem göttlichen Befehle,
Beschließt er schnelle Flucht, und mit entschlossner Seele
Entsagt er seiner teuren Braut.

Ach, aber wo der Mut, die Flucht ihr anzukünden?
Wo die Beredsamkeit, ein liebeflammend Herz
Zu heilen von der Trennung Schmerz?
Wo auch den Eingang nur zu dieser Botschaft finden?
Nach allen Mitteln wird gespäht,
Und von Entwurfe zu Entwurfe schwanken
Die stürmischwogenden Gedanken,
Bis endlich der Entschluß bei diesem stille steht:

Still soll Kloanth versammeln alle Scharen,
Die Flotte ziehen in den Ozean,
Doch nicht den Zweck der Rüstung offenbaren.
Indessen sie in ihres Glückes Wahn
Nicht träumt, daß solche Bande können reißen,
Will er, die nahe Flucht ihr zu gestehn,
Der Augenblicke günstigsten erspähn. —
Mit Lust vollstrecken die, was sie der Fürst geheißen.

Doch bald erriet — Wer täuscht der Liebe Seherblick? —
Ihr ahndungsvoller Geist das drohende Geschick.
Den Schlag, der später erst sie treffen soll, beschleunigt
Ihr fürchtend Herz, im Schoß der Ruhe selbst gepeinigt.
Derselbe Mund, der so geschäftig war,
Das Glück der Liebenden den Völkern zu berichten,
Entdeckt ihr, daß der Trojer Schar
Sich fertig macht, die Anker schnell zu lichten.

So fährt, wenn der Orgyen Ruf erschallt,
Die Mänas auf, wenn durch ihr glühendes Gehirne
Die nahe Gottheit brauſt, und von Cithärons Stirne
Das nächtliche Geheul der Schwestern widerhallt.
So schweifte Dido nun durch Tyrus ganze Weite
Im Wahnsinn ihrer Qual, bis sie, erschöpft im Streite
Des Stolzes und der Leidenschaft,
Mit diesen Worten den Trojaner straft:

„Verräter!" ruft sie aus, „du hoffst noch zu verhehlen,
Was deine Brust doch zu beschließen fähig war?
Du willst dich heimlich aus Karthago stehlen?
Dich hält die Liebe nicht, Barbar,
Die Treue nicht, die du mir einst geschworen?
Die Unschuld nicht, die ich durch dich verloren?
Dich hält mein Tod — dich hält der Sterbeblick
Des Opfers, das du würgtest, nicht zurück?

Im Winter selbst willst du die Segel spannen,
Willst dem Orkan zum Trotz von dannen?
Und ach! wohin? Nach einem fremden Strand!
Zu Völkern, dir noch unbekannt!
Ja! Wäre nun dein Troja nicht gefallen,
Wärs noch das Land der väterlichen Hallen,
Dem du durchs wilde Meer entgegenziehst!
Unmensch! Und ich bins, die du fliehst!

Bei dieser Tränenflut! Bei deiner Manneshand!
Weil ich an dich doch alles schon verloren,
Bei unsrer Liebe frisch geflochtnem Band,
Bei Hymens jungen Freuden sei beschworen!
Empfingst du Gutes je aus meiner Hand,
Hat jemals Wonne dir geblüht in meinen Armen,
Laß dich erbitten, bleib! O, hab Erbarmen
Mit meinem Volk, mit dem verlornen Land!

Um deinetwillen haßt mich der Numide,
Um deinetwillen ſind die Tyrier mir gram,
Um deinetwillen floh der Unſchuld ſtolzer Friede
Auf ewig mich mit der entweihten Scham.
Mein Ruf iſt mir geraubt, die ſchönſte meiner Kronen,
Der meinen Namen ſchon an die Geſtirne ſchrieb.
Mein Gaſt reiſt ab — mit Tod mich abzulohnen!
Gaſt! das iſts alles, was mir von dem Gatten blieb.

Wozu das traurge Leben mir noch friſten?
Bis Jarbas mich in ſeine Ketten zwingt?
Bis ſich der Bruder zeigt, mein Tyrus zu verwüſten?
Ja! Läge nur, wenn dich die Flucht von dannen bringt,
Ein Sohn von dir an meinen Mutterbrüſten!
Säh ich dein Bild, in einem Sohn verjüngt,
In einem teuren Julus mich umſpielen,
Getröſtet würd ich ſein, nicht ganz getäuſcht mich fühlen!"

Sie ſchweigt, und Zeus Gebot getreu bezwingt
Mit weggekehrtem Blick der Teukrier die Qualen,
Mit denen ſtill die Heldenſeele ringt.
„Nie", rief er jetzt, „werd ich mit Undank dir bezahlen,
Was dein beredter Mund mir in Erinnrung bringt.
Nie wird Eliſens Bild aus meiner Seele ſchwinden,
Solange Lebensglut durch meine Adern dringt,
Der Geiſt noch nicht verlernt hat, zu empfinden.

Jetzt wen'ge Worte nur. Nicht heimlich wie ein Dieb,
O glaub das nicht, wollt ich aus deinem Reich mich ſtehlen.
Wann maßt ich je mir an, mit dir mich zu vermählen?
Wars Hymen, der an deinen Strand mich trieb?
Wär mirs vergönnt, mein Schickſal mir zu wählen,
Was von der Heimat mir nur irgend übrig blieb,
Mein Troja ſucht ich auf, die Reſte meiner Teuern,
Mit friſcher Hand den Thron der Väter zu erneuern.

Jetzt heißt Apolls Orakel nach dem Strand
Des herrlichen Italiens mich eilen;
Dort iſt mein Hymen, dort mein Vaterland!
Kann dich, die Tyrerin, Karthagos Strand verweilen,
Den du erſt kurz zum Eigentum gemacht —
Warum in aller Welt wirds Teukriern verdacht,
Sich in Auſonien nach Hütten umzuſchauen?
Auch uns ſtehts frei, uns auswärts anzubauen.

Nie breitet um die ſtille Welt
Die Nacht ihr tauiges Gewand, nie ſticken
Die goldnen Sterne des Olympus Zelt,
Daß nicht Anchiſens Geiſt, Entrüſtung in den Blicken,
Im Traumgeſicht ſich mahnend vor mich ſtellt.
Mich ſtraft ein jeder Blick, der auf den Knaben fällt,
Daß ich durch Zögern ihn von einem Thron entferne,
Der ſein iſt durch die Gunſt der Sterne.

Und jetzt gebeut der Götterbote mir
Das nämliche, vom Herrn des Himmels ſelbſt geſendet.
Bei meinem Leben, Fürſtin, ſchwör ichs dir,
Bei meines Sohnes Haupt! Kein Wahn hat mich geblendet.
Ich ſelbſt ſah ihn — bei hellem Sonnenlicht —
In dieſe Mauren ziehn. Ich hörte ſeine Stimme.
Drum quäl uns beide nicht mit undankbarem Grimme;
Nicht freie Wahl entfernt mich, ſondern Pflicht."

Längſt hatte ſie, indem er ſprach, den Rücken
Ihm zugekehrt und ſchaute wild um ſich:
Dann mißt ſie ſchweigend ihn mit großen Blicken,
Jetzt reißt der Zorn ſie fort. „Verräter!" ruft ſie, „dich,
Dich hätte Cypria, die Göttin ſanfter Lüſte,
Dich Dardanus gezeugt? — In grauſenvoller Wüſte
Schuf Kaukaſus aus rauhen Felſen dich,
Und Tigermütter reichten dir die Brüſte.

Denn was verberg ich mirs? Brauchts mehr Beweis?
Hat einen Seufzer nur mein Jammer ihm entriſſen?
Mein Schmerz nur einmal aufgetaut das Eis
In ſeinem Blick? erſchüttert ſein Gewiſſen?
Floß eine Träne nur, ſein Leid mir zu geſtehn?
O, was empört mich mehr? Sein Undank? Dieſe Kälte?
Gerechte Götter! Nein, von eurem hohen Zelte
Könnt ihr dies nicht gelaſſen ſehn!

Trau einer Menſchen! Nackt an meinem Strande
Fand ich den Flüchtling, da er ſcheiterte;
Zu wohnen gönnt ich ihm in meinem Lande,
Erhielt ihm die Gefährten, rettete
Der Flotte Trümmer — O, mich bringts von Sinnen!
Nun kommt ein Götterſpruch! Nun ſpricht Apoll!
Nun ſchickt Kronion ſelbſt von des Olympus Zinnen
Befehle nieder, gräßlich, ſchauervoll!

O freilich! das bekümmert die dort oben!
Das ſtört ſie auf in ihrer goldnen Ruh!
Doch ſei 's, wie 's ſei! Ich ſchenke dir die Proben,
Geh immer, ſteure friſch dem Tiberſtrome zu!
Noch leben Götter, die den Meineid rächen.
Auf ſie vertraut mein Herz. Geh, überlaſſe dich
Den Wellen nur. Ich weiß, du denkſt an mich,
Wenn zwiſchen Klippen deine Schiffe brechen.

Abweſend eil ich dir in ſchwarzen Flammen nach,
Und ſchrecklich ſoll, wenn dieſes Leibes Bande
Des Todes kalte Hand zerbrach,
Mein Geiſt dich jagen über Meer und Lande.
Bezahlen ſollſt du mir, entſetzlich, fürchterlich!
Ich hör es noch, wenn man mich längſt begraben;
Im Reich der Schatten will ich mich
An dieſer Freudenbotſchaft laben."

Hier bricht sie ab, entreißt in schneller Flucht
Sich zürnend des Trojaners Blicken,
Der noch verlegen säumt und fruchtlos Worte sucht,
Des Kummers Größe auszudrücken.
Besiegt von ihrem schweren Harm,
Sinkt sie in ihrer Dienerinnen Arm,
Die auf ein Marmorbett sie niederlegen
Und den erschöpften Leib auf weichen Kissen pflegen.

Wie feurig auch der Menschliche sich sehnt,
Durch sanfter Worte Kraft die Leidende zu heilen,
Wie mancher Seufzer auch den Heldenbusen dehnt,
Der Wink des Himmels heißt ihn eilen,
Und Amors Stimme weicht dem göttlichen Geheiß.
Er fliegt zum Strand, wo der geschäftge Fleiß
Der Seinen brennt, die Schiffe flott zu machen:
Schon tanzen auf der Flut die wohlverpichten Nachen.

Noch ungezimmert bringen sie den Baum,
(So ernstlich gilts), noch grün die Ruder hergetragen;
Es lebt von Menschen, die zum Ufer jagen,
Vom Hafen bis zur Stadt der ganze Zwischenraum.
So wenn geschäftiger Ameisen Scharen,
Dem kargen Winter Nahrung aufzusparen,
Den Weizenberg zu plündern glühn
Und mit dem Raube dann in ihre Löcher fliehn.

Der schwarze Trupp durchzieht die Schollen,
Bemüht, die Beute fortzurollen,
Auf schmalem Weg, durch Gras und Kraut,
Stemmt dort, die schweren Körner zu bewegen,
Sich mit den Schultern kräftiglich entgegen,
Dem dritten ist die Aufsicht anvertraut,
Der spornt das Heer und straft die Trägen,
Lebendig ists auf allen Wegen.

Wie war bei dieſem Anblick dir zumut,
Eliſa? Welche Seufzer ſchickteſt
Du zum Olymp, als du des Eifers Glut
Von deiner hohen Burg am Meeresſtrand erblickteſt?
Vor deinem Angeſicht die ganze Waſſerwelt
Erzittern ſahſt von rauhen Schifferkehlen?
Grauſame Leidenſchaft! Auf welche Proben ſtellt
Dein Eigenſinn der Menſchen Seelen!

Aufs neue wird der Tränen Macht
Erprobt, aufs neu das ſtolze Herz den Siegen
Der Leidenſchaft zum Opfer dargebracht.
Wie ſollte ſie, eh alle Mittel trügen,
Hinunter eilen in des Grabes Nacht?
„Sieh, Anna," rief ſie aus, „wie ſie zum Hafen fliegen!
Wies wimmelt an dem Strand! Sieh! Sieh! Die Schiffe ſind
Bekränzt, die Segel rufen ſchon dem Wind!

Hätt ich zu dieſem Schlage mich verſehen,
So hätte, ihn zu überſtehen,
Mir auch gewiß die Faſſung nicht gefehlt.
Drum noch dies Einzige. Dir ſchenkt er ſein Vertrauen,
Dir noch allein, du darfſt in ſeine Seele ſchauen,
Nie hat er eine Regung dir verhehlt.
Du weißt des Herzens Weichen auszuſpähen,
Drum geh, den ſtolzen Feind noch einmal anzuflehen.

Sag ihm, nie hab ich mich an Aulis Strand
Verſchworen mit dem Feind, ſein Ilium zu ſchleifen,
Nie Schiffe mitgeſandt, die Feſte anzugreifen,
Des Vaters Aſche nie aus ihrer Gruft entwandt.
Warum ſchließt er ſein Ohr hartherzig meiner Bitte?
Er warte doch, bis ein geneigter Wind ihm weht.
Er wage doch die Fahrt nicht in des Winters Mitte,
Dies ſei der letzte Dienſt, um den ihn Dido fleht.

Nicht jenes alte Band will ich erneuern,
Das er zerriß, nicht hinderlich ihm sein,
Nach seinem teuren Latium zu steuern;
Um Aufschub bitt ich ihn allein,
Um etwas Frist, den Sturm des Busens zu bezähmen,
Gelassner zu verschmerzen diesen Schlag!
Noch diesen Dienst laß in das Grab mich nehmen,
Der deiner Liebe Maß an mir vollenden mag."

So fleht die Elende. Der Schwester heiße Zähren
Bringt Anna vor sein Ohr. Umsonst, die Götter wehren,
Sein fühlend Herz verschließt des Schicksals Macht.
So wenn, den hundertjährgen Eichstamm umzureißen,
Die Alpenstürme wütend sich befleißen
Und brausend ihn umwehn — bis an den Wipfel kracht
Der Stamm, sie fassen heulend seine Glieder,
Und von den Zweigen rauscht ein grüner Regen nieder.

Er selbst hängt zwischen Klippen fest; so weit
Sein Wipfel aufwärts in den Himmel dräut,
So tief dringt seine Wurzel in die Hölle.
So ward von fremdem Flehn, noch mehr von eignem Schmerz
Zerrissen jetzt des Helden Herz,
Doch der Entschluß behauptet seine Stelle.
Wie auch sein Herz in allen Tiefen leidet,
Geschehen muß, wie das Geschick entscheidet.

Verhaßt ist ihr fortan des Himmels Bogen;
Von gräßlichen Erscheinungen bedroht,
Vom Schicksal selbst zum Abgrund hingezogen,
Beschließt die Unglückselige den Tod.
Einst, als sie den Altar beschenkt mit frommen Gaben,
Verwandelt jählings sich des heilgen Weines Flut —
Entsetzliches Gesicht! — in Blut,
Und dies Geheimnis ward mit ihr begraben.

Auch ſtand, den Manen des Gemahls geweiht,
Im Hauſe eine marmorne Kapelle,
Verehrt von ihr mit frommer Zärtlichkeit,
Geſchmückt mit manchem Laub und glänzendweißem Felle.
Von hier aus hörte ſie, wenn alles ringsum ſchlief,
Des Gatten Ton, der ſie mit Namen rief,
Und einſam wimmerte auf hohem Dach die Eule
Ihr todweisſagendes Geheule.

Auch manch Orakel wird in ihrem Buſen wach,
Aeneens Schatten ſelbſt ſcheucht ſie mit wildem Blicke,
Eilt der Geängſtigten in Träumen drohend nach,
Und einſam ſtets bleibt ſie zurücke.
Ihr deucht, ſie wandle hin auf menſchenleerer Flur,
Sie ganz allein auf einem langen Pfade
Und ſuche ihrer Tyrer Spur
Längs dem verlaſſenen Geſtade.

So ſiehet Pentheus Fieberwahn
Die Schar der Furien ihm nahn,
Zwei Theben um ſich her, zwei Sonnen aufgegangen.
So ruft der Bühnen Kunſt Oreſtens Bild hervor,
Wenn mit der Fackel ihn und fürchterlichen Schlangen
Der Mutter Schatten jagt, der Racheſchweſtern Chor,
Geſpieen aus dem Schlund der Hölle,
Ihn angrauſt an des Tempels Schwelle.

Als jetzt, ein Raub der ſchwarzen Eumeniden,
Eliſa ſich dem Untergang geweiht,
Auch über Zeit und Weiſe ſich entſchieden,
Tritt ſie die Schweſter an mit falſcher Heiterkeit,
Läßt im verſtellten Aug der Hoffnung Strahlen blitzen,
Tief ſcheint der lange Sturm des Buſens jetzt zu ruhn:
„Geliebte, freue dich, ein Mittel weiß ich nun,
Ihn zu vergeſſen oder zu beſitzen.

Am fernen Mohrenland, dort, wo des Tages Flamme
Sich in des Weltmeers letzte Fluten neigt,
Wo unterm Himmel sich der Atlas beugt,
Wohnt eine Priesterin aus der Massyler Stamme.
Ihr ist der Hesperiden Haus vertraut,
Sie hütete die heilgen Zweige.
Besänftigte mit süßem Honigteige
Des Drachen Wut und mit dem Schlummerkraut.

Die rühmt sich, jedes Herz, verletzt von Amors Pfeilen,
Durch ihres Zaubers Kraft zu heilen,
Auf andre drückt sie selbst den Pfeil des Kummers ab.
Sie zwingt in ihrem Lauf die Ströme still zu stehen,
Die Sterne kann sie rückwärts drehen,
Und Nachtgespenster ruft sie aus dem Grab,
Zerreißt der Erde brüllend Eingeweide
Und zieht den Eichbaum von des Berges Heide.

Daß es bis dahin mit mir kommen muß!
Bei deinem teuren Haupt! Bei Zeus Olympius!
Es fällt mir schwer! Doch jetzt kann Zauber nur mich retten.
Drum, Liebe, richte still mir einen Holzstoß auf
Im innern Hof des Hauses! Lege drauf
Das Schwert, jedweden Rest des Schändlichen, die Betten,
Wo meine Unschuld starb. Die Priesterin gebeut,
Zu tilgen jede Spur, die mir sein Bild erneut."

Sie sprichts, und Todesbläße deckt
Ihr Angesicht. Doch daß in diesem Schleier
Der Schwester eigne Leichenfeier
Sich birgt, bleibt Annens blödem Sinn versteckt.
In der Verzweiflung Tiefen unerfahren,
Besorgt sie Schlimmres nichts, als was Elisens Gram
Beim Tod des ersten Gatten unternahm;
Drum säumt sie nicht, der Schwester zu willfahren.

Bald steht durch ihrer Hände Fleiß
Ein großer Holzstoß aufgerichtet,
Aus Fackeln und aus dürrem Reis
Im innern Hofraum aufgeschichtet.
Ihn schmückt die Königin, wohl wissend, was sie tut,
Mit einem Kranz und der Zypresse traurgen Aesten,
Und hoch auf ihrem Brautbett ruht
Des Trojers Bild und Schwert mit allen Ueberresten.

Auf jeder Seite zeigt sich ein Altar,
Und in der Mitte steht mit aufgelöstem Haar
Die Priesterin, in heilge Wut verloren.
Ihr fürchterlicher Ruf durchdonnert selbst die Nacht
Des Erebus. Des Chaos wilde Macht,
Ein ganzes Heer von Göttern wird beschworen,
Persephoneiens dreifache Gewalt,
Dianens dreimal wechselnde Gestalt.

Die Fluten des Avernus vorzustellen,
Besprengt sie den Altar mit heilgen Wellen.
Nach jungen Kräutern wird gespäht,
Die von des Giftes schwarzen Tropfen schwellen,
Beim Mondlicht mit der Sichel abgemäht;
Auch forscht man nach dem Liebesbissen,
Der auf der Fohle jungem Haupt sich bläht,
Dem Zahn des Mutterpferds entrissen.

Sie selbst, das Opferbrot in frommer Hand,
Mit bloßem Fuß, mit losgebundenem Gewand,
Zum Tod entschlossen, steht an den Altären,
Des Himmels Zorn, der Götter Strafgericht
Auf ihres Mörders Haupt herabzuschwören;
Und schützt ein Gott der Liebe fromme Pflicht,
Der Treue heiliges Versprechen,
Ihn ruft sie auf, zu strafen und zu rächen.

Gekommen war die Nacht, und alle Wesen ruhten
Erschöpft im süßen Arm des Schlafs. Tief schweigt
Der Wald, gelegt hat sich der Zorn der Fluten,
Zur Mitte ihrer Bahn die Sterne sich geneigt.
Der Vögel bunter Chor verstummt, die Flur, die Herden,
Was sich in Sümpfen birgt und in der Wälder Nacht,
Vergißt der Arbeit und Beschwerden,
Gefesselt von des Schlummers Macht.

Nur deines Busens immer wachen Kummer,
Unglückliche Elisa! schmilzt kein Schlummer,
Nie wird es Nacht auf deinem Augenlid.
Empfindlicher erwachen deine Schmerzen,
Aufs neu entbrennt in deinem Herzen
Der Kampf, den ach! Verzweiflung nur entschied.
Jetzt Raub des Grimms, jetzt ihres Kummers Beute,
Beginnt sie so in diesem innern Streite.

„Unglückliche," ruft sie, „was soll nunmehr geschehn?
Gehst du, von neuem dich den Freiern anzutragen,
Die du verächtlich ausgeschlagen,
Und der Nomaden Hand fußfällig zu erflehn?
Gehst du, den Teukriern als Magd dich anzubieten?
Du kennst ja ihre Dankbarkeit,
Du solltest wissen, wie bereit
Sie sind, empfangne Opfer zu vergüten.

Und öffnen sie dir wohl der Schiffe stolzen Schoß,
Sei's auch, du könntest diese Schmach verschmerzen?
So wenig weißt du, wie gewissenlos
Laomedontier mit Treu und Glauben scherzen!
Folgst du den stolzen Ruderern allein?
Holst du mit deinen Tyriern sie ein?
Und kaum aus Sidons Stadt gewaltsam fortgezogen,
Vertraust du sie aufs neu dem Spiel von Wind und Wogen?

Nein, stirb, wie du verdient! Das Schwert befreie dich.
Dir dank ich meinen Fall. Du, Schwester, gabest mich
Dem Feinde preis, von meinem Flehn bestochen!
Konnt ich nicht schuldlos, von Begierden rein,
Nicht frei von Hymens Band mich meines Lebens freun?
Mein Wort hab ich, Sichäus, dir gebrochen,
Geschworen deinem heiligen Gebein;
Erzürnter Geist, du wirst gerochen!"

So quälte jene sich, indes auf hohem Schiff,
Entschlossen und bereit, Karthagos Strand zu räumen,
Aeneas schlief. Ihm zeigte sich in Träumen
Dasselbe Bild, das jüngst mit Schrecken ihn ergriff,
Und bringt denselben Auftrag wieder,
Dem Flügelboten gleich an Stimme, an Gestalt,
Dasselbe blonde Haar, das Majens Sohn umwallt,
Derselbe schlanke Bau der jugendlichen Glieder.

„Ists möglich," ruft er, „Göttinsohn,
An des Verderbens Rand kannst du des Schlummers pflegen?
Siehst die Gefahren nicht, die ringsum dich bedrohn,
Und hörst die Winde nicht, die deine Segel regen?
Von wilder Wut empört, sinnt jene, dich mit List
Mit unentrinnbarem Verderben zu umschlingen;
Du eilst nicht mit des Windes Schwingen
Davon, da dir noch Flucht verstattet ist?

Grüßt dich Aurora noch in diesem Land,
So siehst du weit und breit die Wellen
Mit Schiffen überdeckt, den ganzen Meeresstrand
Von mordbegiergen Fackeln sich erhellen.
Flieh ohne Aufschub! Flieh! Veränderlich
Ist Frauensinn, und nimmer gleicht er sich." —
Er sprichts und fließt in Nacht dahin. Voll Schrecken
Fährt jener aus dem Schlaf und eilt, sein Volk zu wecken.

„Wacht auf!" ruft er, „geschwind! Ergreift die Ruder! Spannt
Die Segel aus! Ein Gott, vom Himmel hergesandt,
Treibt mich aufs neu, nicht länger mehr zu weilen,
Die Stränge zu zerhaun, die Abfahrt zu beeilen.
Wer du auch seist, erhabne Gottheit! Ja!
Frohlockend folgen wir dem Wink, den du gegeben.
Verleih uns Schutz! O sei uns hold und nah!
Laß über unserm Haupt geneigte Sterne schweben!"

Er sprichts und aus der Scheide blitzt
Sein flammend Schwert und trennt des Ankers Seile;
Ihm folgt die ganze Schar, von gleicher Glut erhitzt,
Rafft alles fort und treibt und rennt in voller Eile.
Schnell ist die ganze Küste leer,
Verschwunden unter Schiffen das Meer,
Es keucht der Ruderknecht und quirlt zu Schaum die Wogen,
Zahllose Furchen sind durchs blaue Feld gezogen.

Jetzt eben windet sich aus Tithons goldnem Schoß
Des Morgens junge Göttin los
Und überströmt die Welt mit neugebornen Strahlen.
Aus ihren Fenstern sieht mit silberfarbem Grau
Die Königin den Horizont sich malen,
Sieht durch der Wasser fernes Blau
Die Flotte schon mit gleichen Segeln fliegen,
Die Küste leer, den Hafen öde liegen.

Da schlägt sie mit ergrimmter Hand
Die schöne Brust, zerrauft die gelben Locken:
„Allmächtger Zeus!" ruft sie erschrocken,
„Er geht! Er flieht von meinem Strand!
Dem Fremdling ging es hin, mich straflos zu verspotten?
Bewaffnet nicht ganz Tyrus mein Geheiß?
Auf, auf! Reißt aus dem Werfte meine Flotten!
Bringt Fackeln! Rudert frisch! Gebt alle Segel preis!

Wo bin ich? Weh, was für ein Wahnsinn reißt mich fort?
Jetzt hat dein feindlich Schicksal dich ereilet,
Unglückliche! Da galts, da war der rechte Ort,
Als du dein Reich mit ihm geteilet.
Das also ist der Held voll Treu, voll Edelmut,
Der seines Vaters Last auf fromme Schultern lud,
Der mit sich führen soll auf allen seinen Bahnen
Die Heiligtümer seiner Ahnen!

Konnt ich in Stücken ihn nicht reißen, nicht zerstreun
Im Meer ihn und sein Volk? Nicht seinen Sohn erwürgen?
Auftischen ihm zum Mahl? — Wo aber meine Bürgen,
Daß er nicht siegte? Mocht es immer sein!
Was fürchtet, wer entschlossen ist zu sterben?
Sein Lager steckt ich an mit einer Löwin Wut,
Vertilgte Vater, Sohn, die ganze Schlangenbrut
Und teilte dann frohlockend ihr Verderben!

O du, vor dessen Strahlenangesicht
Kein Menschenwerk sich birgt, erhabnes Licht!
Du, Gattin Zeus, die meine Leiden kennet,
Du, Hekate, die man durch Stadt und Land,
Auf finstern Scheidewegen heulend nennet,
Ihr Furien, ihr Götter, deren Hand
Die Sterbende sich weiht! Vernehmt von euren Höhen
Der Rache Aufgebot! Neigt euch zu meinem Flehen!

Muß der Verworfne doch zum Ufer sich noch ringen,
Ist dem Verhängnis nichts mehr abzudingen,
Ists Jovis unabänderliches Wort,
O so erduld er alle Kriegesplagen!
Von einem tapfern Volk aus seinem Reich geschlagen,
Gerissen aus des Sohnes Armen,
Such er bei Fremdlingen Erbarmen
Und sehe schaudernd der Gefährten Mord!

Und fügt er sich entehrenden Verträgen,
So mög er nimmer sich des Throns noch Lebens freun,
Er falle vor der Zeit! Dies sei mein letzter Segen,
Mit diesem Wunsch geh ich dem Styx entgegen,
Im Sande liege grablos sein Gebein!
Dann, Tyrier, verfolgt mit ewgen Kriegeslasten
Den ganzen Samen des Verhaßten,
Dies soll mein Todesopfer sein!

Kein Friede noch Vertrag soll jemals euch vereinen,
Ein Rächer wird aus meinem Staub erstehn,
In ihren Pflanzungen mit Feur und Schwert erscheinen,
Früh oder spät, wie sich die Kräfte tüchtig sehn.
Feindselig drohe Küste gegen Küste,
Rachgierig türme Flut sich gegen Flut,
Schwert blitze gegen Schwert, der späten Enkel Brüste
Entflamme unversöhnte Wut!"

Sie sprachs und sann voll Ungeduld, die Bande
Des traurgen Lebens zu zerreißen, rief
Sichäus Amme (ihre eigne schlief
Den langen Schlummer schon im mütterlichen Lande).
„Laß", spricht sie, „teure Barce, schnell
Die Schwester sich mit frischem Quell
Benetzen, sag ihr an, daß sie die Tiere
Und die bewußten Opfer zu mir führe.

Du selbst, Geliebte, säume nicht,
Mit frommer Binde dir die Schläfe zu verhüllen;
Ich will des angefangnen Opfers Pflicht
Dem unterirdschen Zeus erfüllen
Und meinen Gram auf ewig stillen.
Sogleich flammt mit dem Bösewicht
Der Holzstoß in die Luft!" — Sie sprichts, und sonder Weile
Wankt jene fort mit ihres Alters Eile.

Sie selbst, zur Furie entstellt
Vom gräßlichen Entschluß, der ihren Busen schwellt,
Mit bluterhitztem Aug, gestachelt von Verlangen,
Der Farben wechselnd Spiel auf krampfhaft zuckenden Wangen,
Jetzt flammrot, jetzt, vom nahenden Geschick
Durchschauert, bleich wie eine Büste,
Stürzt in den innern Hof, und, Wahnsinn in dem Blick,
Besteigt sie das entsetzliche Gerüste.

Reißt aus der Scheide des Trojaners Schwert,
Ach, nicht zu diesem Endzweck ihr geschenket!
Doch, als ihr Blick sich auf Aeneens Kleider senket
Und auf das wohlbekannte Bette, kehrt
Sie schnell in sich, verweilt bei diesem teuren Orte,
Läßt noch einmal den Tränen freien Lauf,
Schwingt dann aufs Bette sich hinauf
Und scheidet von der Welt durch diese letzten Worte:

„Geliebte Reste! Zeugen meiner Freuden,
So lang's dem Glück, den Himmlischen gefiel!
Entbindet mich von meinen Leiden,
Empfangt mein fließend Blut, auf euch will ich verscheiden,
Ich bin an meines Lebens Ziel.
Vollbracht hab ich den Lauf, den mir das Los beschieden,
Jetzt fliehet aus des Lebens wildem Spiel
Mein großer Schatten zu des Grabes Frieden.

Gegründet hab ich eine weitberühmte Stadt,
Und meine Mauren sah ich ragen;
Bestraft hab ich des Bruders Freveltat,
Der Rache Schuld dem Gatten abgetragen.
Ach! hätte nie ein Segel sich
Aus der Trojaner fernem Lande
Gezeigt an meines Tyrus Strande,
Wer war glückseliger als ich!"

Sie sprichts und drückt ins Kissen ihr Gesicht.
„Und ohne Rache", ruft sie, „soll ich fallen?
Doch will ich fallen, doch! Gerächet oder nicht!
So ziemts, ins Schattenreich zu wallen!
Es sehe der Barbar vom hohen Ozean
Mit seinen Augen diese Flammen steigen
Und nehme meines Todes Zeugen
Zum Plagedämon mit auf seiner Wogenbahn."

Eh diese Worte noch verhallen,
Sehn ihre Frauen sie, durchrannt
Vom spitzgen Stahl, zusammenfallen,
Das Schwert mit Blut beschäumt, mit Blut die Hand.
Ihr Angstgeschrei schlägt an die hohen Säulen
Der Königsburg — sogleich macht des Gerüchtes Mund
Die grauenvolle Tat mit tausendstimmgem Heulen
Dem aufgedonnerten Karthago kund.

Da hört man von Geschrei, von jammervollem Stöhnen,
Von weiblichem Geheul die hohlen Dächer dröhnen,
Des Aethers hohe Wölbung heult es nach.
Nicht fürchterlicher konnt es tönen,
Wenn in Karthagos Tor die Flut der Feinde brach,
Das alte Tyrus fiel, der Flammen wilde Blitze
Sich fressend wälzten durch der Menschen Sitze
Und durch der Götter heilges Dach.

Geschreckt durch den Zusammenlauf der Menge,
Durchschauert von dem gräßlichen Gerücht,
Stürzt Anna halb entseelt sich durchs Gedränge,
Zerfleischt mit grimmgen Nägeln das Gesicht,
Die Brust mit mörderischen Schlägen.
„Das also wars!" ruft sie der Sterbenden entgegen.
„Mit Arglist fingst du mich! Dazu der Opferherd,
Dazu das Holz und des Trojaners Schwert!

Weh mir Verlaſſnen! Wen ſoll ich zuerſt beweinen?
Unzärtliche! Warum verſchmähteſt du im Tod
Die Schweſter zur Begleiterin? Vereinen
Sollt uns derſelbe Stahl, von beider Blute rot!
Fleht ich darum die Götter an, erbaute,
Daß ich allein dich deinem Schmerz vertraute,
Dies Holzgerüſte? Weh! Mich ziehſt du mit ins Grab,
Dein armes Volk, dein Reich, dein Tyrus mit hinab!

Gebt Waſſer, gebt, daß ich die Wunden waſche,
Mit meinen Lippen ihn erhaſche,
Wenn noch ein Hauch des Lebens auf ihr ſchwebt."
Sie rufts und ſteht ſchon oben auf den Stufen,
Stürzt weinend an der Schweſter Hals, beſtrebt,
An ihrer warmen Bruſt ins Leben ſie zu rufen,
Die ſchon der Froſt des Todes überflogen,
Zu trocknen mit dem Kleid des Blutes ſchwarze Wogen.

Umſonſt verſucht — aus weitgeſpaltnem Munde
Pfeift unter ihrer Bruſt die Wunde —
Umſonſt die Sterbende, den ſchwerbeladnen Blick
Dem Strahl des Tages zu entfalten,
Rafft dreimal ſich empor, von ihrem Arm gehalten,
Und dreimal taumelt ſie zurück,
Durchirrt, das ſüße Licht der Sonne zu erſpähen,
Des Aethers weiten Plan, und ſeufzt, da ſie's geſehen.

Erweicht von ihrem langen Kampf, gebeut
Saturnia der Iris fortzueilen,
Der Glieder zähe Bande zu zerteilen,
Zu endigen der Seele ſchweren Streit.
Denn da kein Schickſal, kein Verbrechen,
Verzweiflung nur ſie abrief vor der Zeit,
So hatte Hekate den unterirdſchen Bächen
Das abgeſchnittne Haar noch nicht geweiht.

Jetzt also kam, in tausendfarbem Bogen,
Der Sonne gegenüber, feucht von Tau,
Die Goldbeschwingte durch der Lüfte Grau
Herab aufs Haupt der Sterbenden geflogen:
„Dies weih ich auf Befehl der Gottheit dem Cocyt,"
Ruft sie, „vom Leibe frei mag sich dein Geist erheben."
Sie sagts und löst die Locke; schnell entflieht
Der Wärme Rest, und in die Lüfte rinnt das Leben.

Der Pilgrim.

Noch in meines Lebens Lenze
War ich, und ich wandert aus,
Und der Jugend frohe Tänze
Ließ ich in des Vaters Haus.

All mein Erbteil, meine Habe
Warf ich fröhlich glaubend hin,
Und am leichten Pilgerstabe
Zog ich fort mit Kindersinn.

Denn mich trieb ein mächtig Hoffen
Und ein dunkles Glaubenswort:
„Wandle," riefs, „der Weg ist offen,
Immer nach dem Aufgang fort.

Bis zu einer goldnen Pforten
Du gelangst, da gehst du ein,
Denn das Irdische wird dorten
Himmlisch unvergänglich sein."

Abend wards und wurde Morgen,
Nimmer, nimmer stand ich still,
Aber immer bliebs verborgen,
Was ich suche, was ich will.

Berge lagen mir im Wege,
Ströme hemmten meinen Fuß,
Ueber Schlünde baut ich Stege,
Brücken durch den wilden Fluß.

Und zu eines Stroms Gestaden
Kam ich, der nach Morgen floß,
Froh vertrauend seinem Faden,
Werf ich mich in seinen Schoß.

Hin zu einem großen Meere
Trieb mich seiner Wellen Spiel,
Vor mir liegts in weiter Leere,
Näher bin ich nicht dem Ziel.

Ach, kein Steg will dahin führen,
Ach, der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren,
Und das Dort ist niemals hier.

An Amalie von Imhoff.

Unter der Tanzenden Reihn eine Trauernde wandelt Kassandra,
Mit dem Lorbeer Apolls kränzt sie die göttliche Stirn.
Auch die Trauer ist schön, wenn sie göttlich ist, und mit der Freude
Möge, lieblich gesellt, wandeln der heilige Ernst.

Der Graf von Habsburg.

Ballade.

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
Im altertümlichen Saale,
Saß König Rudolfs heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die Sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balkon
Das Volk in freudgem Gedränge,
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge.
Denn geendigt nach langem verderblichen Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,

Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
„Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiß ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab ichs gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und getan,
Nicht will ichs als Kaiser entbehren."

Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Talare,
Ihm glänzte die Locke silberweiß,
Gebleicht von der Fülle der Jahre.
„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold,
Der Sänger singt von der Minne Sold,
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt,
Doch sage, was ist des Kaisers wert
An seinem herrlichsten Feste?"

„Nicht gebieten werd ich dem Sänger," spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde,
„Er steht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde:
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen."

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
„Aufs Waidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.
Ihm folgte der Knapp mit dem Jägergeschoß,
Und als er auf seinem stattlichen Roß
In eine Au kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern,
Ein Priester wars mit dem Leib des Herrn,
Voran kam der Meßner geschritten.

Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
Das Haupt mit Demut entblößet,
Zu verehren mit gläubigem Christensinn,
Was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durchs Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluten geschwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte,
Und beiseit legt jener das Sakrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchschritte.

Was schaffst du? redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet.
Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet.
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.
Drum daß dem Lechzenden werde sein Heil,
So will ich das Wässerlein jetzt in Eil
Durchwaten mit nackenden Füßen.

Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,

Daß er labe den Kranken, der ſein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht verſäume.
Und er ſelber auf ſeines Knappen Tier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier,
Der andre die Reiſe vollführet,
Und am nächſten Morgen mit dankendem Blick
Da bringt er dem Grafen ſein Roß zurück,
Beſcheiden am Zügel geführet.

Nicht wolle das Gott, rief mit Demutsſinn
Der Graf, daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beſchritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magſt du's nicht haben zu eignem Gewinſt,
So bleib es gewidmet dem göttlichen Dienſt,
Denn ich hab es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdiſches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Atem und Leben.

So mög Euch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren Euch bringen hier und dort,
So wie Ihr jetzt ihn geehret.
Ihr ſeid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland,
Euch blühn ſechs liebliche Töchter.
So mögen ſie, rief er begeiſtert aus,
Sechs Kronen Euch bringen in Euer Haus
Und glänzen die ſpätſten Geſchlechter!"

Und mit ſinnendem Haupt ſaß der Kaiſer da,
Als dächt er vergangener Zeiten.
Jetzt, da er dem Sänger ins Auge ſah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.

Die Züge des Prieſters erkennt er ſchnell
Und verbirgt der Tränen ſtürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und alles blickte den Kaiſer an
Und erkannte den Grafen, der das getan,
Und verehrte das göttliche Walten.

Anmerkung. Tſchudi, der uns dieſe Anekdote überliefert hat, erzählt auch daß der Prieſter, dem dieſes mit dem Grafen von Habsburg begegnet, nachher Kaplan bei dem Kurfürſten von Mainz geworden und nicht wenig dazu beigetragen habe, bei der nächſten Kaiſerwahl, die auf das große Interregnum erfolgte, die Gedanken des Kurfürſten auf den Grafen von Habsburg zu richten. — Für die, welche die Geſchichte jener Zeit kennen, bemerke ich noch, daß ich recht gut weiß, daß Böhmen ſein Erzamt bei Rudolfs Kaiſerkrönung nicht ausübte

Punſchlied.

Im Norden zu ſingen.

Auf der Berge freien Höhen,
In der Mittagſonne Schein,
An des warmen Strahles Kräften
Zeugt Natur den goldnen Wein.

Und noch niemand hats erkundet,
Wie die große Mutter ſchafft;
Unergründlich iſt das Wirken,
Unerforſchlich iſt die Kraft.

Funkelnd wie ein Sohn der Sonne
Wie des Lichtes Feuerquell,
Springt er perlend aus der Tonne
Purpurn und kriſtallenhell.

Und erfreuet alle Sinnen,
Und in jede bange Bruſt
Gießt er ein balſamiſch Hoffen
Und des Lebens neue Luſt.

Aber matt auf unſre Zonen
Fällt der Sonne ſchräges Licht,
Nur die Blätter kann ſie färben,
Aber Früchte reift ſie nicht.

Doch der Norden auch will leben,
Und was lebt, will ſich erfreun;
Darum ſchaffen wir erfindend
Ohne Weinſtock uns den Wein.

Bleich nur iſts, was wir bereiten
Auf dem häuslichen Altar;
Was Natur lebendig bildet,
Glänzend iſts und ewig klar.

Aber freudig aus der Schale
Schöpfen wir die trübe Flut,
Auch die Kunſt iſt Himmelsgabe,
Borgt ſie gleich von irdſcher Glut.

Ihrem Wirken frei gegeben
Iſt der Kräfte großes Reich;
Neues bildend aus dem Alten,
Stellt ſie ſich dem Schöpfer gleich.

Selbſt das Band der Elemente
Trennt ihr herrſchendes Gebot,
Und ſie ahmt mit Herdes Flammen
Nach den hohen Sonnengott.

Fernhin zu den ſelgen Inſeln
Richtet ſie der Schiffe Lauf,
Und des Südens goldne Früchte
Schüttet ſie im Norden auf.

Drum ein Sinnbild und ein Zeichen
Sei uns dieſer Feuerſaft,
Was der Menſch ſich kann erlangen
Mit dem Willen und der Kraft.

Das Siegesfeſt.

Priams Feſte war geſunken,
Troja lag in Schutt und Staub,
Und die Griechen, ſiegestrunken,
Reich beladen mit dem Raub,
Saßen auf den hohen Schiffen
Längs des Hellespontos Strand,
Auf der frohen Fahrt begriffen
Nach dem ſchönen Griechenland.
Stimmet an die frohen Lieder,
Denn dem väterlichen Herd
Sind die Schiffe zugekehrt,
Und zur Heimat geht es wieder.

Und in langen Reihen, klagend,
Saß der Trojerinnen Schar,
Schmerzvoll an die Brüſte ſchlagend,
Bleich mit aufgelöſtem Haar.
In das wilde Feſt der Freuden
Miſchten ſie den Wehgeſang,
Weinend um das eigne Leiden
In des Reiches Untergang.
Lebe wohl, geliebter Boden!
Von der ſüßen Heimat fern
Folgen wir dem fremden Herrn,
Ach wie glücklich ſind die Toten!

Und den hohen Göttern zündet
Kalchas jetzt das Opfer an.
Pallas, die die Städte gründet
Und zertrümmert, ruft er an,
Und Neptun, der um die Länder
Seinen Wogengürtel ſchlingt,

Und den Zeus, den Schreckensender,
Der die Aegis grausend schwingt.
Ausgestritten, ausgerungen
Ist der lange schwere Streit,
Ausgefüllt der Kreis der Zeit
Und die große Stadt bezwungen.

Atreus Sohn, der Fürst der Scharen,
Uebersah der Völker Zahl,
Die mit ihm gezogen waren
Einst in des Skamanders Tal.
Und des Kummers finstre Wolke
Zog sich um des Königs Blick,
Von dem hergeführten Volke
Bracht er wen'ge nur zurück.
Drum erhebe frohe Lieder,
Wer die Heimat wieder sieht,
Wem noch frisch das Leben blüht,
Denn nicht alle kehren wieder.

Alle nicht, die wieder kehren,
Mögen sich des Heimzugs freun,
An den häuslichen Altären
Kann der Mord bereitet sein.
Mancher fiel durch Freundes Tücke,
Den die blutge Schlacht verfehlt,
Sprachs Ulyß mit Warnungsblicke,
Von Athenens Geist beseelt.
Glücklich, wem der Gattin Treue
Rein und keusch das Haus bewahrt,
Denn das Weib ist falscher Art,
Und die Arge liebt das Neue!

Und des frisch erkämpften Weibes
Freut sich der Atrid und strickt

Um den Reiz des ſchönen Leibes
Seine Arme hochbeglückt.
Böſes Werk muß untergehen,
Rache folgt der Freveltat,
Denn gerecht in Himmelshöhen
Waltet des Kroniden Rat!
Böſes muß mit Böſem enden,
An dem frevelnden Geſchlecht
Rächet Zeus das Gaſtesrecht,
Wägend mit gerechten Händen.

Wohl dem Glücklichen mags ziemen,
Ruft Oileus tapfrer Sohn,
Die Regierenden zu rühmen
Auf dem hohen Himmelsthron!
Ohne Wahl verteilt die Gaben,
Ohne Billigkeit das Glück,
Denn Patroklus liegt begraben,
Und Therſites kommt zurück!
Weil das Glück aus ſeiner Tonnen
Die Geſchicke blind verſtreut,
Freue ſich und jauchze heut,
Wer das Lebenslos gewonnen!

Ja, der Krieg verſchlingt die Beſten!
Ewig werde dein gedacht,
Bruder, bei der Griechen Feſten,
Der ein Turm war in der Schlacht.
Da der Griechen Schiffe brannten,
War in deinem Arm das Heil,
Doch dem Schlauen, Vielgewandten
Ward der ſchöne Preis zuteil!
Friede deinen heilgen Reſten!
Nicht der Feind hat dich entrafft,

Ajax fiel durch Ajax Kraft,
Ach der Zorn verderbt die Beſten!

Dem Erzeuger jetzt, dem großen,
Gießt Neoptolem des Weins:
Unter allen irdſchen Loſen,
Hoher Vater, preis ich deins.
Von des Lebens Gütern allen
Iſt der Ruhm das höchſte doch,
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.
Tapfrer, deines Ruhmes Schimmer
Wird unſterblich ſein im Lied:
Denn das irdſche Leben flieht,
Und die Toten dauern immer.

Weil des Liedes Stimmen ſchweigen
Von dem überwundnen Mann,
So will ich für Hektorn zeugen,
Hub der Sohn des Tydeus an; —
Der für ſeine Hausaltäre
Kämpfend ein Beſchirmer fiel —
Krönt den Sieger größre Ehre,
Ehret ihn das ſchönre Ziel!
Der für ſeine Hausaltäre
Kämpfend ſank, ein Schirm und Hort,
Auch in Feindes Munde fort
Lebt ihm ſeines Namens Ehre.

Neſtor jetzt, der alte Zecher,
Der drei Menſchenalter ſah,
Reicht den laubumkränzten Becher
Der beträuten Hekuba;
Trink ihn aus den Trank der Labe,
Und vergiß den großen Schmerz,

Wundervoll iſt Bacchus Gabe,
Balſam fürs zerriſſne Herz!
Trink ihn aus den Trank der Labe
Und vergiß den großen Schmerz,
Balſam fürs zerriſſne Herz,
Wundervoll iſt Bacchus Gabe.

Denn auch Niobe, dem ſchweren
Zorn der Himmliſchen ein Ziel,
Koſtete die Frucht der Aehren,
Und bezwang das Schmerzgefühl.
Denn ſo lang die Lebensquelle
Schäumet an der Lippen Rand,
Iſt der Schmerz in Lethes Welle
Tief verſenkt und feſtgebannt!
Denn ſo lang die Lebensquelle
An der Lippen Rande ſchäumt,
Iſt der Jammer weggeträumt,
Fortgeſpült in des Lethes Welle.

Und von ihrem Gott ergriffen
Hub ſich jetzt die Seherin,
Blickte von den hohen Schiffen
Nach dem Rauch der Heimat hin.
Rauch iſt alles irdſche Weſen,
Wie des Dampfes Säule weht,
Schwinden alle Erdengrößen,
Nur die Götter bleiben ſtet.
Um das Roß des Reiters ſchweben,
Um das Schiff die Sorgen her,
Morgen können wirs nicht mehr,
Darum laßt uns heute leben!

Der Neffe als Onkel

Luſtſpiel in drei Aufzügen

Perſonen:

Oberſt von Dorſigny.
Frau von Dorſigny.
Sophie, ihre Tochter.
Franz von Dorſigny, ihr Neffe.
Frau von Mirville, ihre Nichte.
Lormeuil, Sophiens Bräutigam.
Valcour, Freund des jungen Dorſigny.
Champagne, Bedienter des jungen Dorſigny.
Ein Notar.
Zwei Unteroffiziere.
Ein Poſtillon.
Jasmin, Diener in Dorſignys Hauſe.
Drei Lakaien.

Die Szene iſt ein Saal mit einer Tür im Fond, die zu einem Garten führt. Auf beiden Seiten ſind Kabinettstüren.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Valcour tritt eilfertig herein, und nachdem er ſich überall umgeſehen, ob niemand zugegen, tritt er zu einem von den Wachslichtern, die vorn auf einem Schreibtiſch brennen, und lieſt ein Billett.

„Herr von Valcour wird erſucht, dieſen Abend um ſechs Uhr ſich im Gartenſaal des Herrn von Dorſigny einzufinden. Er kann zu dem kleinen Pförtchen herein kommen, das den ganzen Tag offen iſt.“ — Keine Unterſchrift! — Hm! Hm! Ein ſelt-

ſames Abenteuer. — Iſts vielleicht eine hübſche Frau, die mir hier ein Rendezvous geben will — das wäre allerliebſt. — Aber ſtill! Wer ſind die beiden Figuren, die eben da eintreten, wo ich herein gekommen bin?

Zweiter Auftritt.

Franz von Dorſigny und Champagne, beide in Mäntel eingewickelt. Valcour.

Dorſigny ſeinen Mantel an Champagne gebend. Ei guten Abend, lieber Valcour.

Valcour. Was? biſt du's, Dorſigny? Wie kommſt du hieher? Und wozu dieſe ſonderbare Ausſtaffierung — dieſe Perücke und dieſe Uniform, die nicht von deinem Regiment iſt?

Dorſigny. Meiner Sicherheit wegen. — Ich habe mich mit meinem Obriſtleutnant geſchlagen, er iſt ſchwer verwundet, und ich komme, mich in Paris zu verbergen. Weil man mich aber in meiner eigenen Uniform gar zu leicht erkennt, ſo habe ichs fürs ſicherſte gehalten, das Koſtüm meines Onkels anzunehmen. Wir ſind ſo ziemlich von einem Alter, wie du weißt, und einander an Geſtalt, an Größe, an Farbe bis zum Verwechſeln ähnlich, und führen überdies noch einerlei Namen. Der einzige Unterſchied iſt, daß der Oberſt eine Perücke trägt und ich meine eigene Haare — Jetzt aber, ſeitdem ich mir ſeine Perücke und die Uniform ſeines Regiments zulegte, erſtaune ich ſelbſt über die große Aehnlichkeit mit ihm. In dieſem Augenblick komme ich an und bin erfreut, dich ſo pünktlich bei dem Rendezvous zu finden.

Valcour. Bei dem Rendezvous? Wie? Hat ſie dir auch was davon vertraut?

Dorſigny. Sie? Welche ſie?

Valcour. Nun, die hübſche Dame, die mich in einem Billett hieher beſchieden! Du biſt mein Freund, Dorſigny, und ich habe nichts Geheimes vor dir.

Dorſigny. Die allerliebſte Dame!

Valcour. Worüber lachſt du?

Dorſigny. Ich bin die ſchöne Dame, Valcour.

Valcour. Du?

Dorſigny. Das Billett iſt von mir.

Valcour. Ein ſchönes Quiproquo, zum Teufel — Was fällt dir aber ein, deine Briefe nicht zu unterzeichnen? — Leute von meinem Schlag können ſich bei ſolchen Billetts auf etwas ganz anders Rechnung machen — Aber da es ſo ſteht! Gut! Wir nehmen einander nichts übel, Dorſigny — Alſo ich bin dein gehorſamer Diener.

Dorſigny. Warte doch! Warum eilſt du ſo hinweg? Es lag mir viel daran, dich zu ſprechen, ehe ich mich vor jemand anderem ſehen ließ. Ich brauche deines Beiſtands, wir müſſen Abrede miteinander nehmen.

Valcour. Gut — Du kannſt auf mich zählen, aber jetzt laß mich, ich habe dringende Geſchäfte —

Dorſigny. So? Jetzt, da du mir einen Dienſt erzeigen ſollſt? — Aber zu einem galanten Abenteuer hatteſt du Zeit übrig.

Valcour. Das nicht, lieber Dorſigny. Aber ich muß fort, man erwartet mich.

Dorſigny. Wo?

Valcour. Beim l'hombre.

Dorſigny. Die große Angelegenheit!

Valcour. Scherz beiſeite! Ich habe dort Gelegenheit, die Schweſter deines Obriſtleutenants zu ſehen — Sie hält was auf mich, ich will dir bei ihr das Wort reden.

Dorſigny. Nun, meinetwegen. Aber tu mir den Gefallen, meiner Schweſter, der Frau von Mirville, im Vorbeigehen wiſſen zu laſſen, daß man ſie hier im Gartenſaal erwarte — Nenne mich aber nicht, hörſt du.

Valcour. Da ſei außer Sorgen. Ich habe keine Zeit dazu und will es ihr hinauf ſagen laſſen, ohne ſie nur einmal zu

ſehen. Uebrigens behalte ich mir's vor, bei einer andern Gelegenheit ihre nähere Bekanntſchaft zu machen. Ich ſchätze den Bruder zu ſehr, um die Schweſter nicht zu lieben, wenn ſie hübſch iſt, verſteht ſich.

Ab.

Dritter Auftritt.

Dorſigny. Champagne.

Dorſigny. Zum Glück brauche ich ſeinen Beiſtand ſo gar nötig nicht — Es iſt mir weniger um das Verbergen zu tun, denn vielleicht fällt es niemand ein, mich zu verfolgen, als um meine liebe Couſine Sophie wieder zu ſehen.

Champagne. Was Sie für ein glücklicher Mann ſind, gnädiger Herr! — Sie ſehen Ihre Geliebte wieder, und ich, ſeufzt, meine Frau! Wann geht's wieder zurück ins Elſaß — Wir lebten wie die Engel, da wir fünfzig Meilen weit voneinander waren.

Dorſigny. Still! Da kommt meine Schweſter!

Vierter Auftritt.

Vorige. Frau von Mirville.

Fr. v. Mirville. Ah! Sind Sie es? Sein Sie von Herzen willkommen!

Dorſigny. Nun das iſt doch ein herzlicher Empfang!

Fr. v. Mirville. Das iſt ja recht ſchön, daß Sie uns ſo überraſchen! Sie ſchreiben, daß Sie eine lange Reiſe vor hätten, von der Sie früheſtens in einem Monat zurück ſein könnten, und vier Tage drauf ſind Sie hier.

Dorſigny. Geſchrieben hätt ich und an wen?

Fr. v. Mirville. An meine Tante! Sieht den Champagne, der ſeinen Mantel ablegt. Wo iſt denn aber Herr von Lormeuil?

Dorſigny. Wer iſt der Herr von Lormeuil?

Fr. v. Mirville. Ihr künftiger Schwiegersohn.

Dorsigny. Sage mir! Für wen hältst du mich?

Fr. v. Mirville. Nun, doch wohl für meinen Onkel!

Dorsigny. Ist's möglich! Meine Schwester erkennt mich nicht!

Fr. v. Mirville. Schwester? Sie mein Bruder?

Dorsigny. Ich dein Bruder.

Fr. v. Mirville. Das kann nicht sein. Das ist nicht möglich. Mein Bruder ist bei seinem Regiment zu Straßburg, mein Bruder trägt sein eigenes Haar, und das ist auch seine Uniform nicht — und so groß auch sonst die Aehnlichkeit —

Dorsigny. Eine Ehrensache, die aber sonst nicht viel zu bedeuten haben wird, hat mich genötigt, meine Garnison in aller Geschwindigkeit zu verlassen; um nicht erkannt zu werden, steckte ich mich in diesen Rock und diese Perücke.

Fr. v. Mirville. Ist's möglich? — O so laß dich herzlich umarmen, lieber Bruder — Ja, nun fange ich an, dich zu erkennen! Aber die Aehnlichkeit ist doch ganz erstaunlich.

Dorsigny. Mein Onkel ist also abwesend?

Fr. v. Mirville. Freilich, der Heirat wegen.

Dorsigny. Der Heirat? — Welcher Heirat?

Fr. v. Mirville. Sophiens, meiner Cousine.

Dorsigny. Was hör ich? Sophie soll heiraten?

Fr. v. Mirville. Ei freilich! Weißt du es denn nicht?

Dorsigny. Mein Gott! Nein!

Champagne nähert sich. Nicht ein Wort wissen wir.

Fr. v. Mirville. Herr von Lormeuil, ein alter Kriegskamerad des Onkels, der zu Toulon wohnt, hat für seinen Sohn um Sophien angehalten — Der junge Lormeuil soll ein sehr liebenswürdiger Mann sein, sagt man, wir haben ihn noch nicht gesehen. Der Onkel holt ihn zu Toulon ab, dann wollen sie eine weite Reise zusammen machen, um ich weiß nicht welche Erbschaft in Besitz zu nehmen. In einem Monat denken sie zurück zu sein, und wenn du alsdann noch da bist, so kannst du zur Hochzeit mit tanzen.

Dorſigny. Ach, liebe Schweſter! — Redlicher Champagne! Ratet, helft mir; wenn ihr mir nicht beiſteht, ſo iſt es aus mit mir, ſo bin ich verloren.

Fr. v. Mirville. Was haſt du denn, Bruder! Was iſt dir?

Champagne. Mein Herr iſt verliebt in ſeine Couſine.

Fr. v. Mirville. Ah, iſt es das?

Dorſigny. Dieſe unglückſelige Heirat darf nun und nimmermehr zuſtand kommen.

Fr. v. Mirville. Es wird ſchwer halten, ſie rückgängig zu machen. Beide Väter ſind einig, das Wort iſt gegeben, die Artikel ſind aufgeſetzt, und man erwartet bloß noch den Bräutigam, ſie zu unterzeichnen und abzuſchließen.

Champagne. Geduld! — Hören Sie! — Tritt zwiſchen beide. Ich habe einen ſublimen Einfall!

Dorſigny. Rede!

Champagne. Sie haben einmal den Anfang gemacht, Ihren Onkel vorzuſtellen! Bleiben Sie dabei! Führen Sie die Rolle durch!

Fr. v. Mirville. Ein ſchönes Mittel, um die Nichte zu heiraten!

Champagne. Nur gemach! Laſſen Sie mich meinen Plan entwickeln. — Sie ſpielen alſo Ihren Onkel! Sie ſind nun Herr hier im Hauſe, und Ihr erſtes Geſchäft iſt, die bewußte Heirat wieder aufzuheben — Sie haben den jungen Lormeuil nicht mitbringen können, weil er — weil er geſtorben iſt — Unterdeſſen erhält Frau von Dorſigny einen Brief von Ihnen, als dem Neffen, worinnen Sie um die Couſine anhalten — Das iſt mein Amt! Ich bin der Kurier, der den Brief von Straßburg bringt! — Frau von Dorſigny iſt verliebt in ihren Neffen, ſie nimmt dieſen Vorſchlag mit der beſten Art von der Welt auf, ſie teilt ihn Ihnen, als ihrem Eheherrn, mit, und Sie laſſen ſich's, wie billig, gefallen. Nun ſtellen Sie ſich, als wenn Sie aufs eiligſte verreiſen müßten, Sie geben der Tante unbedingte Vollmacht, dieſe Sache zu Ende zu bringen. Sie

reiſen ab, und den andern Tag erſcheinen Sie in Ihren natürlichen Haaren und in der Uniform Ihres Regiments wieder, als wenn Sie eben ſpornſtreichs von Ihrer Garniſon herkämen. Die Heirat geht vor ſich, der Onkel kommt ſtattlich angezogen mit ſeinem Bräutigam, der den Platz glücklich beſetzt findet und nichts Beſſers zu tun hat, als umzukehren und ſich entweder zu Toulon oder in Oſtindien eine Frau zu holen.

Dorſigny. Glaubſt du, mein Onkel werde das ſo geduldig —

Champagne. O er wird aufbrauſen, das verſteht ſich! Es wird heiß werden am Anfang — Aber er liebt Sie! er liebt ſeine Tochter! Sie geben ihm die beſten Worte, verſprechen ihm eine Stube voll artiger Enkelchen, die ihm alle ſo ähnlich ſehen ſollen wie Sie ſelbſt. Er lacht, er beſänftigt ſich, und alles iſt vergeſſen.

Fr. v. Mirville. Ich weiß nicht, iſt es das Tolle dieſes Einfalls, aber er fängt an, mich zu reizen —

Champagne. O er iſt himmliſch, der Einfall!

Dorſigny. Luſtig genug iſt er, aber nur nicht ausführbar — Meine Tante wird mich wohl für den Onkel anſehen! —

Fr. v. Mirville. Habe ich's doch!

Dorſigny. Ja, im erſten Augenblicke.

Fr. v. Mirville. Wir müſſen ihr keine Zeit laſſen, aus der Täuſchung zu kommen. Wenn wir die Zeit benutzen, ſo brauchen wir auch nur einen Augenblick — Es iſt jetzt Abend, die Dunkelheit kommt uns zu ſtatten, dieſe Lichter leuchten nicht hell genug, um den Unterſchied bemerklich zu machen. Den Tag brauchſt du gar nicht zu erwarten — du erklärſt zugleich, daß du noch in der Nacht wieder fortreiſen müſſeſt, und morgen erſcheinſt du in deiner wahren Perſon. Geſchwind ans Werk. Wir haben keine Zeit zu verlieren — Schreibe den Brief an unſre Tante, den dein Champagne als Kurier überbringen ſoll und worin du um Sophien anhältſt.

Dorſigny an den Schreibtiſch gehend. Schweſter! Schweſter! du machſt mit mir, was du willſt.

Champagne ſich die Hände reibend. Wie freue ich mich über meinen klugen Einfall! Schade, daß ich ſchon eine Frau habe, ich könnte hier eine Hauptrolle ſpielen, anſtatt jetzt bloß den Vertrauten zu machen.

Fr. v. Mirville. Wie das, Champagne?

Champagne. Ei nun, das iſt ganz natürlich. Mein Herr gilt für ſeinen Onkel, ich würde den Herrn von Lormeuil vorſtellen, und wer weiß, was mir am Ende nicht noch blühen könnte, wenn meine verdammte Heirat —

Fr. v. Mirville. Wahrhaftig, meine Couſine hat Urſache ſich darüber zu betrüben!

Dorſigny ſiegelt den Brief und gibt ihn an Champagne. Hier iſt der Brief. Richt es nun ein, wie du willſt, dir überlaß ich mich.

Champagne. Sie ſollen mit mir zufrieden ſein — In wenig Augenblicken werde ich damit als Kurier von Straßburg ankommen, geſpornt und geſtiefelt, triefend von Schweiß. — Sie, gnädiger Herr, halten ſich wacker. — Mut, Dreiſtigkeit, Unverſchämtheit, wenn's nötig iſt. — Den Onkel geſpielt, die Tante angeführt, die Nichte geheiratet und, wenn alles vorbei iſt, den Beutel gezogen und den redlichen Diener gut bezahlt, der Ihnen zu allen dieſen Herrlichkeiten verholfen hat.

Ab.

Fr. v. Mirville. Da kommt die Tante. Sie wird dich für den Onkel anſehen. Tu, als wenn du notwendig mit ihr zu reden hätteſt, und ſchick mich weg.

Dorſigny. Aber was werd ich ihr denn ſagen?

Fr. v. Mirville. Alles, was ein galanter Mann ſeiner Frau nur Artiges ſagen kann.

Fünfter Auftritt.

Frau von Mirville. Frau von Dorſigny. Franz von Dorſigny.

Fr. v. Mirville. Kommen Sie doch, liebe Tante! Geſchwind! der Onkel iſt angekommen.

Fr. v. Dorſigny. Wie? Was? Mein Mann! — Ja wahrhaftig, da iſt er! — Herzlich willkommen, lieber Dorſigny — So bald erwartete ich Sie nicht — Nun! Sie haben doch eine glückliche Reiſe gehabt — Aber wie ſo allein? Wo ſind Ihre Leute? Ich hörte doch Ihre Kutſche nicht — Nun wahrhaftig — ich beſinne mich kaum — ich zittre vor Ueberraſchung und Freude —

Fr. v. Mirville heimlich zu ihrem Bruder. Nun ſo rede doch! Antworte friſch weg!

Dorſigny. Weil ich nur auf einen kurzen Beſuch hier bin, ſo komm ich allein und in einer Mietkutſche — Was aber die Reiſe betrifft, liebe Frau — die Reiſe — Ach! die iſt nicht die glücklichſte geweſen.

Fr. v. Dorſigny. Sie erſchrecken mich! Es iſt Ihnen doch kein Unglück zugeſtoßen?

Dorſigny. Nicht eben mir! Mir nicht! — Aber dieſe Heirat —

Zu Frau von Mirville. Liebe Nichte, ich habe mit der Tante —

Fr. v. Mirville. Ich will nicht ſtören, mein Onkel.

Ab.

Sechſter Auftritt.

Frau von Dorſigny. Franz von Dorſigny.

Fr. v. Dorſigny. Nun, lieber Mann! dieſe Heirat —

Dorſigny. Aus dieſer Heirat wird — nichts.

Fr. v. Dorſigny. Wie? Haben wir nicht das Wort des Vaters?

Dorſigny. Freilich wohl! Aber der Sohn kann unſere Tochter nicht heiraten.

Fr. v. Dorſigny. So? Und warum denn nicht?

Dorſigny mit ſtarkem Ton. Weil — weil er — tot iſt.

Fr. v. Dorſigny. Mein Gott! Welcher Zufall!

Dorſigny. Es iſt ein rechter Jammer. Dieſer junge Mann war, was die meiſten jungen Leute ſind, ſo ein kleiner Wüſtling. Einen Abend bei einem Balle fiel's ihm ein, einem artigen

hübſchen Mädchen — den Hof zu machen, ein Nebenbuhler miſchte ſich drein und erlaubte ſich beleidigende Scherze. Der junge Lormeuil, lebhaft, aufbrauſend, wie man es mit zwanzig Jahren iſt, nahm das übel; zum Unglück war er an einen Raufer von Profeſſion geraten, der ſich nie ſchlägt, ohne ſeinen Mann — zu töten. Und dieſe böſe Gewohnheit behielt auch jetzt die Oberhand über die Geſchicklichkeit ſeines Gegners; der Sohn meines armen Freundes blieb auf dem Platz, mit drei tödlichen — Stichen im Leibe.

Fr. v. Dorſigny. Barmherziger Himmel! Was muß der Vater dabei gelitten haben!

Dorſigny. Das können Sie denken! Und die Mutter!

Fr. v. Dorſigny. Wie? Die Mutter! die iſt ja im letzten Winter geſtorben, ſo viel ich weiß.

Dorſigny. Dieſen Winter — ganz recht! Mein armer Freund Lormeuil! Den Winter ſtirbt ihm ſeine Frau und jetzt im Sommer muß er den Sohn in einem Duell verlieren! — Es iſt mir auch ſchwer angekommen, ihn in ſeinem Schmerz zu verlaſſen! Aber der Dienſt iſt jetzt ſo ſcharf! Auf den zwanzigſten müſſen alle Offiziere — beim Regiment ſein! Heut iſt der neunzehnte, und ich habe nur einen Sprung nach Paris getan und muß ſchon heute abend wieder — nach meiner Garniſon zurückreiſen.

Fr. v. Dorſigny. Wie? So bald?

Dorſigny. Das iſt einmal der Dienſt! Was iſt zu machen? Jetzt auf unſere Tochter zu kommen! —

Fr. v. Dorſigny. Das liebe Kind iſt ſehr niedergeſchlagen und ſchwermütig, ſeitdem Sie weg waren.

Dorſigny. Wiſſen Sie, was ich denke? Dieſe Partie, die wir ihr ausgeſucht, war — nicht nach ihrem Geſchmack.

Fr. v. Dorſigny. So? Wiſſen Sie?

Dorſigny. Ich weiß nichts — Aber ſie iſt fünfzehn Jahre alt — Kann ſie nicht für ſich ſelbſt ſchon gewählt haben, eh wir es für ſie taten?

Fr. v. Dorſigny. Ach Gott ja! Das begegnet alle Tage.

Dorſigny. Zwingen möchte ich ihre Neigung nicht gern.

Fr. v. Dorſigny. Bewahre uns Gott davor!

Siebenter Auftritt

Die Vorigen. Sophie.

Sophie beim Anblick Dorſignys ſtutzend. Ah! mein Vater —

Fr. v. Dorſigny. Nun, was iſt dir? Fürchteſt du dich, deinen Vater zu umarmen?

Dorſigny, nachdem er ſie umarmt, für ſich. Sie haben's doch gar gut, dieſe Väter! Alles umarmt ſie!

Fr. v. Dorſigny. Du weißt wohl noch nicht, Sophie, daß ein unglücklicher Zufall deine Heirat getrennt hat?

Sophie. Welcher Zufall?

Fr. v. Dorſigny. Herr von Lormeuil iſt tot.

Sophie. Mein Gott!

Dorſigny hat ſie mit den Augen fixiert. Ja nun — was ſagſt du dazu, meine Sophie?

Sophie. Ich, mein Vater? — Ich beklage dieſen unglücklichen Mann von Herzen — aber ich kann es nicht anders als für ein Glück anſehen, daß — daß ſich der Tag verzögert, der mich von Ihnen trennt.

Dorſigny. Aber, liebes Kind! Wenn du gegen dieſe Heirat — etwas einzuwenden hatteſt, warum ſagteſt du uns nichts davon? Wir denken ja nicht daran, deine Neigung zwingen zu wollen.

Sophie. Das weiß ich, lieber Vater — aber die Schüchternheit —

Dorſigny. Weg mit der Schüchternheit! Rede offen! Entdecke mir dein Herz.

Fr. v. Dorſigny. Ja, mein Kind! Höre deinen Vater! Er meint es gut, er wird dir gewiß das Beſte raten.

Dorſigny. Du haßteſt alſo dieſen Lormeuil zum voraus — recht herzlich?

Sophie. Das nicht — aber ich liebte ihn nicht.

Dorſigny. Und du möchteſt keinen heiraten, als den du wirklich liebſt?

Sophie. Das iſt wohl natürlich.

Dorſigny. Du liebſt alſo — einen andern?

Sophie. Das habe ich nicht geſagt.

Dorſigny. Nun, nun, beinahe doch — Heraus mit der Sprache! Laß mich alles wiſſen.

Fr. v. Dorſigny. Faſſe Mut, mein Kind! Vergiß, daß es dein Vater iſt, mit dem du redeſt.

Dorſigny. Bilde dir ein, daß du mit deinem beſten, deinem zärtlichſten Freunde ſprächeſt — und der, den du liebſt, weiß er daß er — geliebt wird?

Sophie. Behüte der Himmel! Nein.

Dorſigny. Iſt's noch ein junger Menſch?

Sophie. Ein ſehr liebenswürdiger junger Mann, und der mir darum doppelt wert iſt, weil jedermann findet, daß er Ihnen gleicht — ein Verwandter von uns, der unſern Namen führt — Ach! Sie müſſen ihn erraten.

Dorſigny. Noch nicht ganz, liebes Kind!

Fr. v. Dorſigny. Aber ich errat ihn! Ich wette, es iſt Ihr Vetter, Franz Dorſigny.

Dorſigny. Nun, Sophie? du antworteſt nichts?

Sophie. Billigen Sie meine Wahl?

Dorſigny, ſeine Freude unterdrückend, für ſich. Wir müſſen den Vater ſpielen — Aber mein Kind — das müſſen wir denn doch bedenken.

Sophie. Warum bedenken? Mein Vetter iſt der beſte, verſtändigſte —

Dorſigny. Der? Ein Schwindelkopf iſt er, ein Wildfang, der in den zwei Jahren, daß er weg iſt, nicht zweimal an ſeinen Onkel geſchrieben hat.

Sophie. Aber mir hat er deſto fleißiger geſchrieben, mein Vater.

Dorſigny. So? hat er das? Und du haſt ihm wohl — friſch weg geantwortet? Haſt du? Nicht?

Sophie. Nein, ob ich gleich große Luſt dazu hatte. — Nun, Sie verſprachen mir ja dieſen Augenblick, daß Sie meiner Neigung nicht entgegen ſein wollten — Liebe Mutter, reden Sie doch für mich.

Fr. v. Dorſigny. Nun, nun, gib nach, lieber Dorſigny — Es iſt da weiter nichts zu machen — und geſteh nur, ſie hätte nicht beſſer wählen können.

Dorſigny. Es iſt wahr, es läßt ſich manches dafür ſagen — Das Vermögen iſt von beiden Seiten gleich, und geſetzt, der Vetter hätte auch ein bißchen leichtſinnig gewirtſchaftet, ſo weiß man ja, die Heirat bringt einen jungen Menſchen — ſchon in Ordnung — Wenn ſie ihn nun überdies lieb hat —

Sophie. O recht ſehr, lieber Vater — Erſt in dem Augenblicke, da man mir den Herrn von Lormeuil zum Gemahl vorſchlug, merkte ich, daß ich dem Vetter gut ſei — ſo was man gut ſein nennt — Und wenn mir der Vetter nun auch wieder gut wäre —

Dorſigny feurig. Und warum ſollte er das nicht, meine teuerſte — ſich beſinnend — meine gute Tochter! — Nun wohl! Ich bin ein guter Vater und ergebe mich.

Sophie. Ich darf alſo jetzt an den Vetter ſchreiben?

Dorſigny. Was du willſt — vor ſich. Wie hübſch ſpielt ſich's den Vater, wenn man ſo allerliebſte Geſtändniſſe zu hören bekommt.

Achter Auftritt.

Vorige. Frau von Mirville. Champagne als Poſtillon, mit der Peitſche klatſchend.

Champagne. He, holla!

Fr. v. Mirville. Platz! da kommt ein Kurier.

Fr. v. Dorſigny. Es iſt Champagne.

Sophie. Meines Vetters Bedienter!

Champagne. Gnädiger Herr — gnädige Frau! Reißen Sie mich aus meiner Unruhe — Das Fräulein ist doch nicht schon Frau von Lormeuil?

Fr. v. Dorsigny. Nein, guter Freund, noch nicht.

Champagne. Noch nicht! dem Himmel sei Dank, ich bin doch noch zeitig genug gekommen, meinem armen Herrn das Leben zu retten.

Sophie. Wie! Dem Vetter ist doch kein Unglück begegnet?

Fr. v. Dorsigny. Mein Neffe ist doch nicht krank?

Fr. v. Mirville. Du machst mir Angst, was ist meinem Bruder?

Champagne. Beruhigen Sie sich, gnädige Frau. Mein Herr befindet sich ganz wohl, aber wir sind in einer grausamen Lage — Wenn Sie wüßten — doch Sie werden alles erfahren. Mein Herr hat sich zusammen genommen, der gnädigen Frau, die er seine gute Tante nennt, sein Herz auszuschütten, Ihnen verdankt er alles, was er ist, zu Ihnen hat er das größte Vertrauen — Hier schreibt er Ihnen, lesen Sie und beklagen ihn.

Dorsigny. Mein Gott, was ist das?

Fr. v. Dorsigny liest. „Beste Tante! Ich erfahre soeben, daß Sie im Begriff sind, meine Cousine zu verheiraten. Es ist nicht mehr Zeit, zurückzuhalten: ich liebe Sophien. — Ich flehe Sie an, beste Tante, wenn sie nicht eine heftige Neigung zu ihrem bestimmten Bräutigam hat, so schenken Sie sie mir, ich liebe sie so innig, daß ich gewiß noch ihre Liebe gewinne. Ich folge dem Champagne auf dem Fuße nach, er wird Ihnen diesen Brief überbringen, Ihnen erzählen, was ich seit jener schrecklichen Nachricht ausgestanden habe."

Sophie. Der gute Vetter!

Fr. v. Mirville. Armer Dorsigny!

Champagne. Nein, es läßt sich gar nicht beschreiben, was mein armer Herr gelitten hat! Aber, lieber Herr, sagte ich zu ihm, vielleicht ist noch nicht alles verloren — Geh, Schurke,

ſagte er zu mir, ich ſchneide dir die Kehle ab, wenn du zu ſpät kommſt — Er kann zuweilen derb ſein, Ihr lieber Neffe.

Dorſigny. Unverſchämter!

Champagne. Nun, nun, Sie werden ja ordentlich böſe, als wenn ich von Ihnen ſpräche; was ich ſage, geſchieht aus lauter Freundſchaft für ihn, damit Sie ihn beſſern, weil Sie ſein Onkel ſind.

Fr. v. Mirville. Der gute, redliche Diener! Er will nichts als das Beſte ſeines Herrn!

Fr. v. Dorſigny. Geh, guter Freund, ruhe dich aus, du wirſt es nötig haben.

Champagne. Ja, Ihr Gnaden, ich will mich ausruhen in der Küche.

Ab.

Neunter Auftritt

Vorige ohne Champagne.

Dorſigny. Nun, Sophie? was ſagſt du dazu?

Sophie. Ich erwarte Ihre Befehle, mein Vater.

Fr. v. Dorſigny. Es iſt da weiter nichts zu tun, wir müſſen ſie ihm ohne Zeitverluſt zur Frau geben.

Fr. v. Mirville. Aber der Vetter iſt ja noch nicht hier.

Fr. v. Dorſigny. Seinem Briefe nach kann er nicht lang ausbleiben.

Dorſigny. Nun — wenn es denn nicht anders iſt — und wenn Sie ſo meinen, meine Liebe — ſo ſei's. Ich bin's zufrieden, und will mich ſo einrichten, daß der Lärm der Hochzeit — vorbei iſt, wenn ich zurückkomme — Heda! Bediente!

Zehnter Auftritt.

Drei Bediente treten ein und warten im Hintergrunde. Vorige.

Fr. v. Dorſigny. Noch eins! Ihr Pachter hat mir während Ihrer Abweſenheit zweitauſend Taler in Wechſeln ausbezahlt

— ich habe ihm eine Quittung darüber gegeben — Es ist Ihnen doch recht?

Dorsigny. Mir ist alles recht, was Sie tun, meine Liebe! Während sie die Wechsel aus einer Schreibtafel hervorholt, zu Frau von Mirville. Darf ich das Geld wohl nehmen?

Fr v. Mirville. Nimm es ja, sonst machst du dich verdächtig.

Dorsigny heimlich zu ihr. In Gottes Namen! ich will meine Schulden damit bezahlen! Laut, indem er die Wechsel der Frau von Dorsigny in Empfang nimmt. Das Geld erinnert mich, daß ein verwünschter Schelm von Wucherer mich schon seit lange um hundert Pistolen plagt, die — mein Neffe von ihm geborgt hat — Wie ist's? Soll ich den Posten bezahlen?

Fr. v. Mirville. Ei, das versteht sich! Sie werden doch meiner Base keinen Bruder Lüderlich zur Frau geben wollen, der bis an die Ohren in Schulden steckt?

Fr. v. Dorsigny. Meine Nichte hat recht, und was übrig bleibt, kann man zu Hochzeitgeschenken anwenden.

Fr. v. Mirville. Ja, ja, zu Hochzeitgeschenken!

Ein dritter Bedienter kommt. Die Modehändlerin der Frau von Mirville.

Fr. v. Mirville. Sie kommt wie gerufen. Ich will gleich den Brautanzug bei ihr bestellen.

Ab.

Eilfter Auftritt.

Vorige ohne Frau von Mirville.

Dorsigny zu den Bedienten. Kommt her! — Zur Frau von Dorsigny. Man wird nach dem Herrn Gaspar, unserm Notar, schicken müssen —

Fr. v. Dorsigny. Lassen Sie ihn lieber gleich zum Nachtessen einladen; dann können wir alles nach Bequemlichkeit abmachen.

Dorsigny. Das ist wahr! Zu einem von den Bedienten. Du, geh zum Juwelier und laß ihn das Neuste herbringen, was er hat — Zu einem andern. Du gehst zum Herrn Gaspar, unserm Notar, ich laß ihn bitten, heute mit mir zu Nacht zu essen — dann bestellest du vier Postpferde, Punkt eilf Uhr müssen sie vor dem Hause sein, denn ich muß in der Nacht noch fort — Zu einem dritten. Für dich, Jasmin, hab ich einen kitzligen Auftrag — du hast Kopf, dir kann man was anvertrauen.

Jasmin. Gnädiger Herr, das beliebt Ihnen so zu sagen.

Dorsigny. Du weißt, wo Herr Simon wohnt, der Geldmäkler, der sonst meine Geschäfte machte — der meinem Neffen immer mein eigenes Geld borgte.

Jasmin. Ei ja wohl! Warum sollt ich ihn nicht kennen! ich war ja immer der Postillon des gnädigen Herrn, Ihres Neffen.

Dorsigny. Geh zu ihm, bring ihm diese hundert Pistolen, die mein Neffe ihm schuldig ist, und die ich ihm hiermit bezahle! Vergiß aber nicht, dir einen Empfangschein geben zu lassen.

Jasmin. Warum nicht gar — Ich werde doch kein solcher Esel sein!

Die Bedienten gehen ab.

Fr. v. Dorsigny. Wie er sich verwundern wird, der gute Junge, wenn er morgen ankommt und die Hochzeitgeschenke eingekauft, die Schulden bezahlt findet.

Dorsigny. Das glaub ich! Es tut mir nur leid, daß ich nicht Zeuge davon sein kann.

Zwölfter Auftritt

Vorige. Frau von Mirville.

Fr. v. Mirville eilt herein, heimlich zu ihrem Bruder. Mach, daß du fortkommst, Bruder! Eben kommt der Onkel mit einem Herrn an, der mir ganz so aussieht, wie der Herr von Lormeuil.

Dorſigny in ein Kabinett fliehend. Das wäre der Teufel!

Fr. v. Dorſigny. Nun, warum eilen Sie denn ſo ſchnell fort, Dorſigny?

Dorſigny. Ich muß — Ich habe — Gleich werd ich wieder da ſein.

Fr. v. Mirville preſſiert. Kommen Sie, Tante! Sehen Sie doch die ſchönen Mützen an, die man mir gebracht hat.

Fr. v. Dorſigny. Du tuſt recht, mich zu Rat zu ziehen — Ich verſtehe mich darauf. Ich will dir ausſuchen helfen.

Dreizehnter Auftritt.

Oberſt Dorſigny. Lormeuil. Frau von Dorſigny. Sophie. Frau von Mirville.

Oberſt. Ich komme früher zurück, Madame, als ich gedacht habe, aber deſto beſſer! — Erlauben Sie, daß ich Ihnen hier dieſen Herrn —

Fr. v. Dorſigny. Bitte tauſendmal um Vergebung, meine Herren — Die Putzhändlerin wartet auf uns, wir ſind gleich wieder da — Komm, meine Tochter.

Ab.

Oberſt. Nun! Nun! Dieſe Putzhändlerin könnte wohl auch einen Augenblick warten, dächt ich.

Sophie. Eben darum! weil ſie nicht warten kann — Entſchuldigen Sie, meine Herren.

Ab.

Oberſt. Das mag ſein — aber ich ſollte doch denken —

Fr v. Mirville. Die Herren, wiſſen wir wohl, fragen nach Putzhändlerinnen nichts, aber für uns ſind das ſehr wichtige Perſonen.

Geht ab, ſich tief gegen Lormeuil verneigend.

Oberſt. Zum Teufel, das ſeh ich, daß man uns ihrentwegen ſtehen läßt.

Vierzehnter Auftritt.

Oberſt Dorſigny. Lormeuil.

Oberſt. Ein ſchöner Empfang! das muß ich ſagen!

Lormeuil. Iſt das ſo der Brauch bei den Pariſer Damen, daß ſie den Putzhändlerinnen nachlaufen, wenn ihre Männer ankommen?

Oberſt. Ich weiß gar nicht, was ich daraus machen ſoll. Ich ſchrieb, daß ich erſt in ſechs Wochen zurück ſein könnte, ich bin unverſehens da, und man iſt nicht im geringſten mehr darüber erſtaunt, als wenn ich nie aus der Stadt gekommen wäre.

Lormeuil. Wer ſind die beiden jungen Damen, die mich ſo höflich grüßten?

Oberſt. Die eine iſt meine Nichte und die andere meine Tochter, Ihre beſtimmte Braut.

Lormeuil. Sie ſind beide ſehr hübſch.

Oberſt. Der Henker auch! Die Frauen ſind alle hübſch in meiner Familie. Aber es iſt nicht genug an dem hübſch ſein — man muß ſich auch artig betragen.

Fünfzehnter Auftritt.

Vorige. Die drei Bedienten, die nach und nach hereinkommen.

Zweiter Bedienter zur Linken des Oberſten. Der Notar läßt ſehr bedauern, daß er mit Euer Gnaden nicht zu Nacht ſpeiſen kann — er wird ſich aber nach Tiſche einfinden.

Oberſt. Was ſchwatzt er da für närriſches Zeug?

Zweiter Bedienter. Die Poſtpferde werden Schlag eilf Uhr vor dem Hauſe ſein.

Ab.

Oberſt. Die Poſtpferde, jetzt, da ich eben ankomme!

Erſter Bedienter zu ſeiner rechten Seite. Der Juwelier, Euer Gnaden, hat Bankerott gemacht und iſt dieſe Nacht auf und davon gegangen.

Ab.

Oberſt. Was geht das mich an? Er war mir nichts ſchuldig.

Jasmin an ſeiner linken Seite. Ich war bei dem Herrn Simon, wie Euer Gnaden befohlen. Er war krank und lag im Bette. Hier ſchickt er Ihnen die Quittung.

Oberſt. Was für eine Quittung, Schurke?

Jasmin. Nun ja, die Quittung, die Sie in der Hand haben. Belieben Sie ſie zu leſen.

Oberſt lieſt. Ich Endesunterzeichneter bekenne, von dem Herrn Oberſt von Dorſigny zweitauſend Livres, welche ich ſeinem Herrn Neffen vorgeſchoſſen, richtig erhalten zu haben.

Jasmin. Euer Gnaden ſehen, daß die Quittung richtig iſt.

Ab.

Oberſt. O vollkommen richtig! Das begreife, wer's kann, mein Verſtand ſteht ſtill — Der ärgſte Gauner in ganz Paris iſt krank und ſchickt mir die Quittung über das, was mein Neffe ihm ſchuldig iſt.

Lormeuil. Vielleicht ſchlägt ihm das Gewiſſen.

Oberſt. Kommen Sie! Kommen Sie, Lormeuil! Suchen wir herauszubringen, was uns dieſen angenehmen Empfang verſchafft — und hole der Teufel alle Notare, Juweliere, Poſtpferde, Geldmäkler und Putzmacherinnen!

Beide ab.

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Frau von Mirville. Franz Dorſigny kommt aus einem Zimmer linker Hand und ſieht ſich ſorgfältig um.

Fr. v. Mirville von der entgegengeſetzten Seite. Wie unbeſonnen! Der Onkel wird den Augenblick da ſein.

Dorſigny. Aber ſage mir doch, was mit mir werden ſoll? Iſt alles entdeckt und weiß meine Tante, daß ihr vorgeblicher Mann nur ihr Neffe war?

Fr. v. Mirville. Nichts weiß man! Nichts ist entdeckt! Die Tante ist noch mit der Modehändlerin eingeschlossen; der Onkel flucht auf seine Frau — Herr von Lormeuil ist ganz verblüfft über die sonderbare Aufnahme, und ich will suchen, die Entwicklung, die nicht mehr lange anstehen kann, so lang als möglich zu verzögern, daß ich Zeit gewinne, den Onkel zu deinem Vorteil zu stimmen, oder wenn's nicht anders ist, den Lormeuil in mich verliebt zu machen — denn eh ich zugebe, daß er die Cousine heiratet, nehm ich ihn lieber selbst.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Valcour.

Valcour kommt schnell. Ah schön! schön! daß ich dich hier finde, Dorsigny! Ich habe dir tausend Sachen zu sagen und in der größten Eile.

Dorsigny. Hol ihn der Teufel! Der kommt mir jetzt gelegen.

Valcour. Die gnädige Frau darf doch —

Dorsigny. Vor meiner Schwester hab ich kein Geheimnis.

Valcour zur Frau von Mirville sich wendend. Wie freue ich mich, meine Gnädige, Ihre Bekanntschaft gerade in diesem Augenblicke zu machen, wo ich so glücklich war, Ihrem Herrn Bruder einen wesentlichen Dienst zu erzeigen.

Dorsigny. Was hör ich? Seine Stimme!

Flieht in das Kabinett, wo er herausgekommen.

Valcour, ohne Dorsignys Flucht zu bemerken, fährt fort. Sollte ich jemals in den Fall kommen, meine Gnädige, Ihnen nützlich sein zu können, so betrachten Sie mich als Ihren ergebensten Diener.

Er bemerkt nicht, daß indes der Oberst Dorsigny hereingekommen und sich an den Platz des andern gestellt hat.

Dritter Auftritt.

Vorige. Oberſt Dorſigny. Lormeuil.

Oberſt. Ja — dieſe Weiber ſind eine wahre Geduldprobe für ihre Männer!

Valcour kehrt ſich um und glaubt mit dem jungen Dorſigny zu reden. Ich wollte dir alſo ſagen, lieber Dorſigny, daß dein Oberſtleutenant nicht tot iſt.

Oberſt. Mein Oberſtleutenant?

Valcour. Mit dem du die Schlägerei gehabt haſt. Er hat an meinen Freund Liancour ſchreiben laſſen, er läßt dir vollkommene Gerechtigkeit widerfahren und bekennt, daß er der Angreifer geweſen ſei. Die Familie hat zwar ſchon angefangen, dich gerichtlich zu verfolgen, aber wir wollen alles anwenden, die Sache beizeiten zu unterdrücken. Ich habe mich losgemacht, dir dieſe gute Nachricht zu überbringen, und muß gleich wieder zu meiner Geſellſchaft.

Oberſt. Sehr obligiert — aber

Valcour. Du kannſt alſo ganz ruhig ſchlafen. Ich wache für dich.

Ab.

Vierter Auftritt.

Frau von Mirville. Oberſt Dorſigny. Lormeuil.

Oberſt. Sage mir doch, was der Menſch will?

Fr. v. Mirville. Der Menſch iſt verrückt, das ſehn Sie ja.

Oberſt. Dies ſcheint alſo eine Epidemie zu ſein, die alle Welt ergriffen hat, ſeitdem ich weg bin, denn das iſt der erſte Narr nicht, dem ich ſeit einer halben Stunde hier begegne.

Fr. v. Mirville. Sie müſſen den trocknen Empfang meiner Tante nicht ſo hoch aufnehmen. Wenn von Putzſachen die Rede iſt, da darf man ihr mit nichts anderm kommen.

Oberſt. Nun, Gott ſei Dank! da hör ich doch endlich einmal ein vernünftiges Wort! – So magſt du denn die erſte ſein, die ich mit dem Herrn von Lormeuil bekannt mache.

Lormeuil. Ich bin ſehr glücklich, mein Fräulein, daß ich mich der Einwilligung Ihres Herrn Vaters erfreuen darf – Aber dieſe Einwilligung kann mir zu nichts helfen, wenn nicht die Ihrige –

Oberſt. Nun fängt der auch an! Hat die allgemeine Raſerei auch dich angeſteckt, armer Freund! Dein Kompliment iſt ganz artig, aber bei meiner Tochter, und nicht bei meiner Nichte hätteſt du das anbringen ſollen.

Lormeuil. Vergeben Sie, gnädige Frau! Sie ſagen der Beſchreibung ſo vollkommen zu, die mir Herr von Dorſigny von meiner Braut gemacht hat, daß mein Irrtum verzeihlich iſt.

Fr. v. Mirville. Hier kommt meine Couſine, Herr von Lormeuil! Betrachten Sie ſie recht, und überzeugen Sie ſich mit Ihren eigenen Augen, daß ſie alle die ſchönen Sachen verdient, die Sie mir zugedacht haben.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Sophie.

Sophie. Bitte tauſendmal um Verzeihung, beſter Vater, daß ich Sie vorhin ſo habe ſtehen laſſen, die Mama rief mir, und ich mußte ihrem Befehl gehorchen.

Oberſt. Nun, wenn man nur ſeinen Fehler einſieht und ſich entſchuldigt –

Sophie. Ach, mein Vater! Wo finde ich Worte, Ihnen meine Freude, meine Dankbarkeit auszudrücken, daß Sie in dieſe Heirat willigen.

Oberſt. So, ſo! Gefällt ſie dir, dieſe Heirat?

Sophie. O gar ſehr!

Oberſt leiſe zu Lormeuil. Du ſiehſt, wie ſie dich ſchon liebt, ohne dich zu kennen! das kommt von der ſchönen Beſchreibung, die ich ihr von dir gemacht habe, eh ich abreiſte.

Lormeuil. Ich bin Ihnen ſehr verbunden.

Oberſt. Ja, aber nun, mein Kind, wird es doch wohl Zeit ſein, daß ich mich nach deiner Mutter ein wenig umſehe; denn endlich werden mir doch die Putzhändlerinnen Platz machen, hoffe ich — Leiſte du indes dieſem Herrn Geſellſchaft. Er iſt mein Freund, und mich ſoll's freuen, wenn er bald auch der deinige wird. — Verſtehſt du? Zu Lormeuil. Jetzt friſch daran — Das iſt der Augenblick! Suche noch heute ihre Neigung zu gewinnen, ſo iſt ſie morgen deine Frau — Zu Frau von Mirville. Kommt, Nichte! Sie mögen es miteinander allein ausmachen.

Ab.

Sechſter Auftritt.

Sophie. Lormeuil.

Sophie. Sie werden alſo auch bei der Hochzeit ſein?

Lormeuil. Ja, mein Fräulein — Sie ſcheint Ihnen nicht zu mißfallen, dieſe Heirat?

Sophie. Sie hat den Beifall meines Vaters.

Lormeuil. Wohl! Aber was die Väter veranſtalten, hat darum nicht immer den Beifall der Töchter.

Sophie. O was dieſe Heirat betrifft — die iſt auch ein wenig meine Anſtalt.

Lormeuil. Wie das, mein Fräulein?

Sophie. Mein Vater war ſo gütig, meine Neigung um Rat zu fragen.

Lormeuil. Sie lieben alſo den Mann, der Ihnen zum Gemahl beſtimmt iſt?

Sophie. Ich verberg es nicht.

Lormeuil. Wie? Und kennen ihn nicht einmal!

Sophie. Ich bin mit ihm erzogen worden.

Lormeuil. Sie wären mit dem jungen Lormeuil erzogen worden?

Sophie. Mit dem Herrn von Lormeuil — Nein!

Lormeuil. Das ist aber Ihr bestimmter Bräutigam.

Sophie. Ja, das war anfangs.

Lormeuil. Wie, anfangs?

Sophie. Ich sehe, daß Sie noch nicht wissen, mein Herr —

Lormeuil. Nichts weiß ich! Nicht das geringste weiß ich.

Sophie. Er ist tot.

Lormeuil. Wer ist tot?

Sophie. Der junge Herr von Lormeuil.

Lormeuil. Wirklich?

Sophie. Ganz gewiß.

Lormeuil. Wer hat Ihnen gesagt, daß er tot sei?

Sophie. Mein Vater!

Lormeuil. Nicht doch, Fräulein! das kann ja nicht sein, das ist nicht möglich.

Sophie. Mit Ihrer Erlaubnis, es ist! Mein Vater, der von Toulon kommt, muß es doch besser wissen als Sie. Dieser junge Edelmann bekam auf einem Balle Händel, er schlug sich und erhielt drei Degenstiche durch den Leib.

Lormeuil. Das ist gefährlich.

Sophie. Jawohl, er ist auch daran gestorben.

Lormeuil. Es beliebt Ihnen mit mir zu scherzen, gnädiges Fräulein. Niemand kann Ihnen vom Herrn von Lormeuil besser Auskunft geben als ich.

Sophie. Als Sie! das wäre doch lustig.

Lormeuil. Ja, mein Fräulein, als ich! denn, um es auf einmal herauszusagen — ich selbst bin dieser Lormeuil und bin nicht tot, so viel ich weiß.

Sophie. Sie wären Herr von Lormeuil?

Lormeuil. Nun, für wen hielten Sie mich denn sonst?

Sophie. Für einen Freund meines Vaters, den er zu meiner Hochzeit eingeladen.

Lormeuil. Sie halten also immer noch Hochzeit, ob ich gleich tot bin?

Sophie. Ja freilich!

Lormeuil. Und mit wem denn, wenn ich fragen darf?

Sophie. Mit meinem Cousin Dorsigny.

Lormeuil. Aber Ihr Herr Vater wird doch auch ein Wort dabei mit zu sprechen haben.

Sophie. Das hat er, das versteht sich! Er hat ja seine Einwilligung gegeben.

Lormeuil. Wann hätt er sie gegeben?

Sophie. Eben jetzt — ein paar Augenblicke vor Ihrer Ankunft.

Lormeuil. Ich bin ja aber mit ihm zugleich gekommen.

Sophie. Nicht doch, mein Herr! Mein Vater ist vor Ihnen hier gewesen.

Lormeuil an den Kopf greifend. Mir schwindelt — es wird mir drehend vor den Augen — jedes Wort, das Sie sagen, setzt mich in Erstaunen — Ihre Worte in Ehren, mein Fräulein, aber hierunter muß ein Geheimnis stecken, das ich nicht ergründe.

Sophie. Wie, mein Herr — Sollten Sie wirklich im Ernst gesprochen haben?

Lormeuil. Im vollen höchsten Ernst, mein Fräulein.

Sophie. Sie wären wirklich der Herr von Lormeuil — Mein Gott, was hab ich da gemacht — Wie werde ich meine Unbesonnenheit —

Lormeuil. Lassen Sie sich's nicht leid sein, Fräulein — Ihre Neigung zu Ihrem Vetter ist ein Umstand, den man lieber vor als nach der Heirat erfährt —

Sophie. Aber ich begreife nicht —

Lormeuil. Ich will den Herrn von Dorsigny aufsuchen — Vielleicht löst er mir das Rätsel. — Wie es sich aber auch immer lösen mag, Fräulein, so sollen Sie mit mir zufrieden sein, hoff ich.

Ab.

Sophie. Er scheint ein sehr artiger Mensch — und wenn man mich nicht zwingt, ihn zu heiraten, so soll es mich recht sehr freuen, daß er nicht erstochen ist.

Siebenter Auftritt.

Sophie. Oberst. Frau von Dorsigny.

Fr. v. Dorsigny. Laß uns allein, Sophie. Sophie geht ab. Wie, Dorsigny? Sie können mir ins Angesicht behaupten, daß Sie nicht kurz vorhin mit mir gesprochen haben? Nun wahrhaftig! Welcher andere als Sie, als der Herr dieses Hauses, als der Vater meiner Tochter, als mein Gemahl endlich, hätte das tun können, was Sie taten?

Oberst. Was Teufel hätte ich denn getan?

Fr. v. Dorsigny. Muß ich Sie daran erinnern? Wie? Sie wissen nicht mehr, daß Sie erst vor kurzem mit unsrer Tochter gesprochen, daß Sie ihre Neigung zu unserm Neffen entdeckt haben, und daß wir eins worden sind, sie ihm zur Frau zu geben, so bald er wird angekommen sein.

Oberst. Ich weiß nicht — Madame, ob das alles nur ein Traum Ihrer Einbildungskraft ist, oder ob wirklich ein anderer in meiner Abwesenheit meinen Platz eingenommen hat. Ist das letztere, so war's hohe Zeit, daß ich kam — Dieser Jemand schlägt meinen Schwiegersohn tot, verheiratet meine Tochter und sticht mich aus bei meiner Frau, und meine Frau und meine Tochter lassen sich's beide ganz vortrefflich gefallen.

Fr. v. Dorsigny. Welche Verstockung! — In Wahrheit, Herr von Dorsigny, ich weiß mich in Ihr Betragen nicht zu finden.

Oberst. Ich werde nicht klug aus dem Ihrigen.

Achter Auftritt.

Vorige. Frau von Mirville.

Fr. v. Mirville. Dacht ich's doch, daß ich Sie beide würde beisammen finden! — Warum gleichen doch nicht alle Haus-

haltungen der Ihrigen? Nie Zank und Streit! Immer ein Herz und eine Seele! Das ist erbaulich! Das ist doch ein Beispiel! Die Tante ist gefällig wie ein Engel, und der Onkel geduldig wie Hiob.

Oberst. Wahr gesprochen, Nichte! — Man muß Hiobs Geduld haben, wie ich, um sie bei solchem Geschwätz nicht zu verlieren.

Fr. v. Dorsigny. Die Nichte hat recht, man muß so gefällig sein wie ich, um solche Albernheiten zu ertragen.

Oberst. Nun, Madame! Unsere Nichte hat mich seit meinem Hiersein fast nie verlassen. Wollen wir sie zum Schiedsrichter nehmen?

Fr. v. Dorsigny. Ich bin's vollkommen zufrieden und unterwerfe mich ihrem Ausspruch.

Fr. v. Mirville. Wovon ist die Rede?

Fr. v. Dorsigny. Stelle dir vor, mein Mann untersteht sich, mir ins Gesicht zu behaupten, daß er's nicht gewesen sei, den ich vorhin für meinen Mann hielt.

Fr. v. Mirville. Ist's möglich?

Oberst. Stelle dir vor, Nichte, meine Frau will mich glauben machen, daß ich hier, hier in diesem Zimmer, mit ihr gesprochen haben soll, in demselben Augenblicke, wo ich mich auf der Toulouer Poststraße schütteln ließ.

Fr. v. Mirville. Das ist ja ganz unbegreiflich, Onkel — hier muß ein Mißverständnis sein — Lassen Sie mich ein paar Worte mit der Tante reden.

Oberst. Sieh, wie du ihr den Kopf zurecht setzest, wenn's möglich ist, aber es wird schwer halten.

Fr. v. Mirville leise zur Frau von Dorsigny. Liebe Tante, das alles ist wohl nur ein Scherz von dem Onkel?

Fr. v. Dorsigny ebenso. Freilich wohl, er müßte ja rasend sein, solches Zeug im Ernst zu behaupten.

Fr. v. Mirville. Wissen Sie was? Bezahlen Sie ihn mit gleicher Münze — Geben Sie's ihm heim! Lassen Sie ihn fühlen, daß Sie sich nicht zum besten haben lassen.

Fr. v. Dorſigny. Du haſt recht. Laß mich nur machen.

Oberſt. Wird's bald? Jetzt, denk ich, wär's genug.

Fr. v. Dorſigny ſpottweiſe. Ja wohl iſt's genug, mein Herr — und da es die Schuldigkeit der Frau iſt, nur durch ihres Mannes Augen zu ſehen, ſo erkenn ich meinen Irrtum und will mir alles einbilden, was Sie wollen.

Oberſt. Mit dem ſpöttiſchen Ton kommen wir nicht weiter.

Fr. v. Dorſigny. Ohne Groll, Herr von Dorſigny! Sie haben auf meine Unkoſten gelacht, ich lache jetzt auf die Ihrigen, und ſo heben wir gegeneinander auf. — Ich habe jetzt einige Beſuche zu geben. Wenn ich zurückkomme und Ihnen der ſpaßhafte Humor vergangen iſt, ſo können wir ernſthaft miteinander reden.

Ab.

Oberſt zur Frau von Mirville. Verſtehſt du ein Wort von allem, was ſie da ſagt?

Fr. v. Mirville. Ich werde nicht klug daraus. Aber ich will ihr folgen und der Sache auf den Grund zu kommen ſuchen.

Ab.

Oberſt. Tu das, wenn du willſt. Ich geb es rein auf — ſo ganz toll und närriſch hab ich ſie noch nie geſehen. Der Teufel muß in meiner Abweſenheit meine Geſtalt angenommen haben, um mein Haus unterſt zu oberſt zu kehren, anders begreif ich's nicht.

Neunter Auftritt.

Oberſt Dorſigny. Champagne ein wenig betrunken.

Champagne. Nun, das muß wahr ſein! — hier lebt ſich's wie im Wirtshaus — Aber wo Teufel ſtecken ſie denn alle? — Keine lebendige Seele hab ich mehr geſehen, ſeitdem ich als Kurier den Lärm angerichtet habe — Doch ſieh da, mein gnädiger

Herr, der Hauptmann — Ich muß doch hören, wie unsere Sachen stehen.

Macht gegen den Oberst Zeichen des Verständnisses und lacht selbstgefällig.

Oberst. Was Teufel! Ist das nicht der Schelm, der Champagne? — Wie kommt der hieher, und was will der Esel mit seinen einfältigen Grimassen?

Champagne wie oben. Nun, nun, gnädiger Herr?

Oberst. Ich glaube der Kerl ist besoffen.

Champagne. Nun, was sagen Sie? Hab ich meine Rolle gut gespielt?

Oberst vor sich. Seine Rolle? Ich merke etwas — Ja, Freund Champagne, nicht übel.

Champagne. Nicht übel! Was? Zum Entzücken hab ich sie gespielt. Mit meiner Peitsche und den Kurierstiefeln, sah ich nicht einem ganzen Postillon gleich? Wie?

Oberst. Ja! Ja! vor sich. Weiß der Teufel, was ich ihm antworten soll.

Champagne. Nun, wie steht's drinnen? Wie weit sind Sie jetzt?

Oberst. Wie weit ich bin — wie's steht — nun, du kannst dir leicht vorstellen, wie's steht.

Champagne. Die Heirat ist richtig, nicht wahr? — Sie haben als Vater die Einwilligung gegeben?

Oberst. Ja.

Champagne. Und morgen treten Sie in Ihrer wahren Person als Liebhaber auf.

Oberst vor sich. Es ist ein Streich von meinem Neffen.

Champagne. Und heiraten die Witwe des Herrn von Lormeuil — Witwe! Hahaha! — die Witwe von meiner Erfindung.

Oberst. Worüber lachst du?

Champagne. Das fragen Sie? Ich lachte über die Gesichter, die der ehrliche Onkel schneiden wird, wenn er in vier

Wochen zurückkommt und Sie mit seiner Tochter verheiratet findet.

Oberst vor sich. Ich möchte rasend werden!

Champagne. Und der Bräutigam von Toulon, der mit ihm angezogen kommt, und einen andern in seinem Neste findet — das ist himmlisch!

Oberst. Zum Entzücken!

Champagne. Und wem haben Sie alles das zu danken? Ihrem treuen Champagne!

Oberst. Dir? Wieso?

Champagne. Nun, wer sonst hat Ihnen denn den Rat gegeben, die Person Ihres Onkels zu spielen?

Oberst vor sich. Ha der Schurke!

Champagne. Aber das ist zum Erstaunen, wie Sie Ihrem Onkel doch so ähnlich sehen! Ich würde drauf schwören, er sei es selbst, wenn ich ihn nicht hundert Meilen weit von uns wüßte.

Oberst vor sich. Mein Schelm von Neffen macht einen schönen Gebrauch von meiner Gestalt.

Champagne. Nur ein wenig zu ältlich sehen Sie aus — Ihr Onkel ist ja ziemlich von Ihren Jahren, Sie hätten nicht nötig gehabt, sich so gar alt zu machen.

Oberst. Meinst du?

Champagne. Doch was tut's! Ist er doch nicht da, daß man eine Vergleichung anstellen könnte — Und ein Glück für uns, daß der Alte nicht da ist. Es würde uns schlecht bekommen, wenn er zurückkäme.

Oberst. Er ist zurückgekommen.

Champagne. Wie? Was?

Oberst. Er ist zurückgekommen, sag ich.

Champagne. Um Gotteswillen, und Sie stehen hier? Sie bleiben ruhig? Tun Sie, was Sie wollen — Helfen Sie sich, wie Sie können — ich suche das Weite.

Will fort.

Oberſt. Bleib, Schurke! zweifacher Halunke, bleib! Das alſo ſind deine ſchönen Erfindungen, Herr Schurke?

Champagne. Wie, gnädiger Herr, iſt das mein Dank?

Oberſt. Bleib, Halunke! Wahrlich meine Frau Hier macht Champagne eine Bewegung des Schreckens — iſt die Närrin nicht, für die ich ſie hielt — und einen ſolchen Schelmſtreich ſollte ich ſo hingehen laſſen — Nein, Gott verdamm mich, wenn ich nicht auf der Stelle meine volle Rache dafür nehme. — Es iſt noch nicht ſo ſpät. Ich eile zu meinem Notar. Ich bring ihn mit. Noch heute Nacht heiratet Lormeuil meine Tochter — Ich überraſche meinen Neffen — er muß mir den Heiratskontrakt ſeiner Baſe noch ſelbſt mit unterzeichnen — Und was dich betrifft, Halunke —

Champagne. Ich, gnädiger Herr, ich will mit unterzeichnen — ich will auf der Hochzeit mit tanzen, wenn Sie's befehlen.

Oberſt. Ja, Schurke, ich will dich tanzen machen! — Und die Quittung über die hundert Piſtolen, merk ich jetzt wohl, habe ich auch nicht der Ehrlichkeit des Wucherers zu verdanken. — Zu meinem Glück hat der Juwelier Bankerott gemacht — Mein Taugenichts von Neffe begnügte ſich nicht, ſeine Schulden mit meinem Gelde zu bezahlen, er macht auch noch neue auf meinen Kredit. — Schon gut! Er ſoll mir dafür bezahlen! — Und du, ehrlicher Geſell, rechne auf eine tüchtige Belohnung. — Es tut mir leid, daß ich meinen Stock nicht bei mir habe, aber aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben.

Ab.

Champagne. Ich falle aus den Wolken! Muß dieſer verwünſchte Onkel auch gerade jetzt zurückkommen und mir in den Weg laufen, recht ausdrücklich, um mich plaudern zu machen — Ich Eſel, daß ich ihm auch erzählen mußte — Ja, wenn ich noch wenigſtens ein Glas zu viel getrunken hätte — Aber ſo!

Zehnter Auftritt.

Champagne. Franz Dorsigny. Frau von Mirville.

Fr. v. Mirville kommt sachte hervor und spricht in die Szene zurück. Das Feld ist rein — du kannst heraus kommen — es ist niemand hier als Champagne.

Dorsigny tritt ein.

Champagne kehrt sich um und fährt zurück, da er ihn erblickt. Mein Gott, da kommt er schon wieder zurück! Jetzt wird's losgehen! Sich Dorsigny zu Füßen werfend. Barmherzigkeit, gnädiger Herr! Gnade — Gnade einem armen Schelm, der ja unschuldig — der es freilich verdient hätte —

Dorsigny. Was soll denn das vorstellen? Steh auf, ich will dir ja nichts zuleide tun.

Champagne. Sie wollen mir nichts tun, gnädiger Herr —

Dorsigny. Mein Gott, nein! Ganz im Gegenteil, ich bin recht wohl mit dir zufrieden, da du deine Rolle so gut gespielt hast.

Champagne erkennt ihn. Wie, Herr, sind Sie's?

Dorsigny. Freilich bin ich's.

Champagne. Ach Gott! Wissen Sie, daß Ihr Onkel hier ist?

Dorsigny. Ich weiß es. Was denn weiter?

Champagne. Ich hab ihn gesehen, gnädiger Herr. Ich hab ihn angeredet — ich dachte, Sie wären's, ich hab ihm alles gesagt, er weiß alles.

Fr. v. Mirville. Unsinniger! was hast du getan?

Champagne. Kann ich dafür! Sie sehen, daß ich eben jetzt den Neffen für den Onkel genommen — Ist's zu verwundern, daß ich den Onkel für den Neffen nahm?

Dorsigny. Was ist zu machen?

Fr. v. Mirville. Da ist jetzt kein anderer Rat, als auf der Stelle das Haus zu verlassen.

Dorsigny. Aber wenn er meine Cousine zwingt, den Lormeuil zu heiraten —

Fr. v. Mirville. Davon wollen wir morgen reden! Jetzt fort geschwind, da der Weg noch frei ist.

Sie führt ihn bis an die hintere Tür, eben da er hinaus will, tritt Lormeuil aus derselben herein, ihm entgegen, der ihn zurückhält und wieder vorwärts führt.

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Lormeuil.

Lormeuil. Sind Sie's? Ich suchte Sie eben.

Fr. v. Mirville heimlich zu Dorsigny. Es ist der Herr von Lormeuil. Er hält dich für den Onkel. Gib ihm so bald als möglich seinen Abschied.

Lormeuil zur Frau von Mirville. Sie verlassen uns, gnädige Frau?

Fr. v. Mirville. Verzeihen Sie, Herr von Lormeuil. Ich bin sogleich wieder hier.

Geht ab. Champagne folgt.

Zwölfter Auftritt.

Lormeuil. Franz Dorsigny.

Lormeuil. Sie werden sich erinnern, daß Sie mich mit Ihrer Fräulein Tochter vorhin allein gelassen haben?

Dorsigny. Ich erinnere mich's.

Lormeuil. Sie ist sehr liebenswürdig, ihr Besitz würde mich zum glücklichsten Manne machen.

Dorsigny. Ich glaub es.

Lormeuil. Aber ich muß Sie bitten, ihrer Neigung keinen Zwang anzutun.

Dorsigny. Wie ist das?

Lormeuil. Sie ist das liebenswürdigste Kind von der Welt, das ist gewiß! Aber Sie haben mir so oft von Ihrem Neffen Franz Dorsigny gesprochen — Er liebt Ihre Tochter!

Dorsigny. Ist das wahr?

Lormeuil. Wie ich Ihnen sage, und er wird wieder geliebt!

Dorsigny. Wer hat Ihnen das gesagt?

Lormeuil. Ihre Tochter selbst.

Dorsigny. Was ist aber da zu tun? — Was raten Sie mir, Herr von Lormeuil?

Lormeuil. Ein guter Vater zu sein.

Dorsigny. Wie?

Lormeuil. Sie haben mir hundertmal gesagt, daß Sie Ihren Neffen wie einen Sohn liebten — Nun denn! So geben Sie ihm Ihre Tochter, machen Sie Ihre beiden Kinder glücklich.

Dorsigny. Aber was soll denn aus Ihnen werden?

Lormeuil. Aus mir — Man will mich nicht haben, das ist freilich ein Unglück! Aber beklagen kann ich mich nicht darüber, da Ihr Neffe mir zuvor gekommen ist.

Dorsigny. Wie? Sie wären fähig zu entsagen?

Lormeuil. Ich halte es für meine Pflicht.

Dorsigny lebhaft. Ach, Herr von Lormeuil. Wie viel Dank bin ich Ihnen schuldig!

Lormeuil. Ich verstehe Sie nicht.

Dorsigny. Nein, nein, Sie wissen nicht, welch großen, großen Dienst Sie mir erzeigen — Ach, meine Sophie! Wir werden glücklich werden!

Lormeuil. Was ist das? Wie? das ist Herr von Dorsigny nicht — Wär's möglich —

Dorsigny. Ich habe mich verraten.

Lormeuil. Sie sind Dorsigny der Neffe? Ja, Sie sinds — Nun, Sie habe ich zwar nicht hier gesucht, aber ich freue mich, Sie zu sehen. — Zwar sollte ich billig auf Sie böse sein wegen der drei Degenstiche, die Sie mir so großmütig in den Leib geschickt haben —

Dorsigny. Herr von Lormeuil!

Lormeuil. Zum Glück sind sie nicht tödlich, also mag's gut sein! Ihr Herr Onkel hat mir sehr viel Gutes von Ihnen gesagt, Herr von Dorsigny, und, weit entfernt, mit Ihnen Händel anfangen zu wollen, biete ich Ihnen von Herzen meine Freundschaft an und bitte um die Ihrige.

Dorsigny. Herr von Lormeuil!

Lormeuil. Also zur Sache, Herr von Dorsigny — Sie lieben Ihre Cousine und haben vollkommen Ursache dazu. Ich verspreche Ihnen, allen meinen Einfluß bei dem Obersten anzuwenden, daß sie Ihnen zuteil wird — Dagegen verlange ich aber, daß Sie auch Ihrerseits mir einen wichtigen Dienst erzeigen.

Dorsigny. Reden Sie! Fordern Sie! Sie haben sich ein heiliges Recht auf meine Dankbarkeit erworben.

Lormeuil. Sie haben eine Schwester, Herr von Dorsigny. Da Sie aber für niemand Augen haben als für Ihre Base, so bemerken Sie vielleicht nicht, wie sehr Ihre Schwester liebenswürdig ist — Ich aber — ich habe es recht gut bemerkt — und daß ich's kurz mache — Frau von Mirville verdient die Huldigung eines jeden! Ich habe sie gesehen und ich —

Dorsigny. Sie lieben sie! Sie ist die Ihre! Zählen Sie auf mich — Sie soll Ihnen bald gut sein, wenn sie es nicht schon jetzt ist — dafür steh ich. Wie sich doch alles so glücklich fügen muß! — Ich gewinne einen Freund, der mir behülflich sein will, meine Geliebte zu besitzen, und ich bin imstand, ihn wieder glücklich zu machen.

Lormeuil. Das steht zu hoffen, aber so ganz ausgemacht ist es doch nicht — Hier kommt Ihre Schwester! Frisch, Herr von Dorsigny — Sprechen Sie für mich! Führen Sie meine Sache! Ich will bei dem Onkel die Ihrige führen.

Ab.

Dorsigny. Das ist ein herrlicher Mensch, dieser Lormeuil! Welche glückliche Frau wird meine Schwester!

Dreizehnter Auftritt.

Frau von Mirville. Franz Dorsigny.

Fr. v. Mirville. Nun wie steht's, Bruder?

Dorsigny. Du hast eine Eroberung gemacht, Schwester! Der Lormeuil ist Knall und Fall sterblich in dich verliebt worden. Eben hat er mir das Geständnis getan, weil er glaubte mit dem Onkel zu reden! — Ich sagte ihm aber, diese Gedanken sollte er sich nur vergehen lassen — du hättest das Heiraten auf immer verschworen — Ich habe recht getan, nicht?

Fr. v. Mirville. Allerdings — aber — du hättest eben nicht gebraucht, ihn auf eine so rauhe Art abzuweisen. Der arme Junge ist schon übel genug daran, daß er bei Sophien durchfällt.

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Champagne.

Champagne. Nun, gnädiger Herr! machen Sie, daß Sie fortkommen. Die Tante darf Sie nicht mehr hier antreffen, wenn sie zurückkommt —

Dorsigny. Nun, ich gehe! Bin ich doch nun gewiß, daß mir Lormeuil die Cousine nicht wegnimmt.

Ab mit Frau von Mirville.

Fünfzehnter Auftritt.

Champagne allein.

Da bin ich nun allein! — Freund Champagne, du bist ein Dummkopf, wenn du deine Unbesonnenheit von vorhin nicht gut machst — Dem Onkel die ganze Karte zu verraten! Aber laß sehen! Was ist da zu machen? — Entweder den Onkel oder den Bräutigam müssen wir uns auf die nächsten zwei Tage vom Halse schaffen, sonst geht's nicht — Aber wie, Teufel, ist's

da anzufangen? — Wart — Laß ſehen — Nachſinnend. Mein Herr und dieſer Herr von Lormeuil ſind zwar als ganz gute Freunde auseinander gegangen, aber es hätte doch Händel zwiſchen ihnen ſetzen können! Können, das iſt mir genug! Davon laßt uns ausgehen — Ich muß als ein guter Diener Unglück verhüten! Nichts als redliche Beſorgnis für meinen Herrn — Alſo gleich zur Polizei! Man nimmt ſeine Maßregeln, und iſt's dann meine Schuld, wenn ſie den Onkel für den Neffen nehmen? — Wer kann für die Aehnlichkeit — Das Wageſtück iſt groß, groß, aber ich wag's. Mißlingen kann's nicht, und wenn auch — Es kann nicht mißlingen — Im äußerſten Fall bin ich gedeckt! Ich habe nur meine Pflicht beobachtet! Und mag dann der Onkel gegen mich toben, ſo viel er will — Ich verſtecke mich hinter den Neffen, ich verhelf ihm zu ſeiner Braut, er muß erkenntlich ſein — Friſch, Champagne, ans Werk — hier iſt Ehre einzulegen.

Geht ab.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Oberſt Dorſigny kommt. Gleich darauf Lormeuil.

Oberſt. Muß der Teufel auch dieſen Notar gerade heute zu einem Nachteſſen führen! Ich hab ihm ein Billett dort gelaſſen, und mein Herr Neffe hatte ſchon vorher die Mühe auf ſich genommen.

Lormeuil kommt. Für diesmal denke ich doch wohl den Onkel vor mir zu haben und nicht den Neffen.

Oberſt. Wohl bin ich's ſelbſt! Sie dürfen nicht zweifeln.

Lormeuil. Ich habe Ihnen viel zu ſagen, Herr von Dorſigny.

Oberſt. Ich glaub es wohl, guter Junge. Du wirſt raſend ſein für Zorn — Aber keine Gewalttätigkeit, lieber Freund, ich

bitte darum! – Denken Sie daran, daß der, der Sie beleidigt hat, mein Neffe ist – Ihr Ehrenwort verlang ich, daß Sie es mir überlassen wollen, ihn dafür zu strafen.

Lormeuil. Aber so erlauben Sie mir –

Oberst. Nichts erlaub ich! Es wird nichts daraus! – So seid ihr jungen Leute! Ihr wißt keine andere Art Unrecht gut zu machen, als daß ihr einander die Hälse brecht.

Lormeuil. Das ist aber ja nicht mein Fall. Hören Sie doch nur.

Oberst. Mein Gott! Ich weiß ja! Bin ich doch auch jung gewesen! – Aber laß dich das alles nicht anfechten, guter Junge! du wirst doch mein Schwiegersohn. Du wirst's – dabei bleibt's!

Lormeuil. Ihre Güte – Ihre Freundschaft erkenn ich mit dem größten Dank – Aber, so wie die Sachen stehen –

Oberst lauter. Nichts! Kein Wort mehr!

Zweiter Auftritt.

Champagne mit zwei Unteroffizieren. Vorige.

Champagne zu diesen. Sehen Sie's, meine Herren? Sehen Sie's? Eben wollten sie an einander geraten.

Lormeuil. Was suchen diese Leute bei uns?

Erster Unteroffizier. Ihre ganz gehorsamen Diener, meine Herren! Habe ich nicht die Ehre, mit Herrn von Dorsigny zu sprechen?

Oberst. Dorsigny heiß ich.

Champagne. Und dieser hier ist Herr von Lormeuil?

Lormeuil. Der bin ich, ja. Aber was wollen die Herren von mir?

Zweiter Unteroffizier. Ich werde die Ehre haben, Euer Gnaden zu begleiten.

Lormeuil. Mich zu begleiten? Wohin! Es fällt mir gar nicht ein, ausgehen zu wollen.

Erſter Unteroffizier zum Oberſt. Und ich, gnädiger Herr, bin beordert, Ihnen zur Eskorte zu dienen.

Oberſt. Aber wohin will mich der Herr eskortieren?

Erſter Unteroffizier. Das will ich Ihnen ſagen, gnädiger Herr. Man hat in Erfahrung gebracht, daß Sie auf dem Sprung ſtünden, ſich mit dieſem Herrn zu ſchlagen, und damit nun —

Oberſt. Mich zu ſchlagen! Und weswegen denn?

Erſter Unteroffizier. Weil Sie Nebenbuhler ſind — weil Sie beide das Fräulein von Dorſigny lieben. Dieſer Herr hier iſt der Bräutigam des Fräuleins, den ihr der Vater beſtimmt hat — und Sie, gnädiger Herr, ſind ihr Couſin und ihr Liebhaber — Oh, wir wiſſen alles!

Lormeuil. Sie ſind im Irrtum, meine Herren.

Oberſt. Wahrlich, Sie ſind an den Unrechten gekommen.

Champagne zu den Wachen. Friſch zu! Laſſen Sie ſich nichts weiß machen, meine Herren! zu Herrn von Dorſigny. Lieber gnädiger Herr! Werfen Sie endlich Ihre Maske weg! Geſtehen Sie, wer Sie ſind, geben Sie ein Spiel auf, wobei Sie nicht die beſte Rolle ſpielen.

Oberſt. Wie, Schurke, das iſt wieder ein Streich von dir —

Champagne. Ja, gnädiger Herr, ich hab es ſo veranſtaltet, ich leugn es gar nicht — ich rühme mich deſſen! — Die Pflicht eines rechtſchaffenen Dieners habe ich erfüllt, da ich Unglück verhütete.

Oberſt. Sie können mir's glauben, meine Herren! der, den Sie ſuchen, bin ich nicht, ich bin ſein Onkel.

Erſter Unteroffizier. Sein Onkel? Gehn Sie doch! Sie gleichen dem Herrn Onkel außerordentlich, ſagt man, aber uns ſoll dieſe Aehnlichkeit nicht betrügen.

Oberſt. Aber ſehen Sie mich doch nur recht an! Ich habe ja eine Perücke, und mein Neffe trägt ſein eigenes Haar.

Erſter Unteroffizier. Ja ja, wir wiſſen recht gut, warum Sie die Tracht Ihres Herrn Onkels angenommen — das Stückchen war ſinnreich, es tut uns leid, daß es nicht beſſer geglückt iſt.

Oberſt. Aber mein Herr, ſo hören Sie doch nur an —

Erſter Unteroffizier. Ja, wenn wir jeden anhören wollten, den wir feſtzunehmen beordert ſind — wir würden nie von der Stelle kommen — Belieben Sie uns zu folgen, Herr von Dorſigny. Die Poſtchaiſe hält vor der Tür und erwartet uns.

Oberſt. Wie? Was? Die Poſtchaiſe?

Erſter Unteroffizier. Ja Herr! Sie haben Ihre Garniſon heimlich verlaſſen! Wir ſind beordert, Sie ſtehenden Fußes in den Wagen zu packen und nach Straßburg zurückzubringen.

Oberſt. Und das iſt wieder ein Streich von dieſem verwünſchten Taugenichts! Ha Lotterbube!

Champagne. Ja, gnädiger Herr, es iſt meine Veranſtaltung — Sie wiſſen, wie ſehr ich dawider war, daß Sie Straßburg ohne Urlaub verließen.

Oberſt hebt den Stock auf. Nein, ich halte mich nicht mehr —

Beide Unteroffiziere. Mäßigen Sie ſich, Herr von Dorſigny!

Champagne. Halten Sie ihn, meine Herren, ich bitte — das hat man davon, wenn man Undankbare verpflichtet. Ich rette vielleicht Ihr Leben, da ich dieſem unſeligen Duell vorbeuge, und zum Dank hätten Sie mich tot gemacht, wenn dieſe Herren nicht ſo gut geweſen wären, es zu verhindern.

Oberſt. Was iſt hier zu tun, Lormeuil?

Lormeuil. Warum berufen Sie ſich nicht auf die Perſonen, die Sie kennen müſſen?

Oberſt. An wen, zum Teufel! ſoll ich mich wenden? Meine Frau, meine Tochter ſind ausgegangen — meine Nichte iſt vom Komplott — die ganze Welt iſt behext.

Lormeuil. So bleibt nichts übrig, als in Gottes Namen nach Straßburg zu reiſen, wenn dieſe Leute nicht mit ſich reden laſſen.

Oberſt. Das wäre aber ganz verwünſcht —

Erſter Unteroffizier zu Champagne. Sind Sie aber auch ganz gewiß, daß es der Neffe iſt?

Champagne. Freilich! Freilich! Der Onkel iſt weit weg — Nur Stand gehalten! Nicht gewankt!

Dritter Auftritt.

Ein Poſtillon. Vorige.

Poſtillon betrunken. He! Holla! Wird's bald, ihr Herrn? Meine Pferde ſtehen ſchon eine Stunde vor dem Hauſe, und ich bin nicht des Wartens wegen da.

Oberſt. Was will der Burſch?

Erſter Unteroffizier. Es iſt der Poſtillon, der Sie fahren ſoll.

Poſtillon. Sieh doch! Sind Sie's, Herr Hauptmann, der abreiſt — Sie haben kurze Geſchäfte hier gemacht — Heute Abend kommen Sie an, und in der Nacht geht's wieder fort.

Oberſt. Woher weißt denn du? —

Poſtillon. Ei! Ei! War ich's denn nicht, der Sie vor etlichen Stunden an der Hintertür dieſes Hauſes abſetzte? Sie ſehen, mein Kapitän, daß ich Ihr Geld wohl angewendet — ja, ja wenn mir einer was zu vertrinken gibt, ſo erfüll ich gewiſſenhaft und redlich die Abſicht.

Oberſt. Was ſagſt du, Kerl? Mich hätteſt du gefahren? Mich?

Poſtillon. Sie, Herr! — Ja doch, beim Teufel, und da ſteht ja Ihr Bedienter, der den Vorreuter machte — Gott grüß dich, Gaudieb! — Eben der hat mir's ja im Vertrauen geſteckt, daß Sie ein Herr Hauptmann ſeien und von Straßburg heimlich nach Paris gingen —

Oberſt. Wie, Schurke? Ich wäre das geweſen?

Poſtillon. Ja Sie! Und der auf dem ganzen Wege laut mit ſich ſelbſt ſprach und an einem fort rief: Meine Sophie! Mein liebes Bäschen! Mein engliſches Couſinchen! — Wie? haben Sie das ſchon vergeſſen?

Champagne zum Oberst. Ich bin's nicht, gnädiger Herr, der ihm diese Worte in den Mund legt — Wer wird aber auch auf öffentlicher Poststraße so laut von seiner Gebieterin reden?

Oberst. Es ist beschlossen, ich seh's, ich soll nach Straßburg um der Sünden meines Neffen willen —

Erster Unteroffizier. Also, mein Herr Hauptmann —

Oberst. Also, mein Herr Geleitsmann, also muß ich freilich mit Ihnen fort, aber ich kann Sie versichern, sehr wider meinen Willen.

Erster Unteroffizier. Das sind wir gewohnt, mein Kapitän, die Leute wider ihren Willen zu bedienen.

Oberst. Du bist also mein Bedienter?

Champagne. Ja, gnädiger Herr.

Oberst. Folglich bin ich dein Gebieter.

Champagne. Das versteht sich.

Oberst. Ein Bedienter muß seinem Herrn folgen — du gehst mit mir nach Straßburg.

Champagne vor sich. Verflucht!

Postillon. Das versteht sich — Marsch!

Champagne. Es tut mir leid, Sie zu betrüben, gnädiger Herr — Sie wissen, wie groß meine Anhänglichkeit an Sie ist — ich gebe Ihnen eine starke Probe davon in diesem Augenblick — aber Sie wissen auch, wie sehr ich mein Weib liebe. Ich habe sie heute nach einer langen Trennung wieder gesehen! Die arme Frau bezeigte eine so herzliche Freude über meine Zurückkunft, daß ich beschlossen habe, sie nie wieder zu verlassen und meinen Abschied von Ihnen zu begehren. Sie werden sich erinnern, daß Sie mir noch von drei Monaten Gage schuldig sind.

Oberst. Dreihundert Stockprügel bin ich dir schuldig, Bube!

Erster Unteroffizier. Herr Kapitän, Sie haben kein Recht, diesen ehrlichen Diener wider seinen Willen nach Straßburg mitzunehmen — und wenn Sie ihm noch Rückstand schuldig sind —

Oberſt. Nichts, keinen Heller bin ich ihm ſchuldig.

Erſter Unteroffizier. So iſt das kein Grund, ihn mit Prügeln abzulohnen.

Lormeuil. Ich muß ſehen, wie ich ihm heraus helfe — wenn es nicht anders iſt — In Gottes Namen, reiſen Sie ab, Herr von Dorſigny — Zum Glück bin ich frei, ich habe Freunde, ich eile, ſie in Bewegung zu ſetzen, und bringe Sie zurück, eh es Tag wird.

Oberſt. Und ich will den Poſtillon dafür bezahlen, daß er ſo langſam fährt als möglich, damit Sie mich noch einholen können — Zum Poſtillon. Hier, Schwager! Vertrink das auf meine Geſundheit — aber du mußt mich fahren —

Poſtillon treuherzig. Daß die Pferde dampfen.

Oberſt. Nicht doch! Nein, ſo mein ich's nicht —

Poſtillon. Ich will Sie fahren, wie auf dem Herweg! Als ob der Teufel Sie davon führte.

Oberſt. Hol der Teufel dich ſelbſt, du verdammter Trunkenbold. Ich ſage dir ja —

Poſtillon. Sie haben's eilig! Ich auch! Sein Sie ganz ruhig! Fort ſoll's gehen, daß die Funken hinausfliegen.

Ab.

Oberſt ihm nach. Der Kerl macht mich raſend! Warte doch, höre!

Lormeuil. Beruhigen Sie ſich. Ihre Reiſe ſoll nicht lange dauern.

Oberſt. Ich glaube, die ganze Hölle iſt heute losgelaſſen.

Geht ab. Der erſte Unteroffizier folgt.

Lormeuil zum zweiten. Kommen Sie, mein Herr, folgen Sie mir, weil es Ihnen ſo befohlen iſt — aber ich ſage Ihnen vorher, ich werde Ihre Beine nicht ſchonen! Und wenn Sie ſich Rechnung gemacht haben, dieſe Nacht zu ſchlafen, ſo ſind Sie garſtig betrogen, denn wir werden immer auf den Straßen ſein.

Zweiter Unteroffizier. Nach Ihrem Gefallen, gnädiger

Herr — Zwingen Sie sich ganz und gar nicht — Ihr Diener, Herr Champagne.

Lormeuil und der zweite Unteroffizier ab.

Vierter Auftritt.

Champagne. Dann Frau von Mirville.

Champagne allein. Sie sind fort — Glück zu, Champagne! Der Sieg ist unser! Jetzt frisch ans Werk, daß wir die Heirat noch in dieser Nacht zustande bringen — Da kommt die Schwester meines Herrn, ihr kann ich alles sagen.

Fr. v. Mirville. Ah, bist du der Champagne? Weißt du nicht, wo der Onkel ist?

Champagne. Auf dem Weg nach Straßburg.

Fr. v. Mirville. Wie? Was? Erkläre dich!

Champagne. Recht gern, Ihr Gnaden. Sie wissen vielleicht nicht, daß mein Herr und dieser Lormeuil einen heftigen Zank zusammen gehabt haben.

Fr. v. Mirville. Ganz im Gegenteil. Sie sind als die besten Freunde geschieden, das weiß ich.

Champagne. Nun, so habe ich's aber nicht gewußt. Und in der Hitze meines Eifers ging ich hin, mir bei der Polizei Hülfe zu suchen. Ich komme her mit zwei Sergeanten, davon der eine Befehl hat, dem Herrn von Lormeuil an der Seite zu bleiben, der andere, meinen Herrn nach Straßburg zurückzubringen. — Nun reitet der Teufel diesen verwünschten Sergeanten, daß er den Onkel für den Neffen nimmt, ihn beinahe mit Gewalt in die Kutsche packt, und fort mit ihm, jagst du nicht, so gilt's nicht, nach Straßburg!

Fr. v. Mirville. Wie, Champagne! du schickst meinen Onkel anstatt meines Bruders auf die Reise? Nein, das kann nicht dein Ernst sein.

Champagne. Um Vergebung, es ist mein voller Ernst — Das Elsaß ist ein scharmantes Land, der Herr Oberst haben sich

noch nicht darin umgeſehen, und ich verſchaffe ihnen dieſe kleine Ergötzlichkeit.

Fr. v. Mirville. Du kannſt noch ſcherzen? Was macht aber der Herr von Lormeuil?

Champagne. Er führt ſeinen Sergeanten in der Stadt ſpazieren.

Fr. v. Mirville. Der arme Junge! Er verdient wohl, daß ich Anteil an ihm nehme.

Champagne. Nun, gnädige Frau! Ans Werk! Keine Zeit verloren! Wenn mein Herr ſeine Couſine nur erſt geheiratet hat, ſo wollen wir den Onkel zurückholen. Ich ſuche meinen Herrn auf, ich bringe ihn her, und wenn nur Sie uns beiſtehen, ſo muß dieſe Nacht alles richtig werden.

Ab.

Fünfter Auftritt.

Frau von Mirville. Dann Frau von Dorſigny. Sophie.

Fr. v. Mirville. Das iſt ein verzweifelter Bube, aber er hat ſeine Sache ſo gut gemacht, daß ich mich mit ihm verſtehen muß — Hier kommt meine Tante, ich muß ihr die Wahrheit verbergen.

Fr. v. Dorſigny. Ach, liebe Nichte! Haſt du deinen Onkel nicht geſehen?

Fr. v. Mirville. Wie? Hat er denn nicht Abſchied von Ihnen genommen?

Fr. v. Dorſigny. Abſchied! Wie?

Fr. v. Mirville. Ja, er iſt fort.

Fr. v. Dorſigny. Er iſt fort? Seit wann?

Fr. v. Mirville. Dieſen Augenblick.

Fr. v. Dorſigny. Das begreif ich nicht. Er wollte ja erſt gegen eilf Uhr wegfahren. Und wo iſt er denn hin, ſo eilig?

Fr. v. Mirville. Das weiß ich nicht. Ich ſah ihn nicht abreiſen — Champagne erzählte mir's.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Franz Dorsigny in seiner eigenen Uniform und ohne Perücke. Champagne.

Champagne. Da ist er, Ihr Gnaden, da ist er!

Fr. v. Dorsigny. Wer? Mein Mann?

Champagne. Nein, nicht doch! mein Herr, der Herr Hauptmann.

Sophie ihm entgegen. Lieber Vetter!

Champagne. Ja, er hatte wohl recht, zu sagen, daß er mit seinem Brief zugleich eintreffen werde.

Fr. v. Dorsigny. Mein Mann reist ab, mein Neffe kommt an! Wie schnell sich die Begebenheiten drängen!

Dorsigny. Seh ich Sie endlich wieder, beste Tante! Ich komme voll Unruhe und Erwartung —

Fr. v. Dorsigny. Guten Abend, lieber Neffe!

Dorsigny. Welcher frostige Empfang?

Fr. v. Dorsigny. Ich bin herzlich erfreut, dich zu sehen. Aber mein Mann —

Dorsigny. Ist dem Onkel etwas zugestoßen?

Fr. v. Mirville. Der Onkel ist heute Abend von einer großen Reise zurückgekommen, und in diesem Augenblick verschwindet er wieder, ohne daß wir wissen, wo er hin ist.

Dorsigny. Das ist ja sonderbar!

Champagne. Es ist ganz zum Erstaunen!

Fr. v. Dorsigny. Da ist ja Champagne! Der kann uns allen aus dem Traume helfen.

Champagne. Ich, gnädige Frau?

Fr. v. Mirville. Ja, du! Mit dir allein hat der Onkel ja gesprochen, wie er abreiste.

Champagne. Das ist wahr! Mit mir allein hat er gesprochen.

Dorsigny. Nun, so sage nur! Warum verreiste er so plötzlich.

Champagne. Warum? Ei er mußte wohl! Er hatte ja Befehl dazu von der Regierung.

Fr. v. Dorſigny. Was?

Champagne. Er hat einen wichtigen geheimen Auftrag, der die größte Eilfertigkeit erfordert – der einen Mann erfordert – einen Mann – Ich ſage nichts mehr! Aber Sie können ſich etwas darauf einbilden, gnädige Frau, daß die Wahl auf den Herrn gefallen iſt.

Fr. v. Mirville. Allerdings! Eine ſolche Auszeichnung ehrt die ganze Familie!

Champagne. Euer Gnaden begreifen wohl, daß er ſich da nicht lange mit Abſchiednehmen aufhalten konnte. Champagne, ſagte er zu mir, ich gehe in wichtigen Staatsangelegenheiten nach – nach Sankt Petersburg. Der Staat befiehlt – ich muß gehorchen – beim erſten Poſtwechſel ſchreib ich meiner Frau – was übrigens die Heirat zwiſchen meinem Neffen und meiner Tochter betrifft – ſo weiß ſie, daß ich vollkommen damit zufrieden bin.

Dorſigny. Was hör ich! Mein lieber Onkel ſollte –

Champagne. Ja, gnädiger Herr! Er willigt ein! – Ich gebe meiner Frau unumſchränkte Vollmacht, ſagte er, alles zu beendigen, und ich hoffe, bei meiner Zurückkunft, unſere Tochter als eine glückliche Frau zu finden.

Fr. v. Dorſigny. Und ſo reiſte er allein ab?

Champagne. Allein? Nicht doch! Er hatte noch einen Herrn bei ſich, der nach etwas recht vornehmem ausſah –

Fr. v. Dorſigny. Ich kann mich gar nicht drein finden.

Fr. v. Mirville. Wir wiſſen ſeinen Wunſch! Man muß dahin ſehen, daß er ſie als Mann und Frau findet bei ſeiner Zurückkunft.

Sophie. Seine Einwilligung ſcheint mir nicht im geringſten zweifelhaft, und ich trage gar kein Bedenken, den Vetter auf der Stelle zu heiraten.

Fr. v. Dorſigny. Aber ich trage Bedenken – und will ſeinen erſten Brief noch abwarten.

Champagne. Da sind wir nun schön gefördert, daß wir den Onkel nach Petersburg schicken.

Dorsigny. Aber, beste Tante! –

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Der Notarius.

Notar tritt zwischen Dorsigny und seine Tante. Ich empfehle mich der ganzen hochgeneigten Gesellschaft zu Gnaden.

Fr. v. Dorsigny. Sieh da, Herr Gaspar, der Notar unsers Hauses.

Notar. Zu Dero Befehl, gnädige Frau. Es beliebte Dero Herrn Gemahl, sich in mein Haus zu verfügen.

Fr. v. Dorsigny. Wie? Mein Mann wäre vor seiner Abreise noch bei Ihnen gewesen?

Notar. Vor Dero Abreise! Was Sie mir sagen! Sieh, sieh doch, darum hatten es der gnädige Herr so eilig und wollten mich gar nicht in meinem Hause erwarten. Dieses Billett ließen mir Hochdieselben zurück – Belieben Ihro Gnaden es zu durchlesen. Reicht der Frau von Dorsigny das Billett.

Champagne leise zu Dorsigny. Da ist der Notar, den Ihr Onkel bestellt hat.

Dorsigny. Ja, wegen Lormeuils Heirat.

Champagne. Wenn wir ihn zu der Ihrigen brauchen könnten.

Dorsigny. Still! hören wir, was er schreibt!

Fr. v. Dorsigny liest. „Haben Sie die Güte, mein Herr, sich noch diesen Abend in mein Haus zu bemühen und den Ehekontrakt mitzubringen, den Sie für meine Tochter aufgesetzt haben. Ich habe meine Ursachen, diese Heirat noch in dieser Nacht abzuschließen – Dorsigny."

Champagne. Da haben wir's schwarz auf weiß! Nun wird die gnädige Frau doch nicht mehr an der Einwilligung des Herrn Onkels zweifeln?

Sophie. Es ist also gar nicht nötig, daß der Papa Ihnen schreibt, liebe Mutter, da er diesem Herrn geschrieben hat.

Fr. v. Dorsigny. Was denken Sie von der Sache, Herr Gaspar?

Notar. Nun, dieser Brief wäre deutlich genug, dächt ich.

Fr. v. Dorsigny. In Gottes Namen, meine Kinder! Seid glücklich! gebt euch die Hände, weil doch mein Mann selbst den Notar herschickt.

Dorsigny. Frisch, Champagne! Einen Tisch, Feder und Tinte, wir wollen gleich unterzeichnen.

Achter Auftritt.

Oberst Dorsigny. Valcour. Vorige.

Fr. v. Mirville. Himmel! Der Onkel!

Sophie. Mein Vater!

Champagne. Führt ihn der Teufel zurück?

Dorsigny. Jawohl der Teufel! Dieser Valcour ist mein böser Genius.

Fr. v. Dorsigny. Was seh ich! Mein Mann!

Valcour *den ältern Dorsigny präsentierend.* Wie schätz' ich mich glücklich, einen geliebten Neffen in den Schoß seiner Familie zurückführen zu können! *Wie er den jüngern Dorsigny gewahr wird.* Wie Teufel, da bist du ja — *Sich zum ältern Dorsigny wendend.* Und wer sind Sie denn, mein Herr.

Oberst. Sein Onkel, mein Herr.

Dorsigny. Aber erkläre mir, Valcour —

Valcour. Erkläre du mir selbst! Ich bringe in Erfahrung, daß eine Ordre ausgefertigt sei, dich nach deiner Garnison zurückzuschicken — Nach unsäglicher Mühe erlange ich, daß sie widerrufen wird — ich werfe mich aufs Pferd, ich erreiche noch bald genug die Postchaise, wo ich dich zu finden glaubte, und finde auch wirklich —

Oberſt. Ihren gehorſamen Diener, fluchend und tobend über einen verwünſchten Poſtknecht, dem ich Geld gegeben hatte, um mich langſam zu fahren, und der mich wie ein Sturmwind davon führte.

Valcour. Dein Herr Onkel findet es nicht für gut, mich aus meinem Irrtum zu reißen, die Poſtchaiſe lenkt wieder um, nach Paris zurück, und da bin ich nun. — Ich hoffe, Dorſigny, du kannſt dich nicht über meinen Eifer beklagen.

Dorſigny. Sehr verbunden, mein Freund, für die mächtigen Dienſte, die du mir geleiſtet haſt. Es tut mir nur leid um die unendliche Mühe, die du dir gegeben haſt.

Oberſt. Herr von Valcour! Mein Neffe erkennt Ihre große Güte vielleicht nicht mit der gehörigen Dankbarkeit, aber rechnen Sie dafür auf die meinige.

Fr. v. Dorſigny. Sie waren alſo nicht unterwegs nach Rußland?

Oberſt. Was Teufel! ſollte ich in Rußland?

Fr. v. Dorſigny. Nun wegen der wichtigen Kommiſſion, die das Miniſterium Ihnen auftrug, wie Sie dem Champagne ſagten.

Oberſt. Alſo wieder der Champagne, der mich zu dieſem hohen Poſten befördert. Ich bin ihm unendlichen Dank ſchuldig, daß er ſo hoch mit mir hinaus will — Herr Gaſpar, Sie werden zu Hauſe mein Billett gefunden haben, es würde mir lieb ſein, wenn der Ehekontrakt noch dieſe Nacht unterzeichnet würde.

Notar. Nichts iſt leichter, gnädiger Herr! Wir waren eben im Begriff, dieſes Geſchäft auch in Ihrer Abweſenheit vorzunehmen.

Oberſt. Sehr wohl! Man verheiratet ſich zuweilen ohne den Vater, aber wie ohne den Bräutigam, daß iſt mir doch nie vorgekommen.

Fr. v. Dorſigny. Hier iſt der Bräutigam! Unſer lieber Neffe.

Dorſigny. Ja, beſter Onkel! Ich bins.

Oberſt. Mein Neffe iſt ein ganz hübſcher Junge, aber meine Tochter bekommt er nicht.

Fr. v. Dorſigny. Nun, wer ſoll ſie denn ſonſt bekommen?

Oberſt. Wer, fragen Sie? Zum Henker! Der Herr von Lormeuil ſoll ſie bekommen.

Fr. v. Dorſigny. Er iſt alſo nicht tot, der Herr von Lormeuil?

Oberſt. Nicht doch, Madam! Er lebt, er iſt hier, ſehen Sie ſich nur um, dort kommt er.

Fr. v. Dorſigny. Und wer iſt denn der Herr, der mit ihm iſt?

Oberſt. Das iſt ein Kammerdiener, den Herr Champagne beliebt hat, ihm an die Seite zu geben.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Lormeuil mit ſeinem Unteroffizier, der ſich im Hintergrunde des Zimmers niederſetzt.

Lormeuil zum Oberſten. Sie ſchicken alſo Ihren Onkel an Ihrer Statt nach Straßburg? Das wird Ihnen nicht ſo hingehen, mein Herr.

Oberſt. Sieh, ſieh doch! wenn du dich ja mit Gewalt ſchlagen willſt, Lormeuil, ſo ſchlage dich mit meinem Neffen und nicht mit mir.

Lormeuil erkennt ihn. Wie? Sind Sie's? Und wie haben Sie's gemacht, daß Sie ſo ſchnell zurückkommen?

Oberſt. Hier, bei dieſem Herrn von Valcour bedanken Sie ſich, der mich aus Freundſchaft für meinen Neffen ſpornſtreichs zurückholte.

Dorſigny. Ich begreife Sie nicht, Herr von Lormeuil! Wir waren ja als die beſten Freunde voneinander geſchieden — Haben Sie mir nicht ſelbſt, noch ganz kürzlich, alle Ihre Anſprüche auf die Hand meiner Couſine abgetreten?

Oberſt. Nichts! Nichts! Daraus wird nichts! Meine Frau meine Tochter, meine Nichte, mein Neffe, alle zuſammen ſollen mich nicht hindern, meinen Willen durchzuſetzen.

Lormeuil. Herr von Dorſigny! Mich freut's von Herzen, daß Sie von einer Reiſe zurück ſind, die Sie wider Ihren Willen angetreten — Aber wir haben gut reden und Heiratspläne ſchmieden, Fräulein Sophie wird darum doch Ihren Neffen lieben.

Oberſt. Ich verſtehe nichts von dieſem allem! Aber ich werde den Lormeuil nicht von Toulon nach Paris geſprengt haben, daß er als ein Junggeſell zurückkehren ſoll.

Dorſigny. Was das betrifft, mein Onkel — ſo ließe ſich vielleicht eine Auskunft treffen, daß Herr von Lormeuil keinen vergeblichen Weg gemacht hätte. — Fragen ſie meine Schweſter.

Fr. v. Mirville. Mich? Ich habe nichts zu ſagen.

Lormeuil. Nun ſo will ich denn reden — Herr von Dorſigny, Ihre Nichte iſt frei, bei der Freundſchaft, davon Sie mir noch heute einen ſo großen Beweis geben wollten, bitte ich Sie, verwenden Sie allen Ihren Einfluß bei Ihrer Nichte, daß ſie es übernehmen möge, Ihre Wortbrüchigkeit gegen mich gut zu machen.

Oberſt. Was? Wie? — Ihr ſollt ein Paar werden — Und dieſer Schelm, der Champagne, ſoll mir für alle zuſammen bezahlen.

Champagne. Gott ſoll mich verdammen, gnädiger Herr, wenn ich nicht ſelbſt zuerſt von der Aehnlichkeit betrogen wurde. — Verzeihen Sie mir die kleine Spazierfahrt, die ich Sie machen ließ, es geſchah meinem Herrn zum Beſten.

Oberſt zu beiden Paaren. Nun, ſo unterzeichnet!

Der Parasit
oder
die Kunst sein Glück zu machen

Personen:

Narbonne, Minister.
Madame Belmont, seine Mutter.
Charlotte, seine Tochter.
Selicour, La Roche, Firmin } Subalternen des Ministers.
Karl Firmin, des letztern Sohn, Leutnant.
Michel, Kammerdiener des Ministers.
Robineau, ein junger Bauer, Selicours Vetter.

Die Szene ist zu Paris in einem Vorgemach des Ministers.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Firmin der Vater und Karl Firmin.

Karl. Welch glücklicher Zufall — denken Sie doch, Vater! —
Firmin. Was ist's?
Karl. Ich habe sie wiedergefunden.
Firmin. Wen?
Karl. Charlotten. Seitdem ich in Paris bin, suchte ich sie an allen öffentlichen Plätzen vergebens — und das erstemal, daß ich zu Ihnen aufs Bureau komme, führt mein Glücksstern sie mir entgegen.

Firmin. Aber wie denn? –

Karl. Denken Sie doch nur! Dieſes herrliche Mädchen, das ich zu Kolmar im Haus ihrer Tante beſuchte – dieſe Charlotte, die ich liebe und ewig lieben werde – Sie iſt die Tochter! –

Firmin. Weſſen?

Karl. Ihres Prinzipals, des neuen Miniſters. – Ich kannte ſie immer nur unter dem Namen Charlotte.

Firmin. Sie iſt die Tochter –?

Karl. Des Herrn von Narbonne.

Firmin. Und du liebſt ſie noch?

Karl. Mehr als jemals, mein Vater! – Sie hat mich nicht erkannt, glaub ich, ich wollte ihr eben meine Verbeugung machen, als Sie hereintraten. – Und gut, daß Sie mich ſtörten! Denn was hätte ich ihr ſagen können! Meine Verwirrung mußte ihr ſichtbar werden und meine Gefühle verraten! – Ich beherrſche mich nicht mehr. Seit den ſechs Monaten, daß ich von ihr getrennt bin, iſt ſie mein einziger Gedanke – ſie iſt der Inhalt, die Seele meiner Gedichte – der Beifall, den man mir gezollt, ihr allein gebührt er; denn meine Liebe iſt der Gott, der mich begeiſtert.

Firmin. Ein Poet und ein Verliebter überredet ſich vieles, wenn er zwanzig Jahre alt iſt. – Auch ich habe in deinen Jahren meine Verſe und meine Zeit verloren. – Schade, daß über dem ſchönen Wahn des Lebens beſte Hälfte dahin geht. – Und wenn doch nur wenigſtens einige Hoffnung bei dieſer Liebe wäre – Aber nach etwas zu ſtreben, was man niemals erreichen kann! – Charlotte Narbonne iſt eines reichen und vornehmen Mannes Tochter – Unſer ganzer Reichtum iſt meine Stelle und deine Leutnantsgage.

Karl. Aber iſt das nicht ein wenig Ihre eigene Schuld, mein Vater? Verzeihen Sie! Mit Ihren Fähigkeiten, wornach könnten Sie nicht ſtreben! Wollten Sie ihren Wert geltend machen, Sie wären vielleicht ſelbſt Miniſter, anſtatt ſein Kommis zu

sein, und Ihr Sohn dürfte ungescheut seine Ansprüche zu Charlotten erheben.

Firmin. Dein Vater ist das größte Genie, wenn man dich hört! Laß gut sein, mein Sohn, ich weiß besser, was ich wert bin! Ich habe einige Uebung und bin zu brauchen — aber wie viele ganz andere Männer, als ich bin, bleiben im Dunkeln und sehen sich von unverschämten Glückspilzen verdrängt — Nein, mein Sohn! Laß uns nicht zu hoch hinaus wollen!

Karl. Aber auch nicht zu wenig auf uns halten! Wie? Sollten Sie nicht unendlich mehr wert sein, als dieser Selicour, Ihr Vorgesetzter — dieser aufgeblasene Hohlkopf, der unter dem vorigen Minister alles machte, der sich durch Niederträchtigkeiten in seine Gunst einschmeichelte, Stellen vergab, Pensionen erschlich, und der jetzt auch schon bei dem neuen Minister alles gilt, wie ich höre?

Firmin. Was hast du gegen diesen Selicour? Wird sein Geschäft nicht getan, wie es sein soll?

Karl. Ja, weil Sie ihm helfen. — Sie können nicht leugnen, daß Sie drei Vierteile seiner Arbeit verrichten.

Firmin. Man muß einander wechselseitig zu Gefallen sein. Versehe ich seine Stelle, so versieht er auch oft die meinige.

Karl. Ganz recht, darum sollten Sie an seinem Platze stehen und er an dem Ihren.

Firmin. Ich will keinen andern aus seinem Platze verdrängen und bin gern da, wo ich stehe, in der Dunkelheit.

Karl. Sie sollten so hoch streben, als Sie reichen können — daß Sie unter dem vorigen Minister sich in der Entfernung hielten, machte Ihrer Denkungsart Ehre, und ich bewunderte Sie darum nur desto mehr. — Sie fühlten sich zu edel, um durch die Gunst erlangen zu wollen, was Ihrem Verdienst gebührte. Aber Narbonne, sagt man, ist ein vortrefflicher Mann, der das Verdienst aufsucht, der das Gute will. Warum wollen Sie aus übertriebener Bescheidenheit auch jetzt noch der Unfähigkeit und Intrigue das Feld überlassen?

Firmin. Deine Leidenschaft verführt dich, Selicours Fehler und mein Verdienst zu übertreiben. — Sei es auch, daß Selicour für sein mittelmäßiges Talent zu hoch hinaus will, er ist redlich und meint es gut. Mag er seine Arbeit tun oder durch einen andern tun lassen — wenn sie nur getan wird! — Und gesetzt, er taugte weniger, tauge ich um dessentwillen mehr? Wächst mir ein Verdienst zu aus seinem Unwert? Ich habe mir bisher in meiner Verborgenheit ganz wohl gefallen und nach keinem höhern Ziel gestrebt. Soll ich in meinem Alter meine Gesinnung ändern? Mein Platz sei zu schlecht für mich! Immerhin! Weit besser, als wenn ich zu schlecht für meine Stelle wäre!

Karl. Und ich müßte also Charlotten entsagen!

Zweiter Auftritt.

La Roche. Beide Firmin.

Firmin. Kommt da nicht La Roche?

La Roche niedergeschlagen. Er selbst.

Firmin. So schwermütig? Was ist Ihnen begegnet?

La Roche. Sie gehen aufs Bureau! Wie glücklich sind Sie! — Ich — ich will den angenehmen Morgen genießen und auf dem Wall promenieren.

Firmin. La Roche! Was ist das? Sollten Sie nicht mehr —

La Roche zuckt die Achseln. Nicht mehr. — Mein Platz ist vergeben. Seit gestern Abend hab ich meinen Laufpaß erhalten.

Karl. Um Gottes willen!

La Roche. Meine Frau weiß noch nichts davon. Lassen Sie sich ja nichts gegen Sie merken. Sie ist krank, sie würde den Tod davon haben.

Karl. Sorgen Sie nicht. Von uns soll sie nichts erfahren.

Firmin. Aber sagen Sie mir, La Roche, wie —

La Roche. Hat man mir das Geringste vorzuwerfen? Ich will mich nicht selbst loben, aber ich kann ein Register halten,

meine Korreſpondenz führen, denk ich, ſo gut als ein anderer. Ich habe keine Schulden, gegen meine Sitten iſt nichts zu ſagen. — Auf dem Bureau bin ich der erſte, der kommt, und der letzte, der abgeht, und doch verabſchiedet!

Firmin. Wer Sie kennt, muß Ihnen das Zeugnis geben. —

Karl. Aber wer kann Ihnen dieſen ſchlimmen Dienſt geleiſtet haben.

La Roche. Wer? Es iſt ein Freundſchaftsdienſt von dem Selicour.

Karl. Iſts möglich?

La Roche. Ich hab es von guter Hand.

Firmin. Aber wie? —

La Roche. Der Selicour iſt aus meinem Ort, wie Sie wiſſen. Wir haben beide gleiches Alter. Sein bißchen Schreiben hat er von mir gelernt, denn mein Vater war Kantor in unſerm Dorf. Ich hab ihn in die Geſchäfte eingeführt. Zum Dank dafür ſchickt er mich jetzt fort, um, ich weiß nicht welchen, Vetter von dem Kammerdiener unſers neuen Miniſters in meinen Platz einzuſchieben.

Karl. Ein ſaubres Plänchen!

Firmin. Aber wäre da nicht noch Rat zu ſchaffen?

La Roche. Den erwart ich von Ihnen, Herr Firmin! — Zu Ihnen wollt ich mich eben wenden. — Sie denken rechtſchaffen. — Hören Sie! Um meine Stelle iſt mirs nicht zu tun, aber rächen will ich mich. Dieſer unverſchämte Bube, der gegen ſeine Obern ſo geſchmeidig, ſo kriechend iſt, glaubt einem armen Schlucker, wie ich bin, ungeſtraft ein Bein unterſchlagen zu können. — Aber nimm dich in acht, Freund Selicour! — Der verachtete Gegner ſoll dir ſehr ernſthafte Händel anrichten! — Und ſollt es mir meine Stelle, meine Verſorgung auf immer koſten — ich muß Rache haben! Für meine Freunde gehe ich ins Feuer, aber meine Feinde mögen an mich denken.

Firmin. Nicht doch, lieber La Roche! — Vergeben und vergeſſen iſt die Rache des braven Mannes.

La Roche. Keine Barmherzigkeit, Herr, mit den Schelmen! Schlechte Burſche zu entlarven iſt ein gutes, ein verdienſtliches Werk. Seine Stelle, das wiſſen Sie recht gut, gebührt von Gott und Rechts wegen Ihnen — und das aus mehr als einem Grund. Aber arbeitet, zerſchwitzt euch, laßts euch ſauer werden, ihr habt doch nur Zeit und Mühe umſonſt vergeudet! Wer fragt nach eurem Verdienſte? Wer bekümmert ſich darum? — Kriecht, ſchmeichelt, macht den Krummpuckel, ſtreicht den Katzenſchwanz, das empfiehlt ſeinen Mann! Das iſt der Weg zum Glück und zur Ehre! — So hats dieſer Selicour gemacht, und ihr ſeht, wie wohl er ſich dabei befindet!

Firmin. Aber tun Sie dem guten Manne nicht Unrecht, lieber La Roche?

La Roche. Ich ihm Unrecht! Nun, nun — ich will mich eben für keinen tiefen Menſchenkenner geben, aber dieſen Selicour, den ſeh ich durch! den hab ich — ich kenne mich ſelbſt nicht ſo gut, als ich den kenne. — Schon in der Schule ſah man, welch Früchtgen das geben würde! Das ſchwänzelte um den Lehrmeiſter herum und horchte und ſchmeichelte und wußte ſich fremdes Verdienſt zuzueignen, und ſeine Eier in fremde Neſter zu legen. Das erſchrak vor keiner Niederträchtigkeit, um ſich einzuſchmeicheln, einzuniſten. Als er älter ward, ging das alles ins Große. Bald ſpielte er den Heuchler, bald den Spaßmacher, wie's die Zeit heiſchte; mit jedem Winde wußte er zu ſegeln. Denken Sie nicht, daß ich ihn verleumde! Man weiß, wie es unter dem vorigen Miniſter zuging. — Nun, er iſt tot — ich will ihm nichts Böſes nachreden. — Aber wie wußte dieſer Selicour ſeinen Schwächen, ſeinen Laſtern durch die ſchändlichſten Kupplerdienſte zu ſchmeicheln! — Und kaum fällt der Miniſter, ſo iſt er der erſte, der ihn verläßt, der ihn verleugnet.

Karl. Aber wie kann er ſich bei dem neuen Herrn behaupten, der ein ſo würdiger Mann iſt?

La Roche. Wie? Mit Heucheln. Der weiß ſich nach ſeinen Leuten zu richten und ſeinen Charakter nach den Umſtänden zu

verändern. — Auch auf eine gute Handlung kommts ihm nicht an, wenn dabei etwas zu gewinnen iſt, ſo wenig, als auf ein Bubenſtück, wenn es zum Zwecke führt.

Karl. Aber Herr Narbonne hat einen durchdringenden Geiſt und wird ſeinen Mann bald ausgefunden haben.

La Roche. Das iſts eben, was er fürchtet. — Aber ſo leer ſein Kopf an allen nützlichen Kenntniſſen iſt, ſo reich iſt er an Kniffen. — So, zum Beiſpiel, ſpielt er den Ueberhäuften, den Geſchäftvollen und weiß dadurch jeder gründlichen Unterredung zu entſchlüpfen, wo ſeine Unwiſſenheit ans Licht kommen könnte. — Uebrigens trägt er ſich mit keinen kleinen Projekten, ich kenne ſie recht gut, ob er ſie gleich tief zu verbergen glaubt.

Firmin. Wieſo? Was ſind das für Projekte?

La Roche. Narbonne, der bei dem Gouvernement jetzt ſehr viel zu ſagen hat, ſucht eine fähige Perſon zu einem großen Geſandtſchaftspoſten. Er hat die Präſentation, wen er dazu empfiehlt, der iſts. Nun hat dieſer Narbonne auch eine einzige Tochter, ſiebzehn Jahre alt, ſchön und liebenswürdig und von unermeßlichem Vermögen. — Gelingts nun dem Selicour, in einem ſo hohen Poſten aus dem Land und dem hellſehenden Miniſter aus den Augen zu kommen, ſo kann er mit Hülfe eines geſchickten und diskreten Sekretärs ſeine Hohlköpfigkeit lange verbergen. — Kommt ſie aber auch endlich an den Tag, wie es nicht fehlen kann, was tut das alsdann dem Schwiegerſohn des Miniſters? Der Miniſter muß alſo zuerſt gewonnen werden, und da gibt man ſich nun die Miene eines geübten Diplomatikers. — Die Mutter des Miniſters iſt eine gute ſchwatzhafte Alte, die eine Kennerin ſein will und ſich viel mit der Muſik weiß. — Bei dieſer Alten hat er ſich eingeniſtet, hat ihr Charaden und Sonette vorgeſagt, ja und der Stümper hat die Dreiſtigkeit, ihr des Abends Arien und Lieder auf der Guitarre vorzuklimpern. — Das Fräulein hat Romane geleſen, bei ihr macht er den Empfindſamen, den Verliebten, und ſo iſt er der Liebling des ganzen Hauſes, von der Mutter gehätſchelt, von der Tochter geſchätzt.

Die Gesandtschaft ist ihm so gut als schon gewiß, und nächstens wird er um die Hand der Tochter anhalten.

Karl. Was hör ich! Er sollte die Kühnheit haben, sich um Charlotten zu bewerben?

La Roche. Die hat er, das können Sie mir glauben.

Karl. Charlotten, die ich liebe! die ich anbete!

La Roche. Sie lieben sie? Sie?

Firmin. Er ist ein Narr! Er ist nicht bei Sinnen! Hören Sie ihn nicht an!

La Roche. Was hör ich! Ists möglich? — Nein, nein, Herr Firmin! Diese Liebe ist ganz und gar keine Narrheit — wart — wart — die kann uns zu etwas führen. — Diese Liebe kommt mir erwünscht — die paßt ganz in meine Projekte!

Karl. Was träumt er?

La Roche. Dieser Selicour ist in die Luft gesprengt! In die Luft, sag ich. — Rein verloren! — In seinem Ehrgeiz soll ihn der Vater, in seiner Liebe soll ihn der Sohn aus dem Sattel heben.

Firmin. Aber ich bitte Sie —

La Roche. Laßt nur mich machen! Laßt mich machen, sag ich! Und über kurz oder lang sind Sie Ambassadeur, und Karl heiratet Fräulein Charlotten.

Karl. Ich Charlotten heiraten!

Firmin. Ich Ambassadeur!

La Roche. Nun! Nun! Warum nicht? Sie verdienten es besser, sollt ich meinen, als dieser Selicour.

Firmin. Lieber La Roche! Eh Sie uns andern so große Stellen verschaffen, dächte ich, Sie sorgten, Ihre eigne wieder zu erhalten.

Karl. Das gleicht unserm Freund! So ist er! Immer unternehmend! immer Plane schmiedend! Aber damit langt man nicht aus! Es braucht Gewandtheit und Klugheit zur Ausführung — und daß der Freund es so leicht nimmt, das hat ihm schon schwere Händel angerichtet!

La Roche. Es mag sein, ich verspreche vielleicht mehr, als ich halten kann. Aber alles, was ich sehe, belebt meine Hoffnung, und der Versuch kann nichts schaden. — Für mich selbst möchte ich um keinen Preis eine Intrigue spielen — aber diesen Selicour in die Luft sprengen, meinen Freunden einen Dienst zu leisten — das ist löblich, das ist köstlich, das macht mir ein himmlisches Vergnügen — und an dem Erfolg — an dem ist gar nicht zu zweifeln.

Firmin. Nicht zu zweifeln? So haben Sie Ihren Plan schon in Ordnung. —

La Roche. In Ordnung — Wie? Ich habe noch gar nicht daran gedacht, aber das wird sich finden, wird sich finden.

Firmin. Ei! — Ei! Dieser gefährliche Plan ist noch nicht weit gediehen, wie ich sehe.

La Roche. Sorgen Sie nicht — Ich werde mich mit Ehren herausziehn, dieser Selicour soll es mir nicht abgewinnen, das soll er nicht, dafür steh ich. — Was brauchts der Umwege? Ich gehe gerade zu, ich melde mich bei dem Minister, es ist nicht schwer bei ihm vorzukommen, er liebt Gerechtigkeit, er kann die Wahrheit vertragen. —

Firmin. Wie? Was? Sie hätten die Kühnheit? —

La Roche. Ei was! Ich bin nicht furchtsam. — Ich fürchte niemand. — Kurz und gut. — Ich — spreche den Minister — ich öffne ihm die Augen. — Er sieht, wie schändlich er betrogen ist — das ist das Werk einer halben Stunde — der Selicour muß fort, fort — mit Schimpf und Schande fort, und ich genieße den vollkommensten Triumph. — Ja, ich stehe nicht dafür, daß mich der arme Teufel nicht dauert, wenn er so mit Schande aus dem Hause muß. —

Karl. Was Sie tun, lieber La Roche! — Mich und meine Liebe lassen sie auf jeden Fall aus dem Spiel! — Ich hoffe nichts. — Ich darf meine Wünsche nicht so hoch erheben! — Aber für meinen Vater können Sie nie zu viel tun.

Firmin. Laß du mich für mich selbst antworten, mein Freund!

— Sie meinen es gut, lieber La Roche, aber der gute Wille geht mit der Ueberlegung durch. Was für ein luftiges Projekt ist's, das Sie sich ausgesonnen haben! Ein leeres Hirngespinst! — Und wäre der Erfolg eben so sicher, als er es nicht ist, so würde ich doch nie meine Stimme dazu geben. Diese glänzenden Stellen sind nicht für mich, und ich bin nicht für sie; Neigung und Schicksal haben mir eine bescheidenere Sphäre angewiesen. Warum soll ich mich verändern, wenn ich mich wohl befinde? Ich hoffe, der Staat wird mich nicht suchen, und ich bin zu stolz, um ein Amt zu betteln — noch viel mehr aber, um einen andern für mich betteln zu lassen. — Sorgen Sie also nur für sich selbst! Sie haben Freunde genug, es wird sich jeder gern für Sie verwenden.

La Roche. Ihr wollt also beide meine Dienste nicht? — Liegt nichts dran! Ich mache euer Glück, ihr mögt es wollen oder nicht!

Er geht ab.

Firmin. Er ist ein Narr. Aber ein guter, und sein Unfall geht mir zu Herzen.

Karl. Auch mich bedauern Sie, mein Vater! Ich bin unglücklicher als er! Ich werde meine Charlotte verlieren!

Firmin. Ich höre kommen — Es ist der Minister mit seiner Mutter — Laß uns gehen! — Ich will auch den Schein vermeiden, als ob ich mich ihm in den Weg gestellt hätte —

Gehen ab.

Dritter Auftritt.

Narbonne. Madame Belmont.

Mad. Belmont. War Herr Selicour schon bei dir?

Narbonne. Ich hab ihn heute noch nicht gesehen!

Mad. Belmont. Das mußt du doch gestehen, mein Sohn, daß du einen wahren Schatz in diesem Mann besitzest.

Narbonne. Er scheint sehr brav in seinem Fach! Und da

ich mich einmal von meinem ländlichen Aufenthalt in dieſe große Stadt und in einen ſo ſchwierigen Poſten verſetzt ſehe, wo es mit der Bücherweisheit keineswegs getan iſt, ſo muß ichs für ein großes Glück achten, daß ich einem Manne wie Selicour begegnete.

Mad. Belmont. Der alles verſteht — dem nichts fremd iſt! Geſchmack und Kenntnis — die geiſtreichſte Unterhaltung, die angenehmſten Talente. — Muſik, Malerei, Verſe, man frage wonach man will, er iſt in allem zu Hauſe.

Narbonne. Nun, und meine Tochter?

Mad. Belmont. Gut, daß du mich darauf bringſt. Sie hat ihre ſiebzehn Jahre, ſie hat Augen, dieſer Selicour hat ſo viele Vorzüge. — Und er iſt galant! Sein Ausdruck belebt ſich in ihrer Gegenwart. — Oh, es iſt mir nicht entgangen! Dieſe Delikateſſe, dieſe zarten Aufmerkſamkeiten, die er ihr beweiſt, ſind nur einen kleinen Schritt weit von der Liebe!

Narbonne. Nun, es wäre keine üble Partie für unſer Kind! Ich ſehe nicht auf die zufälligen Vorzüge der Geburt, hab ich nicht ſelbſt meinen Weg von unten auf gemacht? Und dieſer Selicour kann es mit ſeinem Geiſt, ſeinen Kenntniſſen, ſeiner Rechtſchaffenheit noch weit bringen. Ich habe ſelbſt ſchon bei einem ehrenvollen Poſten, wozu man einen tüchtigen und würdigen Mann ſucht, an ihn gedacht. — Nun! Ich will ſeine Fähigkeiten prüfen — zeigt er ſich, wie ich nicht zweifle, eines ſolchen Poſtens würdig und weiß er meiner Tochter zu gefallen, ſo werde ich ihn mit Freuden zu meinem Sohn annehmen.

Mad. Belmont. Das iſt mein einziger Wunſch! Er iſt ein gar zu artiger, gefälliger, allerliebſter Mann!

Vierter Auftritt.

Vorige. Charlotte.

Charlotte. Guten Morgen, lieber Vater!

Narbonne. Sieh da, mein Mädchen! — Nun, wie gefällt dir die große Stadt?

Charlotte. Ach, ich wünsche mich doch wieder aufs Land hinaus — Denn hier muß ich die Zeit abpassen, um meinen Vater zu sehen.

Narbonne. Ja, ich selbst vermisse meine redlichen Landleute. Mit ihnen scherzte ich und war fröhlich — doch das hoffe ich auch hier zu bleiben. — Mein Posten soll meine Gemütsart nicht verändern, man kann ein Geschäftsmann sein und doch seine gute Laune behalten.

Mad. Belmont. Mich entzückt dieser Aufenthalt. Ich — Ich bin hier wie im Himmel. Mit aller Welt schon bin ich bekannt — alles kommt mir entgegen — und Herr Selicour wollte mich bei dem Lycee abonnieren.

Charlotte. Denken Sie, Großmama, wen ich heute geglaubt habe zu sehen! —

Mad. Belmont. Wen denn?

Charlotte. Den jungen Offizier —

Mad. Belmont. Welchen Offizier? —

Charlotte. Den jungen Karl Firmin —

Mad. Belmont. Der zu Kolmar alle Abende zu deiner Tante kam —

Charlotte. Der sich immer mit Ihnen unterhielt. —

Mad. Belmont. Ein artiger junger Mensch!

Charlotte. Nicht wahr, Großmama?

Mad. Belmont. Der auch so hübsche Verse machte?

Charlotte. Ja, ja, der!

Mad. Belmont. Nun, da er hier ist, wird er sich auch wohl bei uns melden.

Narbonne. Wo doch der Selicour bleibt? Er läßt diesmal auf sich warten!

Mad. Belmont. Da kommt er eben!

Fünfter Auftritt.

Selicour zu den Vorigen.

Selicour alles bekomplimentierend. Ganz zum Entzücken ſind ich Sie alle hier beiſammen!

Narbonne. Guten Morgen, lieber Selicour!

Selicour zu Narbonne, Papiere übergebend. Hier überbringe ich den bewußten Aufſatz — ich hielts für dienlich, ein paar Zeilen zur Erläuterung beizufügen.

Narbonne. Vortrefflich!

Selicour der Madame ein Billett übergebend. Der gnädigen Frau habe ich für das neue Stück eine Loge beſprochen.

Mad. Belmont. Allerliebſt!

Selicour. Dem gnädigen Fräulein bring ich dieſen moraliſchen Roman.

Charlotte. Sie haben ihn doch geleſen, Herr Selicour?

Selicour. Das erſte Bändchen, ja, hab ich flüchtig durchgeblättert.

Charlotte. Nun, und —

Selicour. Sie werden eine rührende Szene darin finden. — Ein unglücklicher Vater — eine ausgeartete Tochter! — Eltern hülflos, im Stich gelaſſen von undankbaren Kindern! — Greuel, die ich nicht faſſe — davon ich mir keinen Begriff machen kann! — Denn wiegt wohl die ganze Dankbarkeit unſers Lebens die Sorgen auf, die ſie unſrer hilfloſen Kindheit beweiſen?

Mad. Belmont. In alles, was er ſagt, weiß der würdige Mann doch etwas Delikates zu legen!

Selicour zur Narbonne. In unſern Bureaux iſt eben jetzt ein Chef nötig. — Der Platz iſt von Bedeutung, und viele bewerben ſich darum.

Narbonne. Auf Sie verlaß ich mich! Sie werden die Anſprüche eines jeden zu prüfen wiſſen — die Dienſtjahre, der Eifer, die Fähigkeit und vor allen die Rechtſchaffenheit ſind in

Betrachtung zu ziehen. – Aber ich vergesse, daß ich zu unterzeichnen habe. Ich gehe!

Selicour. Und ich will auch gleich an meine Geschäfte! –

Narbonne. Ich bitte Sie recht sehr, erwarten Sie mich hier, wir haben miteinander zu reden! –

Selicour. Aber ich hätte vor Tische noch so mancherlei auszufertigen.

Narbonne. Bleiben Sie, oder kommen Sie schleunigst wieder! Ich habe Ihre Gegenwart nötig! Ein Mann von Ihrer Kenntnis, von Ihrer Rechtschaffenheit ist's, was ich gerade brauche! Kommen Sie ja bald zurück! – Ich hab es gut mit Ihnen vor.

Er geht ab.

Sechster Auftritt.

Vorige ohne Narbonne.

Mad. Belmont. Sie können es sich gar nicht vorstellen, Herr Selicour, wie große Stücke mein Sohn auf Sie hält! – Aber ich hätte zu tun, dächt ich. – Unsre Verwandten, unsre Freunde speisen diesen Abend hier. – Wird man Sie auch sehen, Herr Selicour?

Selicour. Wenn anders meine vielen Geschäfte –

Mad. Belmont. Daß Sie nur ja nicht ausbleiben, sonst würde unserm Fest seine Krone fehlen. Sie sind die Seele unsrer Gesellschaft! – Und Charlotte, wollte ich wohl wetten, würde es recht sehr übel nehmen, wenn Sie nicht kämen.

Charlotte. Ich, Mama? Nun ja! Ihre und Papas Freunde sind mir immer herzlich willkommen!

Mad. Belmont. Schon gut! Schon gut! – Jetzt zieh dich an! Es ist die höchste Zeit! – Sie müssen wissen, Herr Selicour, daß ich bei dem Putz präsidiere.

Selicour. So kommt die ſchöne Kunſt noch der ſchönen Natur zu Hülfe — wer könnte da widerſtehen?

Mad. Belmont. Er iſt ſcharmant! ſcharmant iſt er! Nicht den Mund öffnet er, ohne etwas Geiſtreiches und Galantes zu ſagen.

Geht mit Charlotten.

Siebenter Auftritt.

Selicour. Michel.

Michel im Hereintreten. Endlich iſt ſie fort! — Nun kann ich mein Wort anbringen! Hab ich die Ehre mit Herrn Selicour —

Selicour grob und verdrüßlich. Das iſt mein Name!

Michel. Vergönnen Sie, mein Herr! —

Selicour. Muß ich auch hier beläſtigt werden? Was will man von mir? —

Michel. Mein Herr! —

Selicour. Gewiß eine Bettelei — ein Anliegen. — Ich kann nicht dienen. —

Michel. Erlauben Sie, mein Herr!

Selicour. Nichts! Hier iſt der Ort nicht — in meinem Kabinett mag man einmal wieder anfragen! —

Michel. Einen ſo übeln Empfang glaubte ich nicht —

Selicour. Was beliebt?

Michel. Ich komme ja gar nicht um etwas zu bitten — ich komme, dem Herrn Selicour meine gehorſame Dankſagung abzuſtatten!

Selicour. Dankſagung? Wofür?

Michel. Daß Sie meinem Neffen die Stelle verſchafft haben.

Selicour. Was? Wie?

Michel. Ich bin erſt ſeit geſtern hier im Hauſe, weil mich

mein Herr auf dem Lande zurück ließ. Als ich Ihnen schrieb, hatte ich nicht die Ehre, Sie von Person zu kennen.

Selicour. Was Sie sagen, mein Werteſter! Sie wären im Dienſt des Miniſters?

Michel. Sein Kammerdiener, Ihnen zu dienen!

Selicour. Mein Gott, welcher Irrtum! Monſieur Michel, Kammerdiener, Leibdiener, Vertrauter des Herrn Miniſters. — Bitte tauſendmal um Verzeihung, Monſieur Michel! — Wahrhaftig, ich ſchäme mich — ich bin untröſtlich, daß ich Sie ſo barſch angelaſſen. Auf Ehre, Monſieur Michel! — Ich hielt Sie für einen Kommis.

Michel. Und wenn ich es auch wäre! —

Selicour. Man wird von ſo vielen Zudringlichen belagert! Man kann es nicht allen Leuten am Rock anſehen. —

Michel. Aber gegen alle kann man höflich ſein, dächt ich!

Selicour. Freilich! Freilich! Es war eine unglückliche Zerſtreuung! —

Michel. Eine ſehr unangenehme für mich, Herr Selicour!

Selicour. Es tut mir leid, ſehr leid — ich kann mirs in Ewigkeit nicht vergeben. —

Michel. Laſſen wirs gut ſein!

Selicour. Nun! Nun! — Ich habe Ihnen meinen Eifer bewieſen — der liebe, liebe Neffe! der wäre denn nun verſorgt!

Michel. Eben komm ich von ihm her! Er iſt nicht auf den Kopf gefallen, der Burſch!

Selicour. Der junge Mann wird ſeinen Weg machen. Zählen Sie auf mich.

Michel. Schreibt er nicht ſeine ſaubre Hand?

Selicour. Er ſchreibt gar nicht übel!

Michel. Und die Orthographie —

Selicour. Ja! Das iſt das Weſen!

Michel. Hören Sie, Herr Selicour! Von meinem Briefe an Sie laſſen Sie ſich gegen den gnädigen Herrn nichts merken.

Er hat uns, da er zur Stadt reiſte, ſtreng anbefohlen, um nichts zu ſollizitieren. — Er iſt ſo etwas wunderlich, der Herr!

Selicour. Iſt er das? So! So! — Sie kennen ihn wohl ſehr gut, den Herrn Miniſter?

Michel. Da er auf einen vertrauten Fuß mit ſeiner Dienerſchaft umgeht, ſo weiß ich ihn auswendig, — und kann Ihnen, wenn Sie wollen, völlige Auskunft über ihn geben.

Selicour. Ich glaubs! Ich glaubs! Aber ich bin eben nicht neugierig, ganz und gar nicht! Sehn Sie, Monſieur Michel! Mein Grundſatz iſt: Handle recht, ſcheue niemand.

Michel. Schön geſagt!

Selicour. Nun, alſo weiter! Fahren Sie nur fort, Monſieur Michel! — Der gute Herr iſt alſo ein wenig eigen, ſagen Sie?

Michel. Er iſt wunderlich, aber gut. Sein Herz iſt lauter, wie Gold!

Selicour. Er iſt reich, er iſt ein Witwer, ein angenehmer Mann und noch in ſeinen beſten Jahren. — Geſtehen Sie's nur — er haßt die Weiber nicht, der liebe würdige Mann.

Michel. Er hat ein gefühlvolles Herz.

Selicour lächelt fein. He! He! So einige kleine Liebſchaften, nicht wahr?

Michel. Mag wohl ſein! Aber er iſt über dieſen Punkt —

Selicour. Verſtehe, verſtehe, Monſieur Michel! Sie ſind beſcheiden und wiſſen zu ſchweigen. — Ich frage in der beſten Abſicht von der Welt, denn ich bin gewiß, man kann nichts erfahren, als was ihm Ehre bringt.

Michel. Ja! Hören Sie! In einer von den Vorſtädten ſucht er ein Quartier.

Selicour. Ein Quartier und für wen?

Michel. Das will ich ſchon noch herausbringen. — Aber laſſen Sie ſich ja nichts verlauten, hören Sie? —

Selicour. Bewahre Gott!

Michel. Galant war er in der Jugend —

Selicour. Und da glauben Sie, daß er jetzt noch sein Liebchen —

Michel. Das eben nicht! Aber —

Selicour. Sei's, was es will! Als ein treuer Diener des würdigen Herrn müssen Sie einen christlichen Mantel auf seine Schwachheit werfen. Und warum könnte es nicht eine heimliche Wohltat sein? Warum das nicht, Herr Michel? — Ich hasse die schlechten Auslegungen. — In den Tod hasse ich, was einer übeln Nachrede gleicht. — Man muß immer das beste von seinen Wohltätern denken. — Nun! Nun! Nun wir sehen uns wieder, Monsieur Michel! — Sie haben mir doch meinen trockenen Empfang verziehen? Haben Sie? — Auf Ehre! Ich bin noch ganz schamrot darüber! Gibt ihm die Hand.

Michel weigert sich. O nicht doch, nicht doch, Herr Selicour! Ich kenne meinen Platz und weiß mich zu bescheiden.

Selicour. Ohne Umstände! Zählen Sie mich unter Ihre Freunde! — Ich bitte mir das aus, Monsieur Michel!

Michel. Das werd ich mich nimmer unterstehen — ich bin nur ein Bedienter.

Selicour. Mein Freund! mein Freund! Kein Unterschied zwischen uns. Ich bitte mirs recht aus, Monsieur Michel! —

Indem sich beide bekomplimentieren, fällt der Vorhang.

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Narbonne und Selicour sitzen.

Narbonne. Sind wir endlich allein?

Selicour unbehaglich. — Ja!

Narbonne. Es liegt mir sehr viel an dieser Unterredung. — Ich habe schon eine sehr gute Meinung von Ihnen, Herr Selicour, und bin gewiß, sie wird sich um ein großes vermehren, ehe wir

auseinander gehen. Zur Sache also, und die falsche Bescheidenheit beiseite. Sie sollen in der Diplomatik und im Staatsrecht sehr bewandert sein, sagt man?

Selicour. Ich habe viel darin gearbeitet und vielleicht nicht ganz ohne Frucht. Aber für sehr kundig möchte ich mich denn darum doch nicht —

Narbonne. Gut! Gut! Fürs erste also lassen Sie hören — Welches halten Sie für die ersten Erfordernisse zu einem guten Gesandten?

Selicour stockend. Vor allen Dingen habe er eine Gewandtheit in Geschäften.

Narbonne. Eine Gewandtheit, ja, aber die immer mit der strengsten Redlichkeit bestehe.

Selicour. So mein ichs.

Narbonne. Weiter.

Selicour. An dem fremden Hofe, wo er sich aufhält, suche er sich beliebt zu machen.

Narbonne. Ja! Aber ohne seiner Würde etwas zu vergeben. Er behaupte die Ehre des Staats, den er vorstellt, und erwerbe ihm Achtung durch sein Betragen.

Selicour. Das ists, was ich sagen wollte. Er lasse sich nichts bieten und wisse sich ein Ansehen zu geben. —

Narbonne. Ein Ansehen, ja, aber ohne Anmaßung.

Selicour. So mein ichs.

Narbonne. Er habe ein wachsames Auge auf alles, was —

Selicour unterbricht ihn. Ueberall habe er die Augen, er wisse das Verborgenste auszuspüren —

Narbonne. Ohne den Aufpasser zu machen.

Selicour. So mein ichs. — Ohne eine ängstliche Neugierde zu verraten.

Narbonne. Ohne sie zu haben. — Er wisse zu schweigen und eine bescheidene Zurückhaltung —

Selicour rasch. Sein Gesicht sei ein versiegelter Brief.

Narbonne. Ohne den Geheimniskrämer zu machen. —

Selicour. So mein ichs.

Narbonne. Er besitzt einen Geist des Friedens und suche jeder gefährlichen Mißhelligkeit –

Selicour. Möglichst vorzubeugen.

Narbonne. Ganz recht. Er habe eine genaue Kenntnis von der Volksmenge der verschiedenen Länder –

Selicour. Von ihrer Lage – ihren Erzeugnissen – ihrer Ein- und Ausfuhr – ihrer Handelsbilanz. –

Narbonne. Ganz recht.

Selicour im Fluß der Rede. Ihren Verfassungen – ihren Bündnissen – ihren Hülfsquellen – ihrer bewaffneten Macht. –

Narbonne. Zum Beispiel: Angenommen also, es wäre Schweden oder Rußland, wohin man Sie verschickte – so würden Sie wohl von diesen Staaten vorläufig die nötige Kunde haben.

Selicour verlegen. Ich – muß gestehen, daß – Ich habe mich mehr mit Italien beschäftigt. Den Norden kenn ich weniger.

Narbonne. So! Hm!

Selicour. Aber ich bin jetzt eben daran, ihn zu studieren.

Narbonne. Von Italien also!

Selicour. Das Land der Cäsaren fesselte billig meine Aufmerksamkeit zuerst. Hier war die Wiege der Künste, das Vaterland der Helden, der Schauplatz der erhabensten Tugend! Welche rührende Erinnerungen für ein Herz, das empfindet!

Narbonne. Wohl! Wohl! Aber auf unser Thema zurückzukommen!

Selicour. Wie Sie befehlen! Ach, die schönen Künste haben so viel Anziehendes! Es läßt sich so Vieles dabei denken!

Narbonne. Venedig ists, was mir zunächst einfällt.

Selicour. Venedig! – Recht! Gerade über Venedig habe ich einen Aufsatz angefangen, worin ich mich über alles ausführlich verbreite. – Ich eile ihn herzuholen. –

Steht auf.

Narbonne. Nicht doch! Nicht doch! Eine kleine Geduld!

Zweiter Auftritt.

Vorige. Michel.

Michel. Es iſt jemand draußen, der in einer dringenden Angelegenheit ein geheimes Gehör verlangt. —

Selicour ſehr eilig. Ich will nicht ſtören.

Narbonne. Nein! Bleiben Sie, Selicour! Dieſer Jemand wird ſich ja wohl einen Augenblick gedulden.

Selicour. Aber — wenn es dringend —

Narbonne. Das Dringendſte iſt mir jetzt unſre Unterredung.

Selicour. Erlauben Sie, aber —

Michel. Es ſei in ein paar Minuten geſchehen, ſagt der Herr, und habe gar große Eile.

Selicour eilt ab.

Narbonne. Kommen Sie ja gleich wieder, ich bitte Sie, wenn der Beſuch fort iſt.

Selicour. Ich werde ganz zu Ihren Befehlen ſein.

Narbonne zu Michel. Laßt ihn eintreten.

Dritter Auftritt.

Narbonne. La Roche.

La Roche mit vielen Bücklingen. Ich bin wohl — ich vermute — es iſt des Herrn Miniſters Exzellenz, vor dem ich —

Narbonne. Ich bin der Miniſter. Treten Sie immer näher!

La Roche. Bitte ſehr um Vergebung — ich — ich komme — Es iſt — Ich ſollte — Ich bin wirklich in einiger Verwirrung — der große Reſpekt —

Narbonne. Ei, ſo laſſen Sie den Reſpekt und kommen zur Sache! Was führt Sie her?

La Roche. Meine Pflicht, mein Gewiſſen, die Liebe für mein Land! — Ich komme, Ihnen einen bedeutenden Wink zu geben.

Narbonne. Reden Sie!

La Roche. Sie haben Ihr Vertrauen einem Manne geschenkt, der weder Fähigkeit noch Gewissen hat.

Narbonne. Und wer ist dieser Mann?

La Roche. Selicour heißt er.

Narbonne. Was? Sel —

La Roche. Gerade heraus. Dieser Selicour ist eben so unwissend, als er niederträchtig ist. Erlauben Sie, daß ich Ihnen eine kleine Schilderung von ihm mache.

Narbonne. Eine kleine Geduld! Klingelt. — Michel kommt. Ruft Herrn Selicour!

La Roche. Mit nichten, Ihr Exzellenz! — Er ist uns bei diesem Gespräche keineswegs nötig.

Narbonne. Nicht für Sie, das glaub ich, aber das ist nun einmal meine Weise. Ich nehme keine Anklage wider Leute an, die sich nicht verteidigen können. — Wenn er Ihnen gegenüber steht, mögen Sie Ihre Schilderung anfangen.

La Roche. Es ist aber doch mißlich, jemand ins Angesicht —

Narbonne. Wenn man keine Beweise hat, allerdings — Ist das Ihr Fall —

La Roche. Ich hatte nicht darauf gerechnet, es ihm gerade unter die Augen zu sagen. — Er ist ein feiner Schelm, ein besonnener Spitzbube. — Ei nun! Meinetwegen auch ins Angesicht. — Zum Henker, ich fürchte mich nicht vor ihm. — Er mag kommen! Sie sollen sehen, daß ich mich ganz und gar nicht vor ihm fürchte.

Narbonne. Wohl! Wohl! Das wird sich gleich zeigen. Da kommt er!

Vierter Auftritt.

Vorige. Selicour.

Narbonne. Kennen Sie diesen Herrn?

Selicour. Sehr verlegen. Es ist Herr La Roche.

Narbonne. Ich habe Sie rufen lassen, sich gegen ihn zu verteidigen. Er kommt, Sie anzuklagen. Nun, reden Sie!

La Roche nachdem er gehuſtet. Ich muß Ihnen alſo ſagen, daß wir Schulkameraden zuſammen waren, daß er mir vielleicht einige Dankbarkeit ſchuldig iſt. Wir fingen beide unſern Weg zugleich an — es ſind jetzt fünfzehn Jahre — und traten beide in dem nämlichen Bureau als Schreiber ein. Herr Selicour aber machte einen glänzenden Weg, ich — ſitze noch da, wo ich ausgelaufen bin. Daß er den armen Teufel, der ſein Jugendfreund war, ſeit vielen Jahren vergeſſen, das mag ſein! Ich habe nichts dagegen. Aber nach einer ſo langen Vergeſſenheit an ſeinen alten Jugendfreund nur darum zu denken, um ihn unverdienter Weiſe aus ſeinem Brot zu treiben, wie er getan hat, das iſt hart, das muß mich aufbringen! Er kann nicht das geringſte Böſe wider mich ſagen, ich aber ſage von ihm und behaupte dreiſt, daß dieſer Herr Selicour, der jetzt gegen Euer Exzellenz den redlichen Mann ſpielt, einen rechten Spitzbuben machte, da die Zeit dazu war. Jetzt hilft er Ihnen das Gute ausführen, Ihrem Vorgänger, weiß ich gewiß, hat er bei ſeinen ſchlechten Stückchen redlich beigeſtanden. Wie ein ſpitzbübiſcher Lakai weiß der Heuchler mit der Livree auch jedesmal den Ton ſeines Herrn anzunehmen. Ein Schmeichler iſt er, ein Lügner, ein Großprahler, ein übermütiger Geſell! Niederträchtig, wenn er etwas ſucht, und hochmütig, unverſchämt gegen alle, die das Unglück haben, ihn zu brauchen. Als Knabe hatte er noch etwas Gutmütiges, aber über dieſe menſchliche Schwachheit iſt er jetzt weit hinaus. — Nun hat er ſich in eine prächtige Stelle eingeſchlichen, und ich bin überzeugt, daß er ihr nicht gewachſen iſt. Auf ſich allein zieht er die Augen ſeines Chefs, und Leute von Fähigkeiten, von Genie, Männer, wie Herr Firmin, läßt er nicht aufkommen.

Narbonne. Firmin! Wie? — Iſt Herr Firmin in unſern Bureaux?

La Roche. Ein trefflicher Kopf, das können Sie mir glauben.

Narbonne. Ich weiß von ihm. — Ein ganz vorzüglicher Geſchäftsmann!

La Roche. Und Vater einer Familie! Sein Sohn machte in Kolmar die Bekanntschaft Ihrer Tochter.

Narbonne. Karl Firmin! Ja! Ja, ganz richtig.

La Roche. Ein talentvoller junger Mann!

Narbonne. — Fahren Sie fort.

La Roche. Nun, das wär es! Ich habe genug gesagt, denk ich!

Narbonne zu Selicour. Verantworten Sie sich!

Selicour. Des Undanks zeiht man mich. — Mich des Undanks, ich hätte gedacht, mein Freund La Roche sollte mich besser kennen. — An meinem Einfluß und nicht an meinem guten Willen fehlte es, wenn er so lange in der Dunkelheit geblieben. — Welche harte Beschuldigungen gegen einen Mann, den er seit zwanzig Jahren treu gefunden hat! Mit seinem Verdacht so rasch zuzufahren, meine Handlungen aufs schlimmste auszulegen und mich mit dieser Hitze, dieser Galle zu verfolgen! — Zum Beweis, wie sehr ich sein Freund bin! —

La Roche. Er mein Freund! Hält er mich für einen Dummkopf? — Und welche Proben hat er mir davon gegeben!

Narbonne. Er hat Sie ausreden lassen!

La Roche. So werde ich Unrecht behalten!

Selicour. Man hat einem andern seine Stelle gegeben, das ist wahr, und keiner verdiente diese Zurücksetzung weniger als er. Aber ich hätte gehofft, mein Freund La Roche, anstatt mich wie ein Feind anzuklagen, würde als Freund zu mir aufs Zimmer kommen und eine Erklärung von mir fordern. Darauf, ich gestehe es, hatte ich gewartet und mich schon im voraus der angenehmen Ueberraschung gefreut, die ich ihm bereitete. Welche süße Freude für mich, ihn über alle Erwartung glücklich zu machen! Eben zu jenem Chef, wovon ich Euer Exzellenz heute sagte, hatte ich meinen alten Freund La Roche vorzuschlagen.

La Roche. Mich zum Chef! Großen Dank, Herr Selicour! — Ein Schreiber bin ich und kein Geschäftsmann! Meine Feder und nicht mein Kopf muß mich empfehlen, und ich bin keiner

von denen, die eine Last auf sich nehmen, der sie nicht gewachsen sind, um sie einem andern heimlich aufzuladen und sich selbst das Verdienst zuzueignen.

Selicour. Die Stelle schickt sich für dich, Kamerad, glaub mir, der dich besser kennt, als du selbst. Zu Narbonne — Er ist ein trefflicher Arbeiter, genau, unermüdlich, voll gesunden Verstands, er verdient den Vorzug vor allen seinen Mitbewerbern. — Ich lasse Männer von Genie nicht aufkommen, gibt er mir Schuld, und Herr Firmin ists, den er anführt. — Das Beispiel ist nicht gut gewählt, so trefflich auch der Mann ist. — Erstlich ist seine jetzige Stelle nicht schlecht — aber ihm gebührt allerdings eine bessre, und sie ist auch schon gefunden — denn eben Herrn Firmin wollte ich Euer Exzellenz zu meinem Nachfolger empfehlen, wenn ich in jenen Posten versetzt werden sollte, den mir mein gütiger Gönner bestimmt. — Ich sei meinem jetzigen Amte nicht gewachsen, behauptet man. — Ich weiß wohl, daß ich nur mittelmäßige Gaben besitze. — Aber man sollte bedenken, daß diese Anklage mehr meinen Gönner trifft als mich selbst! — Bin ich meinem Amte in der Tat nicht gewachsen, so ist der Chef zu tadeln, der es mir anvertraut, und mit meinem schwachen Talent so oft seine Zufriedenheit bezeugt. — Ich soll endlich der Mitschuldige des vorigen Ministers gewesen sein! — Die Stimme der Wahrheit habe ich ihn hören lassen; die Sprache des redlichen Mannes habe ich kühnlich zu einer Zeit geredet, wo sich meine Ankläger vielleicht im Staube vor ihm krümmten — zwanzigmal wollte ich diesem unfähigen Minister den Dienst aufkündigen, nichts hielt mich zurück als die Hoffnung, meinem Vaterlande nützlich zu sein. Welch süße Belohnung für mein Herz, wenn ich hier etwas Böses verhindern, dort etwas Gutes wirken konnte. — Seiner Macht habe ich getrotzt, die gute Sache habe ich gegen ihn verfochten, da er noch im Ansehen war! Er fiel, und ich zollte seinem Unglück das herzlichste Mitleid. Ist das ein Verbrechen, ich bin stolz darauf und rühme mich desselben. — Es ist hart, sehr hart für mich, lieber La

Roche, daß ich dich unter meinen Feinden sehe — daß ich genötigt bin, mich gegen einen Mann zu verteidigen, den ich schätze und liebe! — Aber komm! Laß uns Frieden machen, schenke mir deine Freundschaft wieder, und alles sei vergessen!

La Roche. Der Spitzbube! — Rührt er mich doch fast selbst!

Narbonne. Nun, was haben Sie darauf zu antworten?

La Roche. Ich? — Nichts! Der verwünschte Schelm bringt mich ganz aus dem Konzepte.

Narbonne. Herr La Roche! Es ist brav und löblich, einen Bösewicht, wo er auch stehe, furchtlos anzugreifen und ohne Schonung zu verfolgen — aber auf einem ungerechten Haß eigensinnig bestehen, zeigt ein verderbtes Herz.

Selicour. Er haßt mich nicht! Ganz und gar nicht! Mein Freund La Roche hat das beste Herz von der Welt! Ich kenne ihn — aber er ist hitzig vor der Stirn — er lebt von seiner Stelle — das entschuldigt ihn! Er glaubte sein Brot zu verlieren! Ich habe auch gefehlt — ich gesteh es — Komm! Komm, laß dich umarmen, alles sei vergessen!

La Roche. Ich ihn umarmen? In Ewigkeit nicht. — Zwar wie ers anstellt, weiß ich nicht, um mich selbst — um Euer Exzellenz zu betrügen — aber kurz! Ich bleibe bei meiner Anklage. — Kein Friede zwischen uns, bis ich ihn entlarvt, ihn in seiner ganzen Blöße dargestellt habe!

Narbonne. Ich bin von seiner Unschuld überzeugt — Wenn nicht Tatsachen, vollwichtige Beweise mich eines andern überführen.

La Roche. Tatsachen! Beweise! Tausend für einen!

Narbonne. Heraus damit!

La Roche. Beweise genug — die Menge — Aber das ists eben — ich kann nichts damit beweisen! Solchen abgefeimten Schelmen läßt sich nichts beweisen. — Vormals war er so arm wie ich, jetzt sitzt er im Ueberfluß! Sagt' ich Ihnen, daß er seinen vorigen Einfluß zu Geld gemacht, daß sich sein ganzer Reichtum davon herschreibt — so kann ich das zwar nicht, wie

man ſagt, mit Brief und Siegel belegen. — Aber Gott weiß es, die Wahrheit iſts, ich will darauf leben und ſterben.

Selicour. Dieſe Anklage iſt von zu niedriger Art, um mich zu treffen — übrigens unterwerf ich mich der ſtrengſten Unterſuchung! — Was ich beſitze, iſt die Frucht eines fünfzehnjährigen Fleißes, ich habe es mit ſaurem Schweiß und Nachtwachen erworben, und ich glaub es nicht unedel zu verwenden. Es ernährt meine armen Verwandten, es friſtet das Leben meiner dürftigen Mutter!

La Roche. Erlogen! Erlogen! Ich kann es freilich nicht beweiſen! Aber gelogen, unverſchämt gelogen!

Narbonne. Mäßigen Sie ſich!

Selicour. Mein Gott! Was erleb ich! Mein Freund La Roche iſts, der ſo hart mit mir umgeht. — Was für ein Wahnſinn hat dich ergriffen? Ich weiß nicht, ſoll ich über dieſe Wut lachen oder böſe werden. — Aber lachen auf Koſten eines Freundes, der ſich für beleidigt hält — Nein, das kann ich nicht! das iſt zu ernſthaft! — Deinen alten Freund ſo zu verkennen! — Komm doch zu dir ſelbſt, lieber La Roche, und bringe dich wenigſtens nicht aus übel angebrachtem Trotz um eine ſo treffliche Stelle, als ich dir zugedacht habe!

Narbonne. Die Wahrheit zu ſagen, Herr La Roche, dieſe Halsſtarrigkeit gibt mir keine gute Meinung von Ihnen. — Muß auch ich Sie bitten, gegen Ihren Freund gerecht zu ſein? — Auf Ehre! Der arme Herr Selicour dauert mich von Herzen!

La Roche. Ich will das wohl glauben, gnädiger Herr! Hat er mich doch faſt ſelbſt, trotz meines gerechten Unwillens, auf einen Augenblick irre gemacht — aber nein, nein! ich kenne ihn zu gut — zu gewiß bin ich meiner Sache. — Krieg, Krieg zwiſchen uns und keine Verſöhnung! Hier, ſehe ich, würde alles weitre Reden vergeblich ſein. Aber, wiewohl der Spitzbube mich aufs äußerſte treibt, lieber tauſendmal Hungers ſterben, als ihm mein Brot verdanken. Ich empfehle mich zu Gnaden!

Ab.

Fünfter Auftritt.

Narbonne. Selicour.

Narbonne. Begreifen Sie diese hartnäckige Verstocktheit —

Selicour. Hat nichts zu sagen! Er ist ein guter Narr! Ich will ihn bald wieder besänftigen.

Narbonne. Er ist rasch und unbesonnen, aber im Grunde mag er ein guter Mann sein.

Selicour. Ein seelenguter Mann, dafür steh ich — dem aber der Kopf ein wenig verschoben ist. — Es kann auch sein, daß ihn sonst jemand gegen mich aufhetzt.

Narbonne. Meinen Sie?

Selicour. Es mag so etwas dahinter stecken. — Wer weiß? irgend ein heimlicher Feind und Neider — denn dieser arme Teufel ist nur eine Maschine.

Narbonne. Wer sollte aber —

Selicour. Es gibt so viele, die meinen Untergang wünschen!

Narbonne. Haben Sie vielleicht einen Verdacht?

Selicour. Ich unterdrücke ihn! denn daß ich so etwas von Herrn Firmin denken sollte — Pfui! Pfui! das wäre schändlich! das ist nicht möglich!

Narbonne. So denk ich auch! Der Mann scheint mir dazu viel zu rechtlich und zu bescheiden.

Selicour. Bescheiden, ja, das ist er!

Narbonne. Sie kennen ihn also?

Selicour. Wir sind Freunde.

Narbonne. Nun, was halten Sie von dem Manne?

Selicour. Herr Firmin, muß ich sagen, ist ein Mann, wie man sich ihn für das Bureau eigentlich wünscht — wenn auch eben kein Kopf, doch ein geschickter Arbeiter. — Nicht zwar, als ob es ihm an Verstand und Kenntnissen fehlte — Keineswegs! Er mag viel wissen, aber man sieht's ihm nicht an.

Narbonne. Sie machen mich neugierig, ihn zu kennen.

Selicour. Ich hab ihm schon längst darum angelegen, sich

zu zeigen — aber vielleicht fühlt er ſich für eine ſubalterne Rolle und für die Dunkelheit geboren. Ich will ihn indeſſen —

Narbonne. Bemühen Sie ſich nicht. — Gegen einen Mann von Verdienſten kann unſer einer, unbeſchadet ſeines Rangs, die erſten Schritte tun. — Ich ſelbſt will Herrn Firmin aufſuchen. — Aber jetzt wieder auf unſer voriges Thema zurückzukommen, das dieſer La Roche unterbrochen hat. —

Selicour verlegen. Es iſt ſchon etwas ſpät —

Narbonne. Hat nichts zu ſagen.

Selicour. Es wird auch jetzt die Zeit zur Audienz ſein.

Narbonne ſieht nach der Uhr. Ja, wahrhaftig.

Selicour. Wir können es ja auf morgen —

Narbonne. Gut! Auch das!

Selicour. Ich will alſo —

Narbonne. Noch ein Wort —

Selicour. Was beliebt?

Narbonne. Ein Geſchäft kann ich Ihnen wenigſtens noch auftragen, das zugleich Fähigkeit und Mut erfordert.

Selicour. Befehlen Sie!

Narbonne. Mein Vorgänger hat durch ſeine üble Verwaltung ein Heer von Mißbräuchen einreißen laſſen, die trotz aller unſrer Bemühungen noch nicht abgeſtellt ſind. Es wäre daher ein Memoire aufzuſetzen, worin man alle Gebrechen aufdeckte und der Regierung ſelbſt ohne Schonung die Wahrheit ſagte.

Selicour. Erlauben aber Euer Exzellenz — eine ſolche Schrift könnte für ihren Verfaſſer, könnte für Sie ſelbſt bedenkliche Folgen haben.

Narbonne. Das kümmert uns nicht — Keine Gefahr, keine perſönliche Rückſicht darf in Anſchlag kommen, wo die Pflicht gebietet.

Selicour. Das iſt würdig gedacht!

Narbonne. Sie ſind der Mann zu dieſem Werk — Ich brauche Ihnen weiter nichts darüber zu ſagen. — Sie kennen das Uebel ſo gut und beſſer noch als ich ſelbſt.

Selicour. Und ich bin, hoffe ich, mit Ihnen darüber einerlei Meinung.

Narbonne. Ohne Zweifel. Dies Geſchäft hat Eile; ich verlaſſe Sie, verlieren Sie keine Zeit, es iſt gerade jetzt der günſtige Augenblick — ich möchte es womöglich noch heute an die Behörde abſenden. — Kurz und bündig — es kann mit wenigem viel geſagt werden! Leben Sie wohl! Gehen Sie ja gleich an die Arbeit!

Er geht ab.

Sechſter Auftritt.

Selicour. Madame Belmont.

Mad. Belmont. Sind Sie allein, Herr Selicour? Ich wollte erwarten, bis er weggegangen wäre — er darf nichts davon wiſſen.

Selicour. Wovon iſt die Rede, Madame?

Mad. Belmont. Wir wollen heute Abend ein kleines Konzert geben, und meine Charlotte ſoll ſich dabei hören laſſen.

Selicour. Sie ſingt ſo ſchön!

Mad. Belmont. Sie geben ſich auch zuweilen mit Verſen ab? Nicht wahr?

Selicour. Wer macht nicht einmal in ſeinem Leben Verſe.

Mad. Belmont. Nun, ſo machen Sie uns ein Lied oder ſo etwas für heute Abend!

Selicour. Eine Romanze meinen Sie?

Mad. Belmont. Gut, die Romanzen lieben wir beſonders!

Selicour. Wenn der Eifer den Mangel des Genies erſetzen könnte —

Mad. Belmont. Schon gut! Schon gut! Ich verſtehe.

Selicour. Und ich brauchte allerdings ſo ein leichtes Spielwerk zu meiner Erholung! — Ich bin die ganze Nacht aufgeweſen, um Akten durchzugehen und Rechnungen zu korrigieren!

Mad. Belmont. Eine niederträchtige Beſchäftigung!

Selicour. Daß ich mich wirklich ein wenig angegriffen fühle. — Wer weiß! Die Blume der Dichtkunſt erquickt mich vielleicht mit ihrem lieblichen Hauch, und du, Balſam der Herzen, heilige Freundſchaft!

Siebenter Auftritt.

Vorige. Robineau.

Robineau hinter der Szene. Nu! Nu! Wenn er drin iſt, wird mirs wohl auch erlaubt ſein, denk ich —

Mad. Belmont. Was gibts da?

Robineau im Eintreten. Dieſes Bedientenpack bildet ſich mehr ein als ſeine Herrſchaft. — Ich will den Herrn Selicour ſprechen.

Selicour. Ich bins.

Robineau. Das will ich bald ſehen. — Ja, mein Seel, das iſt er! — leibhaftig — Ich ſeh ihn noch, wie er ſich im Dorf mit den Jungens herum jagte. — Nun ſeh er jetzt auch 'mal mich an — betracht er mich wohl. Ich bin wohl ein bischen verändert — Kennt er mich?

Selicour. Nein!

Robineau. Ei, ei, ich bin ja des Robineaus Chriſtoph, des Winzers, der die dicke Madelon heiratete, ſeines Großvaters Muhme, Herr Selicour!

Selicour. Ach ſo!

Robineau. Nun — Vetter pflegen ſich ſonſt zu umarmen, denk ich.

Selicour. Mit Vergnügen. — Seid mir willkommen, Vetter!

Robineau. Großen Dank, Vetter!

Selicour. Aber laßt uns auf mein Zimmer gehen — ich bin hier nicht zu Hauſe.

Mad. Belmont. Laſſen Sie ſich nicht ſtören, Herr Selicour! Tun Sie, als wenn ich gar nicht da wäre.

Selicour. Mit Ihrer Erlaubnis, Madame, Sie sind gar zu gütig! Man muß ihm sein schlichtes Wesen zugute halten, er ist ein guter ehrlicher Landmann und ein Vetter, den ich sehr lieb habe.

Mad. Belmont. Das sieht Ihnen ähnlich, Herr Selicour!

Robineau. Ich komme so eben an, Herr Vetter!

Selicour. So, und woher denn?

Robineau. Ei, woher sonst als von unserm Dorf. — Dieses Paris ist aber auch wie zwanzig Dörfer. — Schon über zwei Stunden, daß ich aus dem Postwagen gestiegen, treib ich mich herum, um ihn und den La Roche aufzusuchen, er weiß ja, seinen Nachbar und Schulkameraden. — Nun, da sind ich ihn ja endlich, und nun mags gut sein!

Selicour. Er kommt in Geschäften nach Paris, Vetter?

Robineau. In Geschäften! Hat sich wohl! Ein Geschäft hab ich freilich —

Selicour. Und welches denn?

Robineau. I nun — mein Glück hier zu machen, Vetter!

Selicour. Ha! Ha!

Robineau. Nun, das Geschäft ist wichtig genug, denk ich.

Selicour zu Madame Belmont. Exkusieren Sie!

Mad. Belmont. Er belustigt mich.

Selicour. Er ist sehr kurzweilig.

Robineau. Peter, der Kärner, meinte, der Vetter habe sich in Paris seine Pfeifen gut geschnitten. — Als er noch klein war, der Vetter, da sei er ein loser Schelm gewesen, da hätt's geheißen: der verdirbt nicht — der wird seinen Weg schon machen! — Wir hatten auch schon von ihm gehört, aber die Nachrichten lauteten gar zu schön, als daß wir sie hätten glauben können. Wie wir aber nicht länger daran zweifeln konnten, sagte mein Vater zu mir: Geh hin, Christoph! suche den Vetter Selicour in Paris auf, die Reise wird dich nicht reuen — vielleicht machst du dein Glück mit einer guten Heirat. — Ich, gleich auf den Weg, und da bin ich nun! — Nehmen Sie mir's nicht übel,

Madam! Die Robineaus gehen gerade aus; was das Herz denkt, muß die Zunge sagen — und wie ich den lieben Herrn Vetter da so vor mir sah, sehen Sie, so ging mir das Herz auf.

Mad. Belmont. Ei, das ist ganz natürlich.

Robineau. Hör er, Vetter, ich möchte herzlich gern auch mein Glück machen! Er weiß das Geheimnis, wie man's anfängt, teil er mir's doch mit.

Selicour. Sei immer rechtschaffen, wahr und bescheiden! Das ist mein ganzes Geheimnis, Vetter, weiter hab ich keins. — Es ist doch alles wohl zu Hause?

Robineau. Zum Preis Gottes, ja! Die Familie gedeiht. Der Bertrand hat seine Susanne geheiratet, sie wird bald niederkommen und hofft, der Herr Vetter wird zu Gevatter stehen. Es ist alles in guten Umständen, bis auf seine arme Mutter. — Die meint, es wär doch hart, daß sie Not leiden müsse und einen so steinreichen Sohn in der Stadt habe.

Selicour leise. Halts Maul, Dummkopf!

Mad. Belmont. Was sagt er von der Mutter?

Selicour laut. Ist's möglich? Die tausend Taler, die ich ihr geschickt, sind also nicht angekommen? — Das tut mir in der Seele weh! — Was das doch für schlechte Anstalten sind auf diesen Posten — die arme gute Mutter! Was mag sie ausgestanden haben!

Mad. Belmont. Jawohl! Man muß ihr helfen.

Selicour. Das versteht sich! Sogleich bitte ich den Minister um Urlaub — es ist eine gerechte Forderung. Ich kann darauf bestehen — Die Pflicht der Natur geht allen andern vor — Ich eile nach meinem Ort — in acht Tagen ist alles abgetan! — Sie hat sich nicht in Paris niederlassen wollen, wie sehr ich sie auch darum bat! Die liebe alte Mutter hängt gar zu sehr an ihrem Geburtsort.

Robineau. So kann ich gar nicht aus ihr klug werden, denn zu uns sagte sie, sie wäre gern nach Paris gekommen, aber der Vetter habe es durchaus nicht haben wollen!

Selicour. Die gute Frau weiß selbst nicht immer, was sie will! — Aber sie notleidend zu wissen — Ach Gott! das jammert mich und schneidet mir ins Herz.

Mad. Belmont. Ich glaubs Ihnen wohl, Herr Selicour! Aber Sie werden bald Rat geschafft haben. Ich gehe jetzt und lasse Sie mit Ihrem Vetter allein. — Glücklich ist die Gattin, die Sie einst besitzen wird. Ein so pflichtvoller Sohn wird gewiß auch ein zärtlicher Gatte werden!

Ab.

Achter Auftritt.

Selicour und Robineau.

Robineau. Meiner Treu, Herr Vetter, ich bin ganz verwundert über ihn — eine so herzliche Aufnahme hätt ich mir gar nicht von ihm erwartet. Der ist gar zu stolz und hochmütig, hieß es, der wird dich gar nicht mehr erkennen!

Selicour nachdem er wohl nachgesehen, ob Madame Belmont auch fort ist. Sage mir, du Esel! Was fällt dir ein, daß du mir hier so zur Unzeit über den Hals kommst!

Robineau. Nun, nun! Wie ich ihm schon sagte, ich komme, mein Glück zu machen!

Selicour. Dein Glück zu machen! Der Schafskopf!

Robineau. Ei, ei, Vetter! Wie er mit mir umgeht — Ich lasse mir nicht so begegnen.

Selicour. Du tust wohl gar empfindlich — Schade um deinen Zorn — Von seinem Dorf weg nach Paris zu laufen! Der Tagdieb!

Robineau. Aber was das auf einmal für ein Betragen ist, Herr Vetter! — Erst der freundliche Empfang und jetzt diesen barschen Ton mit mir! — Das ist nicht ehrlich und gerade gehandelt, nehm er mirs nicht übel, das ist falsch — und wenn ich das weiter erzählte, wie er mit mir umgeht, — 's würde ihm schlechte Ehre bringen! Ja, das würd es!

Selicour erschrocken. Weiter erzählen! Was?

Robineau. Ja, ja, Vetter!

Selicour. Untersteh dich, Bube! — Ich will dich unterbringen — ich will für die Mutter sorgen. Sei ruhig, ich schaffe dir einen Platz, verlaß dich darauf.

Robineau. Nun, wenn er das —

Selicour. Aber hier können wir nicht davon reden! Fort! Auf mein Zimmer!

Robineau. Ja, hör er, Vetter! Ich möchte so gern ein recht ruhiges und bequemes Brot, wenn er mich so bei der Akzise unterbringen könnte.

Selicour. Verlaß dich drauf, ich schaffe dich an den rechten Platz. — Ins Dorf mit dem dummen Dorfteufel über Hals und Kopf —

Ab.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

La Roche und Karl Firmin begegnen einander.

La Roche. Ich suchte Sie schon längst. — Hören Sie! — Nun, ich habe Wort gehalten — ich hab ihn dem Minister abgeschildert, diesen Selicour.

Karl. Wirklich? Und es ist also vorbei mit ihm? Ganz vorbei?

La Roche. Das nun eben nicht! — noch nicht ganz — denn ich muß Ihnen sagen, er hat sich herausgelogen, daß ich da stand wie ein rechter Dummkopf — Der Heuchler stellte sich gerührt, er spielte den zärtlichen Freund, den Großmütigen mit mir, er überhäufte mich mit Freundschaftsversicherungen und will mich bei dem Bureau als Chef anstellen.

Karl. Wie? Was? Das ist ja ganz vortrefflich! Da wünsche ich Glück.

La Roche. Für einen Glücksjäger hielt ich ihn, ich hatte geglaubt, daß es ihm nur um Stellen und um Geld zu tun wäre, für so falsch und verräterisch hätte ich ihn nie gehalten. Der Heuchler mit seinem süßen Geschwätz! Ich war aber sein Narr nicht und hab es rundweg ausgeschlagen!

Karl. Und so sind wir noch, wo wir waren? Und mein Vater ist nicht besser daran als vorher?

La Roche. Wohl wahr — aber lassen Sie mich nur machen! Lassen Sie mich machen!

Karl. Ich bin auch nicht weiter. In den Garten hab ich mich geschlichen, ob ich dort vielleicht meiner Geliebten begegnen möchte. — Aber vergebens! Einige Strophen, die ich mir in der Einsamkeit ausdachte, sind die ganze Ausbeute, die ich zurückbringe.

La Roche. Vortrefflich! Brav! Machen Sie Verse an Ihre Geliebte! Unterdessen will ich die Spur meines Wildes verfolgen: der Schelm betrügt sich sehr, wenn er glaubt, ich habe meinen Plan aufgegeben!

Karl. Lieber La Roche! Das ist unter unserer Würde. Lassen wir diesen Elenden sein schmutziges Handwerk treiben und das durch unser Verdienst erzwingen, was er durch Niederträchtigkeit erschleicht.

La Roche. Weg mit diesem Stolz! Es ist Schwachheit, es ist Vorurteil! — Wie? Wollen wir warten, bis die Redlichkeit die Welt regiert — da würden wir lange warten müssen. Alles schmiedet Ränke! Wohl, so wollen wir einmal für die gute Sache ein gleiches versuchen. — Das geht übrigens Sie nichts an. — Machen Sie Ihre Verse, bilden Sie Ihr Talent aus, ich will es geltend machen, ich — das ist meine Sache!

Karl. Ja, aber die Klugheit nicht vergessen. — Sie haben sich heute übel ertappen lassen.

La Roche. Und es wird nicht das letztemal sein. — Aber

tut nichts! Ich schreite vorwärts, ich lasse mich nicht abschrecken, ich werde ihm so lange und so oft zusetzen, daß ich ihm endlich doch eins beibringe. Ich bin lange sein Narr gewesen, jetzt will ich auch ihm einen Possen spielen. Lassen wirs den Buben so forttreiben, wie ers angefangen, so werde ich bald der Schelm und Ihr Vater der Dummkopf sein müssen.

Karl. Man kommt!

La Roche. Er ist es selbst!

Karl. Ich kann seinen Anblick nicht ertragen. In den Garten will ich zurückgehen und mein Gedicht vollenden.

Ab.

La Roche. Ich will auch fort! Auf der Stelle will ich Hand ans Werk legen. Doch nein — es ist besser, ich bleibe. Der Geck glaubte sonst, ich fürchte mich vor ihm!

Zweiter Auftritt.

Selicour und La Roche.

Selicour. Ach sieh da! Finde ich den Herrn La Roche hier?

La Roche. Ihn selbst, Herr Selicour!

Selicour. Sehr beschämt, wie ich sehe.

La Roche. Nicht sonderlich.

Selicour. Ihr wütender Ausfall gegen mich hat nichts gefruchtet — Der Freund hat seine Bolzen umsonst verschossen!

La Roche. Hat nichts zu sagen.

Selicour. Wahrlich, Freund La Roche! So hart Sie mir auch zusetzten — Sie haben mir leid getan, mit Ihren närrischen Grillen.

La Roche. Herr Narbonne ist jetzt nicht zugegen. — Zwingt euch nicht!

Selicour. Was beliebt?

La Roche. Seid unverschämt nach Herzensgelüsten.

Selicour. Sieh doch!

La Roche. Brüstet euch mit eurem Triumph. Ihr habt mirs abgewonnen!

Selicour. Freilich, es kann einen stolz machen, über einen so fürchterlichen Gegner gesiegt zu haben.

La Roche. Wenn ichs heute nicht recht machte, in eurer Schule will ichs bald besser lernen.

Selicour. Wie, Herr La Roche? Sie haben es noch nicht aufgegeben, mir zu schaden?

La Roche. Um eines unglücklichen Zugs willen verläßt man das Spiel nicht!

Selicour. Ein treuer Schildknappe also des ehrlichen Firmins! – Sieh, sieh!

La Roche. Er muß dir oft aus der Not helfen, dieser ehrliche Firmin.

Selicour. Was gibt er dir für deine Ritterschaft?

La Roche. Was bezahlst du ihm für die Exerzitien, die er dir ausarbeitet?

Selicour. Nimm dich in acht, Freund Roche! – Ich könnte dir schlimme Händel anrichten.

La Roche. Werde nicht böse, Freund Selicour! – Der Zorn verrät ein böses Gewissen.

Selicour. Freilich sollte ich über deine Torheit nur lachen.

La Roche. Du verachtest einen Feind, der dir zu schwach scheint. Ich will darauf denken, deine Achtung zu verdienen!

Geht ab.

Dritter Auftritt.

Selicour allein.

Sie wollen den Firmin zum Gesandten haben. – Gemach, Kamerad! – So weit sind wir noch nicht. – Aber Firmin betrug sich immer so gut gegen mich. – Es ist der Sohn vermutlich – der junge Mensch, der sich mit Versen abgibt, ganz

gewiß — und dieser La Roche ists, der sie hetzt! — Dieser Firmin hat Verdienste, ich muß es gestehen, und wenn sie je seinen Ehrgeiz aufwecken, so kenne ich keinen, der mir gefährlicher wäre. — Das muß verhütet werden! — Aber in welcher Klemme sehe ich mich! — Eben diese beiden Firmins wären mir jetzt gerade höchst nötig, der Vater mit seinen Einsichten und der Sohn mit seinen Versen. — Laß uns fürs erste Nutzen von ihnen ziehen, und dann schafft man sie sich schon gelegentlich vom Halse.

Vierter Auftritt.

Firmin der Vater und Selicour.

Selicour. Sind Sie's Herr Firmin? Eben wollte ich zu Ihnen.

Firmin. Zu mir?

Selicour. Mich mit Ihnen zu erklären —

Firmin. Worüber?

Selicour. Ueber eine Armseligkeit — Lieber Firmin, es ist mir ein rechter Trost, Sie zu sehen. — Man hat uns veruneinigen wollen.

Firmin. Uns veruneinigen!

Selicour. Ganz gewiß. Aber es soll ihnen nicht gelingen, hoff ich. Ich bin Ihr wahrer und aufrichtiger Freund, und ich hab es heute bewiesen, denk ich, da dieser tollköpfige La Roche mich bei dem Minister anschwärzen wollte.

Firmin. Wie? Hätte der La Roche —

Selicour. Er hat mich auf das abscheulichste preisgegeben.

Firmin. Er hat seine Stelle verloren. — Setzen Sie sich an seinen Platz.

Selicour. Er ist ein Undankbarer! Nach allem, was ich für ihn getan habe — Und es geschehe, sagte er, um Ihnen dadurch einen Dienst zu leisten. — Er diente Ihnen aber schlecht, da er mir zu schaden suchte. — Was will ich denn anders als

Ihr Glück! – Aber ich weiß besser als dieser Brauskopf, was Ihnen dient. Darum habe ich mir schon ein Plänchen mit Ihnen ausgedacht. – Das lärmende Treiben der Bureaux ist Ihnen verhaßt, das weiß ich, Sie lieben nicht, in der geräuschvollen Stadt zu leben. – Es soll für Sie gesorgt werden, Herr Firmin! – Sie suchen sich irgendein einsames stilles Plätzchen aus, ziehen einen guten Gehalt, ich schicke Ihnen Arbeit hinaus, Sie mögen gern arbeiten, es soll Ihnen nicht daran fehlen.

Firmin. Aber wie –

Selicour. Das sind aber bloß noch Ideen, es hat noch Zeit bis dahin. – Glücklich, der auf der ländlichen Flur seine Tage lebt! Ach, Herr Firmin! So wohl wird es mir nicht! Ich bin in die Stadt gebannt, ein Lasttier der Verhältnisse, den Pfeilen der Bosheit preisgegeben. – Auch hielt ichs für die Pflicht eines guten Verwandten, einen Vetter, der sich hier niederlassen wollte, über Hals und Kopf wieder aufs Land zurückzuschicken. – Der gute Vetter! Ich bezahlte ihm gern die Reisekosten – denn, sagen Sie selbst, ists nicht unendlich besser, auf dem Land in der Dunkelheit frei zu leben, als hier in der Stadt sich zu placken und zu quälen. –

Firmin. Das ist meine Meinung auch. – Aber was wollten Sie eigentlich bei mir?

Selicour. Nun, wie ich sagte, vor allen Dingen mich von der Freundschaft meines lieben Mitbruders überzeugen – Und alsdann – Sie haben mir so oft schon aus der Verlegenheit geholfen, ich verhehle es nicht, ich bin Ihnen so viel – so vieles schuldig! – Mein Posten bringt mich um – Mir liegt so vieles auf dem Halse – Wahrhaftig, es braucht meinen ganzen Kopf, um herumzukommen – Sie sind zufrieden mit unserm Minister?

Firmin. Ich bewundere ihn.

Selicour. Ja, das nenn ich einmal einen fähigen Chef! Und wahrlich, es war auch die höchste Not, daß ein solcher an den Platz kam, wenn nicht alles zugrunde gehen sollte. – Es ist noch nicht alles, wie es soll, sagte ich ihm heute – Wollen

Sie, daß alles ſeinen rechten Gang gehe, ſo müßten Sie ein Memoire einreichen, worin alles, was noch zu verbeſſern iſt, mit der ſtrengſten Wahrheit angezeigt wäre — Dieſe meine Idee hat er mit Eifer ergriffen und will eine ſolche Schrift unverzüglich aufgeſetzt haben. — Er trug ſie mir auf — Aber die unendlichen Geſchäfte, die auf mir liegen — In der Tat, ich zittre, wenn ich an einen Zuwachs denke —

Firmin. Und da rechnen Sie denn auf mich — Nicht wahr?

Selicour. Nun ja! Ich wills geſtehen!

Firmin. Sie konnten ſich diesmal an keinen beſſern wenden!

Selicour. O das weiß ich! Das weiß ich!

Firmin. Denn da ich ſo lange Zeit von den Mißbräuchen unter der vorigen Verwaltung Augenzeuge war — ſo habe ich, um nicht bloß als müßiger Zuſchauer darüber zu ſeufzen, meine Beſchwerden und Verbeſſerungspläne dem Papiere anvertraut — und ſo findet ſich, daß die Arbeit, die man von Ihnen verlangt, von mir wirklich ſchon getan iſt! — Ich hatte mir keinen beſtimmten Gebrauch dabei gedacht — Ich ſchrieb bloß nieder, um mein Herz zu erleichtern.

Selicour. Iſts möglich? Sie hätten —

Firmin. Es liegt alles bereit, wenn Sie davon Gebrauch machen wollen.

Selicour. Ob ich das will! O mit Freuden! — Das iſt ja ein ganz erwünſchter Zufall!

Firmin. Aber die Papiere ſind nicht in der beſten Ordnung!

Selicour. O dieſe kleine Mühe übernehm ich gern — Noch heute Abend ſoll der Miniſter das Memoire haben — Ich nenne Sie als Verfaſſer, Sie ſollen den Ruhm davon haben.

Firmin. Sie wiſſen, daß mirs darauf eben nicht ankommt! Wenn ich nur Gutes ſtifte, gleichviel unter welchem Namen.

Selicour. Würdiger, ſcharmanter Mann! Niemand läßt Ihrem beſcheidnen Verdienſt mehr Gerechtigkeit widerfahren als ich. — Sie wollen mir alſo die Papiere —

Firmin. Ich kann ſie gleich holen, wenn Sie ſo lange verziehen wollen.

Selicour. Ja, gehen Sie! Ich will hier warten.

Firmin. Da kommt mein Sohn — Er kann Ihnen unterdeſſen Geſellſchaft leiſten — Aber ſagen Sie ihm nichts davon — Hören Sie! Ich bitte mirs aus!

Selicour. So! Warum denn nicht?

Firmin. Aus Urſachen.

Selicour. Nun, wenn Sie ſo wollen! — Es wird mir zwar ſauer werden, Ihre Gefälligkeit zu verſchweigen! Wenn Firmin fort iſt. Der arme Schelm! Er fürchtet wohl gar, ſein Sohn werde ihn auszanken.

Fünfter Auftritt.

Karl. Selicour.

Karl kommt in einem Papiere leſend, das er beim Anblick Selicours ſchnell verbirgt. Schon wieder dieſer Selicour —

Will gehen.

Selicour. Bleiben Sie doch, mein junger Freund! — Warum fliehen Sie ſo die Geſellſchaft?

Karl. Verzeihung, Herr Selicour! — Vor ſich. Daß ich dem Schwätzer in den Weg laufen mußte!

Selicour. Ich habe mich ſchon längſt darnach geſehnt, Sie zu ſehen, mein Beſter! — Was machen die Muſen? Wie fließen uns die Verſe? — Der gute Herr Firmin hat allerlei dagegen, ich weiß aber, er hat Unrecht. — Sie haben ein ſo entſchiednes Talent! — Wenn die Welt Sie nur erſt kennte — aber das wird kommen! Noch heute früh ſprach ich von Ihnen —

Karl. Von mir?

Selicour. Mit der Mutter unſers Herrn Miniſters — und man hat ſchon ein gutes Vorurteil für Sie nach der Art, wie ich Ihrer erwähnte.

Karl. So! Bei welchem Anlaß war das?

Selicour. Sie macht die Kennerin — ich weiß nicht, wie sie dazu kommt — Man schmeichelt ihr, ihres Sohnes wegen. — Wie? Wenn Sie ihr auf eine geschickte feine Art den Hof machten — dessentwegen wollte ich Sie eben aufsuchen. — Sie verlangte ein paar Couplets von mir für diesen Abend. — Nun habe ich zwar zu meiner Zeit auch meinen Vers gemacht wie ein andrer, aber der Witz ist eingerostet in den leidigen Geschäften! Wie wärs nun, wenn Sie statt meiner die Verschen machten — Sie vertrauten sie mir an — Ich lese sie vor — man ist davon bezaubert — man will von mir wissen — Ich — ich nenne Sie! Ich ergreife diese Gelegenheit, Ihnen eine Lobrede zu halten. — Alles ist voll von Ihrem Ruhm, und nicht lange, so ist der neue Poet fertig, eben so berühmt durch seinen Witz als seinen Degen!

Karl. Sie eröffnen mir eine glänzende Aussicht!

Selicour. Es steht ganz in Ihrer Gewalt, sie wirklich zu machen!

Karl vor sich. Er will mich beschwatzen. Es ist lauter Falschheit, ich weiß es recht gut, daß er falsch ist — aber, wie schwach bin ich gegen das Lob! Wider meinen Willen könnte er mich beschwatzen. — Zu Selicour. Man verlangt also für diesen Abend —

Selicour. Eine Kleinigkeit! Ein Nichts! Ein Liedchen — wo sich auf eine ungezwungene Art so ein feiner Zug zum Lobe des Ministers anbringen ließe. —

Karl. Den Lobredner zu machen ist meine Sache nicht! Die Würde der Dichtkunst soll durch mich nicht so erniedrigt werden. Jedes Lob, auch wenn es noch so verdient ist, ist Schmeichelei, wenn man es an die Großen richtet.

Selicour. Der ganze Stolz eines echten Musensohns! Nichts von Lobsprüchen also — aber so etwas von Liebe — Zärtlichkeit — Empfindung —

Karl sieht sein Papier an. Konnte ich denken, da ich sie niederschrieb, daß ich sobald Gelegenheit haben würde? —

Selicour. Was? Wie? Das sind doch nicht gar Verse —

Karl. O verzeihen Sie! Eine sehr schwache Arbeit —

Selicour. Ei was! Mein Gott! Da hätten wir ja gerade, was wir brauchen! — Her damit, geschwind — Sie sollen bald die Wirkung davon erfahren — Es braucht auch gerade keine Romanze zu sein — diese Kleinigkeiten — diese artigen Spielereien tun oft mehr, als man glaubt — dadurch gewinnt man die Frauen, und die Frauen machen alles. — Geben Sie! Geben Sie! — Wie! Sie stehen an! Nun, wie Sie wollen! Ich wollte Ihnen nützlich sein — Sie bekannt machen — Sie wollen nicht bekannt sein — Behalten Sie Ihre Verse! Es ist Ihr Vorteil, nicht der meine, den ich dabei beabsichtete.

Karl. Wenn nur —

Selicour. Wenn Sie sich zieren —

Karl. Ich weiß aber nicht —

Selicour reißt ihm das Papier aus der Hand. Sie sind ein Kind! Geben Sie! Ich will Ihnen wider Ihren Willen dienen — Ihr Vater selbst soll Ihrem Talente bald Gerechtigkeit erzeigen. Da kommt er!

Er steckt das Papier in die rechte Tasche.

Sechster Auftritt.

Beide Firmins. Selicour.

Firmin. Hier, mein Freund! — aber reinen Mund gehalten.

Gibt ihm das Papier heimlich.

Selicour. Ich weiß zu schweigen.

Steckt das Papier in die linke Rocktasche.

Karl vor sich. Tat ich Unrecht, sie ihm zu geben — Was kann er aber auch am Ende mit meinen Versen machen?

Selicour. Meine werten Freunde! Sie haben mir eine köstliche Viertelstunde geschenkt — Aber man vergißt sich in Ihrem Umgang. — Der Minister wird auf mich warten —

ich reiße mich ungern von Ihnen los, denn man gewinnt immer etwas bei ſo würdigen Perſonen.

Geht ab, mit beiden Händen an ſeine Rocktaſchen greifend.

Siebenter Auftritt.

Beide Firmins.

Firmin. Das iſt nun der Mann, den du einen Ränkeſchmied und Kabalenmacher nennſt — und kein Menſch nimmt hier mehr Anteil an mir als er!

Karl. Sie mögen mich nun für einen Träumer halten — Aber je mehr er Ihnen ſchön tut, deſto weniger trau ich ihm — Dieſer ſüße Ton, den er bei Ihnen annimmt — Entweder er braucht Sie, oder er will Sie zugrund richten.

Firmin. Pfui über das Mißtrauen! — Nein, mein Sohn! Und wenn ich auch das Opfer der Bosheit werden ſollte — ſo will ich doch ſo ſpät als möglich das Schlechte von andern glauben.

Achter Auftritt.

Vorige. La Roche.

La Roche. Sind Sie da, Herr Firmin! — Es macht mir herzliche Freude — Der Miniſter will Sie beſuchen.

Karl. Meinen Vater —

Firmin. Mich?

La Roche. Ja, Sie! — Ich hab es wohl bemerkt, wie ich ein Wort von Ihnen fallen ließ, daß Sie ſchon ſeine Aufmerkſamkeit erregt hatten. — Dieſem Selicour iſt auch gar nicht wohl dabei zu Mute — So iſt mein heutiger Schritt doch zu etwas gut geweſen.

Karl. O ſo ſehen Sie ſich doch wider Ihren eignen Willen ans Licht hervor gezogen! — Welche glückliche Begebenheit!

Firmin. Ja! Ja! Du siehst mich in deinen Gedanken schon als Ambassadeur und Minister — Herr von Narbonne wird mir einen kleinen Auftrag zu geben haben, das wirds alles sein!

La Roche. Nein, nein, sag ich Ihnen — er will Ihre nähere Bekanntschaft machen — Und das ists nicht allein! Nein! Nein! Die Augen sind ihm endlich aufgegangen! Dieser Selicour, ich weiß es, ist seinem Fall nahe! Noch heute — Es ist schändlich und abscheulich — doch ich sage nichts. — Der Minister ließ in Ihrem Hause nach Ihnen fragen, man sagte ihm, Sie seien auf dem Bureau — Ganz gewiß sucht er Sie hier auf! Sagt ichs nicht? Sieh, da ist er schon!

Er tritt nach dem Hintergrund zurück.

Neunter Auftritt.

Narbonne zu den Vorigen.

Narbonne. Ich habe Arbeiten von Ihnen gesehen, Herr Firmin, die mir eine hohe Idee von Ihren Einsichten geben, und von allen Seiten hör ich Ihre Rechtschaffenheit, Ihre Bescheidenheit rühmen. — Männer Ihrer Art brauche ich höchst nötig — Ich komme deswegen, mir Ihren Beistand, Ihren Rat, Ihre Mitwirkung in dem schweren Amte auszubitten, das mir anvertraut ist. — Wollen Sie mir Ihre Freundschaft schenken, Herr Firmin?

Firmin. So viel Zutrauen beschämt mich und macht mich stolz. — Mit Freude und Dankbarkeit nehme ich dieses gütige Anerbieten an — aber ich fürchte, man hat Ihnen eine zu hohe Meinung von mir gegeben.

Karl. Man hat Ihnen nicht mehr gesagt, als wahr ist, Herr von Narbonne! — Ich bitte Sie, meinem Vater in diesem Punkte nicht zu glauben.

Firmin. Mache nicht zuviel Rühmens, mein Sohn, von einem ganz gemeinen Verdienst.

Narbonne. Das ist also Ihr Sohn, Herr Firmin?

Firmin. Ja.

Narbonne. Der Karl Firmin, dessen meine Mutter und Tochter noch heute Morgen gedacht haben?

Karl. Ihre Mutter und die liebenswürdige Charlotte haben sich noch an Karl Firmin erinnert?

Narbonne. Sie haben mir sehr viel Schmeichelhaftes von Ihnen gesagt.

Karl. Möchte ich so viele Güte verdienen!

Narbonne. Es soll mich freuen, mit Ihnen, braver junger Mann, und mit Ihrem würdigen Vater mich näher zu verbinden — Herr Firmin! Wenn es meine Pflicht ist, Sie aufzusuchen, so ist es die Ihre nicht weniger, sich finden zu lassen. Mag sich der Unfähige einer schimpflichen Trägheit ergeben! — Der Mann von Talent, der sein Vaterland liebet, sucht selbst das Auge seines Chefs und bewirbt sich um die Stelle, die er zu verdienen sich bewußt ist. — Der Dummkopf und der Nichtswürdige sind immer bei der Hand, um sich mit ihrem anmaßlichen Verdienste zu brüsten — wie soll man das wahre Verdienst unterscheiden, wenn es sich mit seinen verächtlichen Nebenbuhlern nicht einmal in die Schranken stellt? — Bedenken Sie, Herr Firmin, daß man für das Gute, welches man *nicht* tut, so wie für das Böse, welches man *zuläßt*, verantwortlich ist.

Karl. Hören Sie's nun, mein Vater!

Firmin. Geben Sie mir Gelegenheit, meinem Vaterlande zu dienen, ich werde sie mit Freuden ergreifen!

Narbonne. Und mehr verlang ich nicht — damit wir besser miteinander bekannt werden, so speisen Sie beide diesen Abend bei mir. Sie finden eine angenehme Gesellschaft — Ein paar gute Freunde, einige Verwandte — Aller Zwang wird entfernt sein, und meine Mutter, die durch meinen neuen Stand nicht stolzer geworden ist, wird Sie aufs freundlichste empfangen, das versprech ich Ihnen.

Firmin. Wir nehmen Ihre gütige Einladung an.

Karl vor sich. Ich werde Charlotten sehen!

La Roche beiseite. Die Sachen sind auf gutem Weg — der Augenblick ist günstig — Frisch, noch einen Ausfall auf diesen Selicour! **Kommt vorwärts.** So lassen Sie endlich dem Verdienst Gerechtigkeit widerfahren, gut! Nun ist noch übrig, auch das Laster zu entlarven — Glücklicherweise finde ich Sie hier und kann da fortfahren, wo ich es diesen Morgen gelassen. — Dieser Selicour brachte mich heute zum Stillschweigen — ich machte es ungeschickt, ich gesteh es, daß ich so mit der Türe ins Haus fiel, aber wahr bleibt wahr! Ich habe doch recht! Sie verlangten Tatsachen — Ich bin damit versehen.

Narbonne. Was? Wie?

La Roche. Dieser Mensch, der sich das Ansehen gibt, als ob er seiner Mutter und seiner ganzen Familie zu Stütze diente, er hat einen armen Teufel von Vetter schön empfangen, der heute in seiner Einfalt, in gutem Vertrauen zu ihm in die Stadt kam, um eine kleine Versorgung durch ihn zu erhalten. Fortgejagt wie einen Taugenichts hat ihn der Heuchler! So geht er mit seinen Verwandten um — und wie schlecht sein Herz ist, davon kann seine notleidende Mutter —

Firmin. Sie tun ihm sehr Unrecht, lieber La Roche! Eben dieser Vetter, den er soll fortgejagt haben, kehrt, mit seinen Wohltaten überhäuft und von falschen Hoffnungen geheilt, in sein Dorf zurück!

Narbonne. Eben mit diesem Vetter hat er sich recht gut betragen.

La Roche. Wie? Was?

Narbonne. Meine Mutter war ja bei dem Gespräch zugegen.

Firmin. Lieber La Roche! Folgen Sie doch nicht so der Eingebung einer blinden Rache.

La Roche. Schön, Herr Firmin! Reden Sie ihm noch das Wort!

Firmin. Er ist abwesend, es ist meine Pflicht, ihn zu verteidigen. —

Narbonne. Diese Gesinnung macht Ihnen Ehre, Herr Firmin; auch hat sich Herr Selicour in Ansehung Ihrer noch heute eben so betragen. — Wie erfreut es mich, mich von so würdigen Personen umgeben zu sehen. — Zu La Roche. Sie aber, der den armen Selicour so unversöhnlich verfolgt, Sie scheinen mir wahrlich der gute Mann nicht zu sein, für den man Sie hält! — Was ich bis jetzt noch von Ihnen sah, bringt Ihnen wahrlich schlechte Ehre!

La Roche vor sich. Ich möchte bersten — Aber nur Geduld!

Narbonne. Ich bin geneigt, von dem guten Selicour immer besser zu denken, je mehr Schlimmes man mir von ihm sagt, und ich gehe damit um, ihn mir näher zu verbinden.

Karl betroffen. Wieso?

Narbonne. Meine Mutter hat gewisse Plane, die ich vollkommen gut heiße — Auch mit Ihnen habe ich es gut vor, Herr Firmin! — diesen Abend ein mehreres. — Bleiben Sie ja nicht lange aus. Zu Karl. Sie, mein junger Freund, legen sich auf die Dichtkunst, hör ich, meine Mutter hat mir heute Ihr Talent gerühmt. — Lassen sie uns bald etwas von Ihrer Arbeit hören. — Auch ich liebe die Musen, ob ich gleich ihrem Dienst nicht leben kann. — Ihr Diener, meine Herren! — Ich verbitte mir alle Umstände.

Er geht ab.

Zehnter Auftritt.

Vorige ohne Narbonne.

Karl. Ich werde sie sehen! Ich werde sie sprechen! — Aber diese gewissen Plane der Großmutter — Gott! ich zittre. — Es ist gar nicht mehr zu zweifeln, daß sie diesem Selicour bestimmt ist.

Firmin. Nun, mein Sohn! Das ist ja heute ein glücklicher Tag!

La Roche. Für Sie wohl, Herr Firmin — aber für mich!

Firmin. Sein Sie außer Sorgen. Ich hoffe, alles wieder ins Gleiche zu bringen. — Zu Karl. Betrage dich klug, mein Sohn! wenigſtens unter den Augen des Miniſters vergiß dich nicht.

Karl. Sorgen Sie nicht! Aber auch Sie, mein Vater, rühren Sie ſich einmal!

Firmin. Schön! Ich erhalte auch meine Lektion.

Karl. Und habe ich nicht recht, Herr La Roche?

Firmin. Laß dir ſein Beiſpiel wenigſtens zu einer Warnung dienen. — Mut gefaßt, La Roche! Wenn meine Fürſprache etwas gilt, ſo iſt Ihre Sache noch nicht verloren.

Er geht ab.

Eilfter Auftritt.

Karl Firmin und La Roche.

La Roche. Nun, was ſagen Sie? Iſt das erlaubt, daß Ihr Vater ſelbſt mich Lügen ſtraft und den Schelmen in Schutz nimmt?

Karl. Beſter Freund, ich habe heute früh Ihre Dienſte verſchmäht, jetzt flehe ich um Ihre Hilfe. Es iſt nicht mehr zu zweifeln, daß man ihr den Selicour zum Gemahl beſtimmt. Ich bin nicht wert ſie zu beſitzen, aber noch weniger verdient es dieſer Nichtswürdige!

La Roche. Braucht's noch eines Sporns, mich zu hetzen? Sie ſind Zeuge geweſen, wie man mich um ſeinetwillen mißhandelt hat! Hören Sie mich an! Ich habe in Erfahrung gebracht, daß der Miniſter ihm noch heute eine ſehr wichtige und kitzlige Arbeit aufgetragen, die noch vor Abend fertig ſein ſoll. Er wird ſie entweder gar nicht leiſten oder doch etwas höchſt Elendes zu Markte bringen. So kommt ſeine Unfähigkeit ans Licht. Trotz ſeiner ſüßlichten Manieren haſſen ihn alle und

wünschen seinen Fall. Keiner wird ihm helfen, dafür steh ich, so verhaßt ist er! —

Karl. Meinen Vater will ich schon davon abhalten. — Ich sehe jetzt wohl, zu welchem Zweck er mir mein Gedicht abschwatzte. Sollte er wohl die Stirne haben, sich in meiner Gegenwart für den Verfasser auszugeben?

La Roche. Kommen Sie mit mir in den Garten, er darf uns nicht beisammen antreffen. — Du nennst dich meinen Meister, Freund Selicour! Nimm dich in acht — — Dein Lehrling formiert sich, und noch vor Abend sollst du bei ihm in die Schule gehen!

Gehen ab.

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Madame Belmont. Charlotte.

Mad. Belmont. Bleib da, Charlotte! Wir haben ein Wörtchen miteinander zu reden, eh die Gesellschaft kommt. — Sage mir, mein Kind! Was hältst du von dem Herrn Selicour?

Charlotte. Ich, Mama?

Mad. Belmont. Ja, du!

Charlotte. Nun, ein ganz angenehmer, verdienstvoller würdiger Mann scheint er mir zu sein.

Mad. Belmont. Das hör ich gerne! Ich freue mich, liebes Kind, daß du eine so gute Meinung von ihm hast — denn, wenn dein Vater und ich etwas über dich vermögen, so wird Herr Selicour bald dein Gemahl sein.

Charlotte betroffen. Mein Gemahl?

Mad. Belmont. Fällt dir das auf?

Charlotte. Herr Selicour?

Mad. Belmont. Wir glaubten nicht beſſer für dein Glück ſorgen zu können —

Charlotte. Von Ihren und meines Vaters Händen will ich gerne einen Gatten annehmen — Aber, Sie werden mich für grillenhaft halten, liebe Großmama! — Ich weiß nicht — dieſer Herr Selicour, den ich übrigens hochſchätze — gegen den ich nichts einzuwenden habe — ich weiß nicht, wie es kommt — wenn ich mir ihn als meinen Gemahl denke, ſo — ſo empfinde ich in der Tiefe meines Herzens eine Art von —

Mad. Belmont. Doch nicht von Abneigung?

Charlotte. Von Grauen möcht ichs ſogar nennen! Ich weiß, daß ich ihm Unrecht tue, aber ich kann es nun einmal nicht überwinden. — Ich fühle weit mehr Furcht vor ihm als Liebe.

Mad. Belmont. Schon gut! Dieſe Furcht kennen wir, meine Tochter!

Charlotte. Nein, hören Sie! —

Mad. Belmont. Eine angenehme mädchenhafte Schüchternheit! Das muß ich wiſſen, glaube mir. — Bin ich nicht auch einmal jung geweſen? — Uebrigens ſteht dieſe Partie deiner Familie an. — Ein Mann, der alles weiß — ein Mann von Geſchmack — ein feiner Kenner — und ein ſo gefälliger bewährter Freund. — Auch reißt man ſich in allen Häuſern um ihn. — Wäre er nicht eben jetzt ſeiner Mutter wegen bekümmert, ſo hatte er mir dieſen Abend eine Romanze für dich verſprochen — denn er kann alles, und dir möchte er gern in jeder Kleinigkeit zu Gefallen ſein. — Aber ich hör ihn kommen! Er läßt doch niemals auf ſich warten! Wahrlich, es gibt ſeinesgleichen nicht!

Zweiter Auftritt.

Selicour zu den Vorigen.

Selicour. Sie verlangten heute ein gefühlvolles zärtliches Lied von mir! Ich habe mein möglichſtes getan, Madame — und lege es Ihnen hier zu Füßen.

Mad. Belmont. Wie, Herr Selicour? Sie haben es wirklich ſchon fertig? — In der Tat, ich fürchtete, daß die übeln Nachrichten —

Selicour. Welche Nachrichten?

Mad. Belmont. Von Ihrer Mutter —

Selicour. Von meiner Mutter! — Ja — Ich — ich habe eben einen Brief von ihr erhalten — einen Brief, worin ſie mir meldet, daß ſie endlich —

Mad. Belmont. Daß ſie die tauſend Taler erhalten — Nun, das freut mich —

Selicour. Hätte ich ſonſt die Faſſung haben können? — Aber, dem Himmel ſei Dank! — Jetzt iſt mir dieſer Stein vom Herzen, und in der erſten Freude ſetzte ich dieſe Strophen auf, die ich die Ehre gehabt, Ihnen zu überreichen.

Mad. Belmont zu Charlotten. Er hätte dich gejammert, wenn du ihn geſehen hätteſt — Da wars, wo ich ſein ganzes treffliches Herz kennen lernte. — Herr Selicour, ich liebe Ihre Romanze, noch eh ich ſie geleſen.

Dritter Auftritt.

Vorige. Narbonne.

Narbonne. Selicour hier bei Ihnen! Ei, ei, liebe Mutter, Sie ziehen mir ihn von nötigeren Dingen ab. — Er hat ſo dringend zu tun, und Sie beladen ihn noch mit unnützen Aufträgen.

Mad. Belmont. Sieh, ſieh, mein Sohn! — Will er nicht gar böſe werden.

Narbonne. Was ſoll aus dem Aufſatz werden, der doch ſo wichtig und ſo dringend iſt?

Selicour. Der Aufſatz iſt fertig. Hier iſt er!

Narbonne. Was, ſchon fertig?

Selicour. Und ich bitte Sie, zu glauben, daß ich weder Zeit noch dabei Mühe geſpart habe.

Narbonne. Aber wie ist das möglich?

Selicour. Die Mißbräuche der vorigen Verwaltung haben mir nur zu oft das Herz schwer gemacht — Ich konnte es nicht dabei bewenden lassen, sie bloß müßig zu beklagen — Dem Papiere vertraute ich meinen Unwillen, meinen Tadel, meine Verbesserungsplane an, und so trifft es sich, daß die Arbeit, die Sie mir auftrugen, schon seit lange im stillen von mir gemacht ist — Es sollte mir wahrlich auch nicht an Mut gefehlt haben, öffentlich damit hervorzutreten, wenn die Regierung nicht endlich von selbst zur Einsicht gekommen wäre und in Ihrer Person einen Mann aufgestellt hätte, der alles wieder in Ordnung bringt — Jetzt ist der Zeitpunkt da, von diesen Papieren öffentlichen Gebrauch zu machen — Es fehlte nichts, als die Blätter zurechtzulegen, und das war in wenig Augenblicken geschehen!

Mad. Belmont. Nun mein Sohn! Du kannst zufrieden sein, denk ich — Herr Selicour hat deinen Wunsch erfüllt, eh er ihn wußte, hat dir in die Hand gearbeitet, und ihr kommt einander durch den glücklichsten Zufall entgegen —

Narbonne. Mit Freuden seh ich, daß wir einverstanden sind. — Geben Sie, Herr Selicour, noch heute Abend sende ich den Aufsatz an die Behörde.

Selicour vor sich. Alles geht gut — Jetzt diesen Firmin weggeschafft, der mir im Weg ist. Laut. Werden Sie mir verzeihen, Herr von Narbonne? — Es tut mir leid, es zu sagen — aber ich muß fürchten, daß die Anklage des Herrn La Roche diesen Morgen doch einigen Eindruck gemacht haben könnte.

Narbonne. Nicht den mindesten.

Selicour. Ich habe es befürchtet. — Nach allem, was ich sehe, hat dieser La Roche meine Stelle schon an jemanden vergeben.

Narbonne. Wie?

Selicour. Ich habe immer sehr gut gedacht von Herrn Firmin, aber, ich gesteh es — ich fange doch endlich an, an ihm irre zu werden.

Narbonne. Wie? Sie haben mir ja noch heute ſeine Gutmütigkeit gerühmt.

Selicour. Iſt auch dem Gutmütigſten bis auf einen gewiſſen Punkt zu trauen? — Ich ſehe mich von Feinden umgeben. Man legt mir Fallſtricke.

Narbonne. Sie tun Herrn Firmin Unrecht. Ich kenne ihn beſſer, und ich ſtehe für ihn.

Selicour. Ich wünſchte, daß ich eben ſo von ihm denken könnte.

Narbonne. Der ſchändliche Undank dieſes La Roche muß Sie natürlicherweiſe mißtrauiſch machen. Aber wenn Sie auch nur den Schatten eines Zweifels gegen Herrn Firmin haben, ſo werden Sie ſogleich Gelegenheit haben, von Ihrem Irrtum zurückzukommen.

Selicour. Wie das?

Narbonne. Er wird im Augenblick ſelbſt hier ſein.

Selicour. Herr Firmin — hier?

Narbonne. Hier — Ich konnte mirs nicht verſagen. Ich hab ihn geſehen!

Selicour. Geſehen! Vortrefflich!

Narbonne. Er und ſein Sohn ſpeiſen dieſen Abend mit uns.

Selicour. Speiſen — Sein Sohn! Vortrefflich!

Mad. Belmont und Charlotte. Karl Firmin?

Narbonne. Der junge Offizier, deſſen Verdienſte Sie mir ſo oft gerühmt haben. — Ich habe Vater und Sohn zum Nachteſſen eingeladen.

Mad. Belmont. Ich werde ſie mit Vergnügen willkommen heißen.

Narbonne zu Selicour. Sie haben doch nichts dawider?

Selicour. Ich bitte ſehr — Ganz im Gegenteil!

Mad. Belmont. Ich bin dem Vater ſchon im voraus gut um des Sohnes willen. Und was ſagt unſre Charlotte dazu?

Charlotte. Ich, Mama — ich bin ganz Ihrer Meinung!

Narbonne. Sie können ſich alſo ganz offenherzig gegen einander erklären.

Selicour. O das bedarfs nicht – im geringſten nicht – Wenn ichs geſtehen ſoll, ich habe Herrn Firmin immer für den redlichſten Mann gehalten – und tat ich ihm einen Augenblick Unrecht, ſo bekenne ich mit Freuden meinen Irrtum – Ich für meinen Teil bin überzeugt, daß er mein Freund iſt.

Narbonne. Er hat es bewieſen! Er ſpricht mit großer Achtung von Ihnen – Zwar kenn ich ihn nur erſt von heute, aber gewiß verdient er –

Selicour einfallend. Alle die Lobſprüche, die ich ihm, wie Sie wiſſen, noch vor kurzem erteilt habe – So bin ich einmal! Mein Herz weiß nichts von Mißgunſt!

Narbonne. Er verbindet einen geſunden Kopf mit einem vortrefflichen Herzen, und kein Menſch kann von Ruhmſucht freier ſein als er. Was gilts? Er wär imſtande, einem andern das ganze Verdienſt von dem zu laſſen, was er geleiſtet hat!

Selicour. Meinen Sie?

Narbonne. Er wäre der Mann dazu!

Mad. Belmont. Sein Sohn möchte in dieſem Stück nicht ganz ſo denken.

Charlotte. Jawohl, der iſt ein junger feuriger Dichterkopf, der keinen Scherz verſteht.

Selicour. Würde der wohl einem andern den Ruhm ſeines Werks abtreten?

Charlotte. O daran zweifle ich ſehr!

Narbonne. Ich liebe dieſes Feuer an einem jungen Kriegsmann.

Selicour. O allerdings, das verſpricht!

Narbonne. Jeder an ſeinen rechten Platz geſtellt, werden ſie beide vortrefflich zu brauchen ſein.

Selicour. Es iſt doch gar ſchön, wie Sie die fähigen Leute ſo aufſuchen!

Narbonne. Das iſt meine Pflicht.

Er ſpricht mit ſeiner Tochter.

Selicour. Das wars! Zu Madame Belmont, beiſeite. Ein Wort, Madame! – Man könnte doch glauben, Sie zerſtreuten mich von meinen Berufsgeſchäften – Wenn alſo dieſen Abend mein Gedicht ſollte geſungen werden, ſo – nennen Sie mich nicht!

Mad. Belmont. Wenn Sie nicht wollen, nein.

Selicour. Ja – mir fällt ein. – Wie? Wenn ich, größerer Sicherheit wegen, jemanden aus der Geſellſchaft darum anſpräche, ſich als Verfaſſer zu bekennen.

Mad. Belmont. Wie? Sie könnten einem andern den Ruhm davon abtreten?

Selicour. Pah! Das iſt eine Kleinigkeit!

Beide Firmin treten ein.

Charlotte erblickt ſie, lebhaft. Da kommen ſie!

Vierter Auftritt.

Vorige. Beide Firmins.

Narbonne ihnen entgegen. Ich habe Sie längſt erwartet, meine Herren! – Nur herein! Nur näher! Sein Sie herzlich willkommen! – Hier, Herr Firmin, meine Mutter und hier meine Tochter – Sie ſind kein Fremdling in meiner Familie.

Mad. Belmont zu Karl Firmin. Ich hatte mirs nicht erwartet, Sie hier in Paris zu ſehen, es iſt ſehr angenehm, ſich mit lieben Freunden ſo unvermutet zuſammen zu finden.

Karl. Dieſer Name hat einen hohen Wert für mich. Zu Charlotten. Sie haben Ihre Tante doch wohl verlaſſen?

Charlotte. Ja, Herr Firmin!

Karl. Es waren unvergeßliche Tage, die ich in Ihrem Hauſe verlebte. Dort wars, mein Fräulein –

Narbonne zu Firmin, dem Vater. Laſſen wir die jungen Leute ihre Bekanntſchaft erneuern. – Nun, Herr Firmin! Da iſt Selicour!

Selicour zu Firmin. In der Tat — ich bin — ich kann nicht genug sagen, wie erfreut ich bin — Sie bei dem Herrn von Narbonne eingeführt zu sehen.

Narbonne. Sie sind beide die Männer dazu, einander Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Zu Firmin. Er hat etwas auf dem Herzen, ich wünschte, daß Sie sich gegeneinander erklärten, meine Herren!

Selicour. O nicht doch! Nicht doch! Herr Firmin kennt mich als seinen Freund.

Narbonne. Und sein Sie versichert, er ist auch der Ihrige. Ich wünschte, Sie hätten es gehört, mit welcher Wärme er noch heute Ihre Partei nahm. Ganz gewiß hat dieser La Roche wieder —

Selicour. Aber was in aller Welt mag doch den La Roche so gegen mich aufhetzen?

Narbonne. Dieser La Roche ist mein Mann nicht — wenigstens hab ich eine schlechte Meinung von seinem Charakter.

Firmin. Sie tun ihm Unrecht. Ich habe heute gegen ihn gesprochen, aber diesmal muß ich ihn verteidigen.

Selicour. Es ist ganz und gar nicht nötig. Ich schätze ihn, ich kenne sein gutes Herz und kenne auch seine Sparren — Und mag er mich am Ende bei der ganzen Welt anschwärzen, wenn er nur bei Ihnen keinen Glauben fand! — Sie sehen, wir sind fertig — Unser Streit ist beigelegt, es braucht keiner weitern Erklärung.

Mad. Belmont. Nun, wollen Sie nicht Platz nehmen, meine Herren?

Selicour zu Karl Firmin. Es ist schon übergeben das Gedicht.

Karl. Wirklich?

Selicour. Die alte Mama hat es, und den Verfasser habe ich ihr nicht verschwiegen. Madame Belmont beiseite führend. Wissen Sie, was ich gemacht habe?

Mad. Belmont. Nun!

Selicour. Der junge Firmin — Sie wiſſen, er gibt ſich mit Verſemachen ab.

Mad. Belmont. Ja! — Nun!

Selicour. Ich hab ihn erſucht, ſich für den Verfaſſer des Liedchens zu bekennen -- Er läßt ſichs gefallen!

Mad. Belmont. Läßt ſichs gefallen? Das glaub ich!

Selicour. Daß Sie mich ja nicht Lügen ſtrafen!

Narbonne. Aber bis unſre andern Gäſte kommen, liebe Mutter, laſſen Sie uns eine kleine Unterhaltung ausdenken — Zum Spiel lade ich Sie nicht ein — Wir können uns beſſer beſchäftigen.

Firmin. Sie haben zu befehlen.

Karl. Es wird von Madame abhängen.

Charlotte. Lieben Sie noch immer die Muſik, Herr Firmin?

Narbonne. Es iſt ja wahr, du ſingſt nicht übel — Laß hören. — Haſt du uns nicht irgend etwas neues vorzutragen?

Karl. Wenn es Fräulein Charlotten nicht zu viel Mühe macht. —

Charlotte. Hier hat man mir ſoeben einige Strophen zugeſtellt.

Narbonne. Gut! Ich werde, mit Ihrer Erlaubnis, unterdeſſen das Memoire unſers Freundes durchleſen.

Selicour. Aber wir werden Sie ſtören, Herr von Narbonne!

Narbonne. Nicht doch! Ich bin gewohnt, im ärgſten Geräuſch zu arbeiten — und hier iſt nur vom Leſen die Rede!

Er geht auf die entgegengeſetzte Seite, wo er ſich niederſetzt.

Selicour. Wenn Sie aber doch lieber —

Narbonne. Verzeihen Sie! aber es leidet keinen Aufſchub. Die Pflicht geht allem vor!

Mad. Belmont. Laſſen wir ihn denn, wenn er es ſo will, und nehmen unſer Lied vor.

Alle ſetzen ſich. Charlotte ans Ende, Madame Belmont neben Charlotten, Selicour zwiſchen Madame Belmont und Karln, neben letztern Firmin der Vater.

Charlotte. Die Melodie ist gleich gut gewählt, wie ich sehe.

Mad. Belmont. Der Verfasser ist nicht weit — ich kann ihn ohne Brille sehen.

Selicour zu Madame Belmont, leise. Verraten Sie mich nicht. — Das gilt Ihnen, mein Lieber! Zu Karl Firmin.

Charlotte. Ihm! Wie?

Firmin. Ist das wahr, Karl? Wärest du —

Selicour. Er ist der Verfasser.

Charlotte zu ihrer Großmutter. Wie? Herr Firmin wäre der Verfasser!

Mad. Belmont laut. Ja! — Heimlich. Nenne den wahren Verfasser ja nicht —

Charlotte. Warum nicht?

Mad. Belmont. Aus Ursachen. Zu Selicour. Wollen Sie Charlotten nicht akkompagnieren?

Selicour. Mit Vergnügen.

Firmin ärgerlich zu seinem Sohn. Gewiß wieder eine übereilte Arbeit — aber das muß einmal gedichtet sein —

Karl. Aber, lieber Vater, hören Sie doch erst, eh Sie richten!

Charlotte singt.

An der Quelle saß der Knabe,
Blumen band er sich zum Kranz,
Und er sah sie, fortgerissen,
Treiben in der Wellen Tanz —
„Und so fliehen meine Tage
Wie die Quelle rastlos hin,
Und so schwindet meine Jugend
Wie die Kränze schnell verblühn!"

Mad. Belmont Selicour ansehend. Dieser Anfang verspricht schon viel!

Selicour auf Karl Firmin zeigend. Diesem Herrn da gehört das Kompliment.

Mad. Belmont. Gut! Gut! Ich verstehe!

Firmin. Der Gedanke ist alltäglich, gemein.

Karl. Aber er ist doch wahr.

Narbonne auf der entgegengesetzten Seite mit dem Aufsatz beschäftigt. Die Einleitung ist sehr gut und erweckt sogleich die Aufmerksamkeit.

Charlotte singt wieder.

„Fraget nicht, warum ich traure
In des Lebens Blütenzeit,
Alles freuet sich und hoffet,
Wenn der Frühling sich erneut!
Aber diese tausend Stimmen
Der erwachenden Natur
Wecken in dem tiefen Busen
Mir den schweren Kummer nur!"

Mad. Belmont. Zum Entzücken!

Firmin. Nicht übel.

Selicour zu Karl Firmin. Sie sehen, wie alles Sie bewundert.

Narbonne lesend. Trefflich entwickelt und nachdrücklich vorgetragen — Lesen Sie doch mit mir, Herr Firmin!

Firmin tritt zum Minister und liest über seine linke Schulter.

Mad. Belmont. Ganz göttlich!

Selicour zu Narbonne tretend. Ich habe aber freilich dem Herrn Firmin viel, sehr viel dabei zu danken.

Tritt wieder auf die andere Seite zwischen Karl Firmin und Madame Belmont, doch ohne die andere Gruppe aus den Augen zu verlieren.

Charlotte singt wieder.

„Was kann mir die Freude frommen,
Die der schöne Lenz mir beut,
Eine nur ists, die ich suche,
Sie ist nah und ewig weit.
Sehnend breit ich meine Arme
Nach dem teuren Schattenbild,
Ach ich kann es nicht erreichen,
Und das Herz bleibt ungestillt!

Komm herab, du schöne Holde,
Und verlaß dein stolzes Schloß,
Blumen, die der Lenz geboren,
Streu ich dir in deinen Schoß.
Horch, der Hain erschallt von Liedern,
Und die Quelle rieselt klar!
Raum ist in der kleinsten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar."

Mad. Belmont. Wie rührend der Schluß ist! — Das liebe Kind ist ganz davon bewegt worden.

Charlotte. Ja, es mag es gemacht haben wer will, es ist aus einem Herzen geflossen, das die Liebe kennt!

Selicour verneigt sich gegen Charlotten. Dies ist ein schmeichelhaftes Lob.

Karl. Was? Er bedankt sich —

Selicour schnell zu Karl Firmin sich umdrehend. Nicht wahr, lieber Freund?

Mad. Belmont. Ich bin ganz davon hingerissen —

Selicour bückt sich gegen Madame Belmont. Gar zu gütig, Madame!

Karl. Wie versteh ich das?

Selicour eben so schnell wieder zu Karl Firmin. Nun! Sagt ichs Ihnen nicht! Sie haben den vollkommensten Sieg davon getragen.

Karl. Hält er mich zum Narren?

Narbonne. Das Werk ist vortrefflich! Ganz vortrefflich!

Selicour zu Firmin dem Vater. Sie sehen, ich habe mich ganz an Ihre Ideen gehalten.

Firmin lächelt. Ich muß gestehen, ich merke so etwas.

Charlotte. Ich weiß nicht, welchem von beiden Herren —

Selicour zu Charlotten, indem er auf Karl Firmin deutet. Ein süßer Triumph für den Verfasser!

Narbonne den Aufsatz zusammenlegend. Ein wahres Meisterwerk. In der Tat!

Selicour bückt sich gegen Narbonne. Gar zu viel Ehre!

Mad. Belmont wiederholt die letzte Strophe.

Horch, der Hain erſchallt von Liedern,
Und die Quelle rieſelt klar!
Raum iſt in der kleinſten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar.

Schön! Himmliſch! dem widerſtehe wer kann! — Selicour, es bleibt dabei! Sie heiraten meine Charlotte!

Karl. O Himmel!

Charlotte. Was hör ich!

Narbonne ſteht auf. Ich kenne wenig Arbeiten, die ſo vortrefflich wären — Selicour, Sie ſind Geſandter!

Karl. Mein Gott!

Narbonne. Sie ſinds! Ich ſtehe Ihnen für Ihre Ernennung! Wer das ſchreiben konnte, muß ein rechtſchaffener Mann, muß ein Mann von hohem Genie ſein!

Selicour. Aber erlauben Sie — Ich weiß nicht, ob ich es annehmen darf — Zufrieden mit meinem jetzigen Loſe —

Narbonne. Sie müſſen ſich von allem losreißen, wenn der Staat Sie anderswo nötig hat.

Selicour. Dürfte ich mir nicht wenigſtens Herrn Firmin zu meinem Sekretär ausbitten?

Firmin. Wo denken Sie hin? Mich? Mich? Zu Ihrem Sekretär?

Selicour. Ja, Herr Firmin! Ich habe Sie ſehr nötig!

Karl. Das will ich glauben.

Narbonne. Das wird ſich finden! Nun! Wie iſt die Muſik abgelaufen?

Selicour. Fräulein Charlotte hat ganz himmliſch geſungen.

Fünfter Auftritt.

Michel zu den Vorigen.

Michel. Die Geſellſchaft iſt im Saal verſammelt —

Narbonne. Sie ſind ſo gütig, liebe Mutter, ſie zu emp-

fangen — Ich will dieses jetzt auf der Stelle absenden — Leise zu Selicour. Gewinnen Sie die Einwilligung meiner Tochter, und mit Freuden erwähle ich Sie zum Sohn — Noch einmal! Das Werk ist vortrefflich, und ich gäbe viel darum, es gemacht zu haben.

Ab.

Selicour zu Karl. Nun, genießen Sie Ihres Triumphs, Herr Firmin! — Zu Charlotten. Unser junger Freund weiß die Komplimente ganz gut aufzunehmen.

Charlotte. Nach den hübschen Sachen, die ich von ihm gesehen, hätte ich nicht geglaubt, daß er nötig haben würde, sich mit fremden Federn zu schmücken.

Selicour. Bloße Gefälligkeit, mein Fräulein! — Aber die Gesellschaft wartet —

Firmin zu seinem Sohn. Nun, du hast ja ganz gewaltiges Lob eingeerntet! Selicour gibt Charlotten den Arm.

Karl. Ja, ich hab Ursache, mich zu rühmen.

Mad. Belmont zu Selicour. Recht, recht! Führen Sie Charlotten — Es kleidet ihn doch alles. Er ist ein scharmanter Mann! Sie nimmt Firmins Arm.

Selicour auf Firmin zeigend. Diesem Herrn, nicht mir gebührt das Lob — Ich weiß in der Tat nicht, wie ich mirs zueignen darf — Alles, was ich bin, was ich gelte, ist ja sein Verdienst.

Gehen ab.

Sechster Auftritt.

Karl allein zurückbleibend.

Meine Unruhe würde mich verraten. — Ich muß mich erst fassen, eh ich ihnen folgen kann. — Habe ich wirklich die Geduld gehabt, dies alles zu ertragen? — Ein schöner Triumph, den ich davontrug. — Aus Spott machten sie mir das Kompliment.

— Es iſt offenbar, daß ſie ihn und nicht mich für den Verfaſſer halten. Ich bin ihr Narr, und der Schelm hat allein die Ehre.

Siebenter Auftritt.

Karl. La Roche.

La Roche. Sieh da, Herr Firmin! — So ganz allein — Es geht alles nach Wunſch vermutlich.

Karl. O ganz vortrefflich!

La Roche. Ich habe auch gute Hoffnung.

Karl. Selicour ſteht in größerm Anſehen als jemals.

La Roche. Sieh doch! Was Sie ſagen!

Karl. Es gibt keinen fähigern Kopf, keinen bravern Biedermann.

La Roche. Iſts möglich? Aber dieſer wichtige Aufſatz, den der Miniſter ihm aufgetragen und dem er ſo ganz und gar nicht gewachſen iſt.

Karl. Der Aufſatz iſt fertig.

La Roche. Gehen Sie doch.

Karl. Er iſt fertig, ſag ich Ihnen.

La Roche. Sie ſpotten meiner! Es iſt nicht möglich.

Karl. Ein Meiſterſtück an Stil und Inhalt!

La Roche. Es iſt nicht möglich, ſag ich Ihnen!

Karl. Ich ſage Ihnen, es iſt! — Der Aufſatz iſt geleſen, bewundert und wird jetzt eben abgeſchickt.

La Roche. So muß er einen Teufel in ſeinem Solde haben, der für ihn arbeitet.

Karl. Und dieſe Geſandtſchaftsſtelle!

La Roche. Nun, die Geſandtſchaft —

Karl. Er erhält ſie! Er erhält die Hand des Fräuleins!

La Roche. Sie kann ihn nicht leiden.

Karl. Sie wird nachgeben.

La Roche. Die Gesandtschaft mitsamt dem Mädchen! Nein, beim Teufel! Das kann nicht sein! Das darf nicht sein! — Wie? Was? Dieser Heuchler, dieser niederträchtige Bube sollte einen Preis hinwegschnappen, der nur der Lohn des Verdienstes ist. — Nein, so wahr ich lebe! Das dürfen wir nicht zugeben, wir, die wir ihn kennen. Das ist gegen unser Gewissen, wir wären seine Mitschuldigen, wenn wir das duldeten!

Karl. Gleich, auf der Stelle will ich die Großmutter aufsuchen. — Ich will ihr die Augen öffnen wegen des Gedichts —

La Roche. Wegen des Gedichts — Von dem Gedicht ist hier auch die Rede — Bei der alten Mama mag er sich damit in Gunst setzen, aber meinen Sie, daß der Minister sich nach so einer Kleinigkeit bestimmen lasse — Nein, Herr! Dieses Memoire ists, das so vortrefflich sein soll, und das er irgendwo muß herbei gehext haben — denn gemacht hat ers nicht, nun und nimmer, darauf schwör ich — aber seine ganze Hexerei sind seine Kniffe! Und mit seinen eignen Waffen müssen wir ihn schlagen. Auf dem geraden Wege gings nicht — so müssen wir einen krummen versuchen. Halt, da fällt mir ein — Ja, das wird gehen — Nur fort — fort, daß man uns nicht beisammen findet.

Karl. Aber keine Unbesonnenheit, Herr La Roche! Bedenken Sie, was auf dem Spiele steht.

La Roche. Meine Ehre steht auf dem Spiele, junger Herr, und die liegt mir nicht weniger am Herzen als euch die Liebe. — Fort! Hinein! Sie sollen weiter von mir hören.

Achter Auftritt.

La Roche allein.

Laß sehen — Er suchte von jeher die schwachen Seiten seiner Obern auszuspüren, um sich ihnen notwendig zu machen. Noch diesen Morgen hatte ers mit dem Kammerdiener — Der Kerl

iſt ein Plauderer — Es wollte etwas von einem galanten Abenteuer des Miniſters verlauten — Er habe Zimmer beſprochen in der Vorſtadt. — Ich glaube kein Wort davon, aber man könnte verſuchen — Doch ſtill! Da kömmt er!

Neunter Auftritt.

La Roche und Selicour.

Selicour ohne ihn zu bemerken. Alles geht nach Wunſch, und doch bin ich nicht ganz ohne Sorgen — Noch hab ich weder die Stelle noch die Braut, und da iſt Sohn und Vater, die mir auf den Dienſt lauren und mir jeden Augenblick beides wegfiſchen können — Wenn ich ſie entfernen könnte — Aber wie? Dem Miniſter iſt nicht beizukommen — Dieſe Leute, die ihren geraden Weg gehen, brauchen niemand — man kann ſie nicht in ſeine Gewalt bekommen — Ja, wenn er etwas zu vertuſchen hätte — wenn ich ihm eine Schwäche ablauren könnte, die mich ihm unentbehrlich machte!

La Roche vor ſich. Recht ſo! Der läuft mir in die Hände!

Selicour. Ach, ſieh da! Herr La Roche!

La Roche. Ich bin's, und ich komme, Herr Selicour —

Selicour. Was wollen Sie?

La Roche. Mein Unrecht einzugeſtehen!

Selicour. Aha!

La Roche. Das mir nicht einmal etwas geholfen hat!

Selicour. Das iſt das beſte! denn es lag wahrlich nicht an Ihrer boshaften Zunge, wenn ich nicht ganz zugrunde gerichtet bin.

La Roche. Das iſt leider wahr, und ich darf daher kaum hoffen, daß Sie mir vergeben können.

Selicour. Aha! Steht es ſo? Fangen wir an, geſchmeidiger zu werden?

La Roche. Zu der ſchönen Stelle, die Sie mir zugedacht haben, kann ich mir nun wohl keine Hoffnung mehr machen —

Aber, um unsrer alten Freundschaft willen, schaden Sie mir wenigstens nicht!

Selicour. Ich Ihnen schaden!

La Roche. Tun Sie's nicht! Haben Sie Mitleid mit einem armen Teufel!

Selicour. Aber —

La Roche. Und da sich jemand gefunden, der sich bei dem Minister meiner annehmen will —

Selicour. So! Hat sich jemand? Und wer ist das?

La Roche. Eine Dame, an die der Kammerdiener Michel mich gewiesen hat.

Selicour. Kammerdiener Michel! So! Kennen Sie diesen Michel?

La Roche. Nicht viel! Aber, weil es sein Neffe ist, der mich aus meiner Stelle vertreibt, so will er mir gern einen Gefallen erzeigen —

Selicour. Die Dame ist wohl eine Anverwandte vom Minister?

La Roche. Sie soll ein schönes Frauenzimmer sein — er soll in der Vorstadt ein Quartier für sie suchen —

Selicour. Gut, gut, ich will ja das alles nicht wissen. — Und wie heißt die Dame?

La Roche. Das weiß ich nicht.

Selicour. Gut! Gut!

La Roche. Michel wird Ihnen wohl Auskunft darüber geben können.

Selicour. Mir? Meinen Sie, daß mir so viel daran liege?

La Roche. Ich sage das nicht.

Selicour. Ich frage nichts darnach — Ich bekümmere mich ganz und gar nicht um diese Sachen. — Morgen wollen Sie diese Dame sprechen?

La Roche. Morgen.

Selicour. Es scheint da ein großes Geheimnis —

La Roche schnell. Freilich! Freilich! Darum bitte ich Sie, sich ja nichts davon merken zu lassen —

Selicour. Gut! Gut! Nichts mehr davon. — Ich werde Ihnen nicht ſchaden, Herr La Roche! — Es iſt einmal mein Schickſal, Undankbare zu verpflichten. — Trotz der ſchlimmen Dienſte, die Sie mir haben leiſten wollen, liebe ich Sie noch — und daß Sie ſehen, wie weit meine Gefälligkeit geht, ſo will ich mit Ihrer Beſchützerin gemeine Sache machen — Ja, das will ich — zählen Sie darauf.

La Roche. Ach, Sie ſind gar großmütig!

Selicour. Aber laſſen Sie ſich das künftig zur Lehre dienen —

La Roche. O gewiß, Sie ſollen ſehen —

Selicour. Genug. Laſſen wirs gut ſein.

La Roche. Er hat angebiſſen. Er iſt ſo gut, als ſchon gefangen! Wie viel ſchneller kommt man doch mit der Spitzbüberei als mit der Ehrlichkeit.

Ab.

Selicour. Jetzt gleich zu dieſem Kammerdiener Michel! — Es iſt hier ein Liebeshandel. Ganz gewiß — Vortrefflich! Ich halte dich feſt, Narbonne! — Du biſt alſo auch ein Menſch — Du haſt Schwachheiten — und ich bin dein Gebieter.

Geht ab.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

La Roche kommt.

Sie ſitzen noch an Tafel — Er wird gleich herauskommen, der Miniſter — Hab ich mich doch ganz außer Atem gelaufen — Aber, dem Himmel ſei Dank, ich bin auf der Spur, ich weiß alles — Hab ich dich endlich, Freund Selicour! — Mit dem Miniſter war nichts für dich zu machen, ſolang er tugendhaft war — aber Gott ſegne mir ſeine Laſter! Da gibts Geheimniſſe zu ver-

schweigen! Da gibts Dienste zu erzeigen! Und der Vertraute, der Kuppler hat gewonnen Spiel — Er glaubt dem Minister eine Schwachheit abgemerkt zu haben — Welch herrlicher Spielraum für seine Niederträchtigkeit! — Nur zu! Nur zu! Wir sind besser unterrichtet, Freund Selicour! — Und dir ahnet nicht, daß wir dir eine böse, böse Schlinge legen — Der Minister kommt — Mut gefaßt! Jetzt gilt es, den entscheidenden Streich zu tun. —

Zweiter Auftritt.

Narbonne. La Roche.

Narbonne. Was seh' ich? Sind Sie es schon wieder, der mich hat herausrufen lassen?

La Roche. Möge dies die letzte Unterredung sein, die Sie mir bewilligen, Herr von Narbonne, wenn ich Sie auch diesmal nicht überzeugen kann — Ihre eigene Ehre aber und die meine erfordern es, daß ich darauf bestehe — Alles, was ich bis jetzt versucht habe, diesen Herrn Selicour in Ihrer guten Meinung zu stürzen, ist zu seiner Ehre und zu meiner Beschämung ausgeschlagen — dennoch gebe ich die Hoffnung nicht auf, ihn endlich zu entlarven.

Narbonne. Das geht zu weit! — Meine Geduld ist am Ende!

La Roche. Ein einziges Wort, Herr Minister! — Sie suchen eben jetzt ein Quartier in der Vorstadt? Ists nicht so?

Narbonne. Wie? Was ist das?

La Roche. Es ist für ein Frauenzimmer bestimmt, die sich mit ihrer ganzen Familie im größten Elend befindet. Hab ich nicht recht?

Narbonne. Wie? Was? Sie erdreisten sich, meinen Schritten nachzuspüren?

La Roche. Zürnen Sie nicht — Ich hab es bloß Ihrem Freund Selicour nachgetan. Er war es, der diesen Morgen

zuerſt dieſe Nachricht von Ihrem Kammerdiener herauszulocken wußte — Er gab der Sache ſogleich die beleidigendſte Auslegung — Ich hingegen habe Urſache, ganz anders davon zu denken. Denn daß ichs nur geſtehe, ich ſtellte genauere Nachforſchung an — ich war dort — ich ſah das Frauenzimmer, von dem die Rede iſt — Er lacht. Sie hat ein ganz anſehnliches Alter — Selicour hält ſie für eine junge Schönheit — — O entrüſten Sie ſich nicht — ich bitte — laſſen Sie ihn ankommen! Hören Sie ihn zu Ende, und wenn Sie ihn nicht als einen ganzen Schurken kennen lernen, ſo will ich mein ganzes Leben lang ein Schelm ſein. — Da kommt er — ich will ihm nur Platz machen, damit Sie's auf der Stelle ergründen.

Ab.

Narbonne. Der raſende Menſch! Wie weit ihn ſeine Leidenſchaft verblendet! Wie? Selicour könnte — Nein, nein, nein, nein, es iſt nicht möglich! nicht möglich!

Dritter Auftritt.

Narbonne. Selicour.

Selicour beiſeite. Er iſt allein! Jetzt kann ichs anbringen! — Wenn ich jetzt nicht eile, mich ihm notwendig zu machen, ſo ſetzt dieſer Firmin ſich in ſeine Gunſt. — Hab ich einmal ſein Geheimnis, ſo iſt er ganz in meinen Händen.

Narbonne. Ich denke eben daran, lieber Selicour, was man im Miniſterium zu Ihrem Aufſatz ſagen wird — Ich hab ihn ſogleich abgehen laſſen, er wird dieſen Augenblick geleſen, und ich zweifle nicht, er wird den vollkommenſten Beifall haben.

Selicour. Wenn er den Ihrigen hat, ſo ſind alle meine Wünſche befriedigt. Vor ſich. Wie leit ichs nur ein? — Wagen kann ich dabei nichts, denn die Sache iſt richtig. Ich will nur geradezu gehen —

Narbonne. Sie ſcheinen in Gedanken, lieber Selicour!

Selicour. Ja — ich — ich denke nach, welche boshafte Auslegungen doch die Verleumdung den unschuldigsten Dingen zu geben imstand ist.

Narbonne. Was meinen Sie damit?

Selicour. Es muß heraus — Ich darf es nicht länger bei mir behalten — Böse Zungen haben sich Angriffe gegen Sie erlaubt — Es hat verlauten wollen — Ich bitte — beantworten Sie mir ein paar Fragen, und verzeihen Sie der besorgten Freundschaft, wenn ich unbescheiden scheine.

Narbonne. Fragen Sie! Ich will alles beantworten.

Selicour. Wenn ich Ihrem Kammerdiener glauben darf, so suchen Sie ein Quartier in der Vorstadt.

Narbonne. Weil Sie es denn wissen — ja.

Selicour. Und ganz in geheim, hör ich.

Narbonne. Ich habe bis jetzt wenigstens ein Geheimnis daraus gemacht.

Selicour. Für ein unverheiratetes Frauenzimmer?

Narbonne. Ja.

Selicour. Die Ihnen sehr — stockt — sehr wert ist?

Narbonne. Ich gestehe es, ich nehme großen Anteil an ihr.

Selicour vor sich. Er hat es gar keinen Hehl — Die Sache ist richtig. — Und Sie möchten gern das Aufsehen vermeiden, nicht wahr?

Narbonne. Wenn es möglich wäre, ja!

Selicour. Ach gut! Gut! Ich verstehe! Die Sache ist von zärtlicher Natur, und die Welt urteilt so boshaft. — Aber ich kann Ihnen dienen.

Narbonne. Sie?

Selicour. Kann Ihnen dienen! Verlassen Sie sich auf mich.

Narbonne. Aber wie denn?

Selicour. Ich schaffe Ihnen, was Sie brauchen.

Narbonne. Wie denn? Was denn?

Selicour. Ich habs! Ich schaffs Ihnen — Ein stilles Häuschen, abgelegen — einfach von außen und unverdächtig!

— Aber innen aufs zärtlichſte eingerichtet — die Meubles, die Tapeten nach dem neueſten Geſchmack — ein Kabinett — himmliſch und reizend — kurz — das ſchönſte Boudoir, das weit und breit zu finden.

Narbonne vor ſich. Sollte La Roche Recht behalten — Laut. Und welche geheime Urſache hätte ich, ein ſolches Quartier zu ſuchen.

Selicour lächelnd. In Sachen, die man vor mir geheim halten will, weiß ich mich einer vorlauten Neugier zu enthalten — Erkennen Sie übrigens einen dienſtfertigen Freund in mir — Es iſt nichts, wozu ich nicht bereit wäre, um Ihnen gefällig zu ſein. Befehlen Sie, was Sie wollen, ich werde gehorchen, ohne zu unterſuchen — Sie verſtehen mich.

Narbonne. Vollkommen.

Selicour. Man muß Nachſicht haben. — Ich — ich halte zwar auf gute Sitten — Aber was dieſen Punkt betrifft — Wenn man nur den öffentlichen Anſtoß vermeidet — Ich gehe vielleicht darin zu weit — aber das gute Herz reißt mich hin — und mein höchſter Wunſch iſt, Sie glücklich zu ſehen —

Vierter Auftritt.

Vorige. Michel.

Michel. Soeben gibt man dieſe Briefe ab.

Narbonne zu Selicour. Die ſind für Sie.

Selicour. Mit Ihrer Erlaubnis! Es ſind Geſchäftsbriefe, die gleich expediert ſein wollen — Friſch zur Arbeit und friſch ans Vergnügen. So bin ich einmal!

Geht ab.

Fünfter Auftritt.

Narbonne allein.

Kaum kann ich mich von meinem Erſtaunen erholen — Dieſer Selicour — ja, nun zweifle ich nicht mehr, dieſer Selicour war

der schändliche Helfershelfer meines Vorgängers — Ich gebe mich nicht für besser als andere, jeder hat seine Fehler — aber sich mit dieser Schamlosigkeit anzubieten — Und diesem Nichtswürdigen wollte ich mein Kind hinopfern — mit diesem Verräter wollte ich den Staat betrügen? — Aus Freundschaft will er alles für mich tun, sagt er! Sind das unsere Freunde, die unsern Lastern dienen?

Sechster Auftritt.

Narbonne und La Roche.

La Roche. Nun, er ging soeben von Ihnen hinweg — darf ich fragen?

Narbonne. Ich habe Sie und ihn unrecht beurteilt — Sie haben mir einen wesentlichen Dienst erzeigt, Herr La Roche, und ich lasse Ihnen endlich Gerechtigkeit widerfahren!

La Roche mit freudiger Rührung. Bin ich endlich für einen redlichen Mann erkannt? Darf ich das Haupt wieder frei erheben?

Narbonne. Sie haben es erreicht — Sie haben den Betrüger entlarvt — Aber, wie soll ich eine so lang bewährte Ueberzeugung aufgeben, daß Geist und Talent bei keinem verderbten Herzen wohnen? — Dieser Mensch, den ich jetzt als einen Niederträchtigen kennen lerne, er hat mir noch heute eine Schrift zugestellt, die dem größten Staatsmann und Schriftsteller Ehre machte — Ist es möglich? Ich begreife es nicht — So gesunde Begriffe, so viel Geist bei einem so weggeworfenen Charakter! Ich habe das Memoire auf der Stelle ans Gouvernement gesendet, und ich will wetten, daß die Briefe, die ich soeben erhalte, von dem Lobe desselben voll sind. Er erbricht einen der Briefe und liest. Ganz richtig! Es ist, wie ich sagte!

La Roche. Ich kann nicht daraus klug werden — Das Werk ist also wirklich gut?

Narbonne. Vortrefflich!

La Roche. So wollte ich wetten, daß er nicht der Verfasser ist.

Narbonne. Wer sollte es denn sein?

La Roche. Er ists nicht, ich will meine Seele zum Pfand setzen — denn am Ende will ich ihm doch noch eher Herz als Kopf zugestehen. — Wenn man versuchte — Ja! — Richtig — Ich hab es! — Das muß gelingen — Herr von Narbonne! Wenn Sie mir beistehen wollen, so soll er sich selbst verraten.

Narbonne. Wie denn?

La Roche. Lassen Sie mich machen — Er kömmt! Unterstützen Sie mich!

Siebenter Auftritt.

Vorige. Selicour.

La Roche mit Leidenschaft. Mein Gott! Welches entsetzliche Unglück!

Selicour. Was gibts, Herr La Roche?

La Roche. Welche Veränderung in einem einzigen Augenblick!

Selicour. Was haben Sie? Was bedeutet dieses Jammern, dieser Ausruf des Schreckens?

La Roche. Ich bin wie vom Donner getroffen!

Selicour. Aber was denn?

La Roche. Dieser Unglücksbrief — Soeben erhält ihn der Minister — zu Narbonne. Darf ich? Soll ich?

Narbonne. Sagen Sie alles!

La Roche. Er ist gestürzt!

Selicour. Um Gottes willen!

La Roche. Seines Amtes entlassen!

Selicour Es ist nicht möglich!

La Roche. Nur zu wahr! Es wollte schon vorhin etwas davon verlauten, ich wollt es nicht glauben, ich eilte hieher, mich selbst zu unterrichten — und nun bestätigt es der Minister selbst!

Selicour. So ist sie wahr, diese schreckliche Neuigkeit?

Narbonne bestätigt es mit einem stummen Zeichen.

Letzter Auftritt.

Vorige. Madame Belmont. Charlotte. Beide Firmin.

La Roche. Kommen Sie, Madame! Kommen Sie, Herr Firmin! —

Mad. Belmont. Was gibts?

La Roche. Trösten Sie unsern Herrn — Sprechen Sie ihm Mut zu in seinem Unglücke!

Mad. Belmont. Seinem Unglücke!

Charlotte. Mein Gott? Was ist das?

La Roche. Er hat seine Stelle verloren.

Charlotte. Großer Gott!

Selicour. Ich bin erstaunt wie Sie!

Mad. Belmont. Wer konnte ein solches Unglück vorhersehen!

Karl Firmin leidenschaftlich. So ist das Talent geächtet, so ist die Redlichkeit ein Verbrechen in diesem verderbten Lande! Der rechtschaffene Mann behauptet sich kaum einen Tag lang, und das Glück bleibt nur dem Nichtswürdigen getreu.

Narbonne sehr ernst. Nichts übereilt, junger Mann! — Der Himmel ist gerecht, und früher oder später erreicht den Schuldigen die Strafe.

Selicour. Aber sagen Sie mir! Kennt man denn nicht wenigstens die Veranlassung dieses unglücklichen Vorfalls?

La Roche. Leider, nur zu gut kennt man sie. Ein gewisses Memoire ist Schuld an dem ganzen Unglück.

Firmin lebhaft. Ein Memoire! Dasselbe vielleicht, das ich Sie heute lesen sah? Zum Minister.

Selicour. Wo die Regierung selbst mit einer Freiheit, einer Kühnheit behandelt wurde —

La Roche. Ganz recht! Das nämliche.

Selicour. Nun da haben wirs! Hatte ich nun Unrecht, zu sagen, daß es nicht immer rätlich ist, die Wahrheit zu sagen?

Narbonne. Wo die Pflicht spricht, da bedenke ich nichts.

Und was auch der Erfolg ſei, nie werde ichs bereuen, meine Pflicht getan zu haben.

Selicour. Schön gedacht! Allerdings! Aber es koſtet Ihnen auch einen ſchönen Platz!

La Roche. Und damit iſts noch nicht alle! Es könnten wohl auch noch andre um den ihrigen kommen. — Man weiß, daß ein Miniſter ſelten Verfaſſer der Schriften iſt, die aus ſeinem Bureau herauskommen.

Selicour. Wieſo? Wie das?

La Roche vor ſich. Bei dem fällt kein Streich auf die Erde!

Firmin. Erklären Sie ſich deutlicher!

La Roche. Man will ſchlechterdings herausbringen, wer dieſe heftige Schrift geſchmiedet hat.

Selicour. Will man? Und da würde er wohl in den Sturz des Miniſters mit verwickelt werden?

La Roche. Freilich! Das iſt ſehr zu beſorgen.

Selicour. Nun, ich bins nicht!

Firmin. Ich bin der Verfaſſer!

Narbonne Was hör ich?

Mad. Belmont. Was? Sie, Herr Firmin?

Firmin. Ich bins, und ich rühme mich deſſen.

La Roche zu Narbonne. Nun, was ſagt ich Ihnen?

Firmin. Den Ruhm dieſer Arbeit konnte ich dem Herrn Selicour gern überlaſſen, aber nicht ſo die Gefahr und die Verantwortung — Ich habe geſchwiegen bis jetzt, aber nun muß ich mich nennen.

Karl. Recht ſo, mein Vater! Das heißt als ein Mann von Ehre geſprochen — Seien Sie auf Ihr Unglück ſtolz, Herr von Narbonne! — Mein Vater kann nichts Strafbares geſchrieben haben — O mein Herz ſagt mir, dieſer Unfall kann eine Quelle des Glückes werden — Charlottens Hand wird kein Opfer der Verhältniſſe mehr ſein — Die Größe verſchwindet, und Mut gewinnt die furchtſame Liebe.

Mad. Belmont. Was hör ich! Herr Firmin!

Firmin. Verzeihen Sie die Wärme seines Anteils, sein volles Herz vergreift sich im Ausdruck seiner Gefühle!

Narbonne. So hat denn jeder von Ihnen sein Geheimnis verraten — Herr Firmin! Sie sind der Verfasser dieses Memoire, so ist es billig, daß Sie auch den Ruhm und die Belohnung davon ernten. — Das Gouvernement ernennt Sie zum Gesandten — Da alle ihr Erstaunen bezeugen. Ja, ich bin noch Minister, und ich freue mich es zu sein, da ich es in der Gewalt habe, das wahre Verdienst zu belohnen.

Mad. Belmont. Was ist das?

Selicour in der höchsten Bestürzung. Was hab ich gemacht!

Narbonne zu Selicour. Sie sehen Ihr Spiel verraten — Wir kennen Sie nun, Heuchler an Talent und an Tugend — Niedriger Mensch, konnten Sie mich für Ihresgleichen halten?

La Roche. Wie schändlich er eine edle Tat auslegte! Ich weiß alles aus dem Munde der Dame selbst. Dieses Frauenzimmer, für das er Ihnen eine strafbare Neigung andichtete — es ist eine kranke, eine bejahrte Matrone, die Witwe eines verdienstvollen Offiziers, der im Dienst des Vaterlandes sein Leben ließ und gegen den Sie die Schuld des Staates bezahlten.

Narbonne. Nichts mehr davon, ich bitte Sie! — Zu Selicour. Sie sehen, daß Sie hier überflüssig sind.

Selicour entfernt sich still.

La Roche. Es tut mir leid um den armen Schelm — wohl wußt ichs vorher, mein Haß würde sich legen, sobald es mit seiner Herrlichkeit aus sein würde.

Firmin drückt ihm leise die Hand. Lassen Sies gut sein. Wir wollen ihn zu trösten suchen.

La Roche. Basta, ich bin dabei.

Narbonne zu Karl. Unser lebhafter junger Freund ist auf einmal ganz stumm geworden — Ich habe in Ihrem Herzen gelesen, lieber Firmin! — Der Ueberraschung danke ich Ihr Geheimnis und werde es nie vergessen, daß Ihre Neigung bei unserm Glücke bescheiden schwieg und nur laut wurde bei unserm Un-

glück. — Charlotte! Sie wirft ſich ſchweigend in ihres Vaters Arme. Gut, wir verſtehen uns! Erwarte alles von deines Vaters Liebe.

La Roche. Und ich will darauf ſchwören, Karl Firmin iſt der wahre Verfaſſer des Gedichts.

Mad. Belmont. Wärs möglich?

Charlotte mit einem zärtlichen Blick auf Karln. Ich habe nie daran gezweifelt!

Karl küßt ihr die Hand mit Feuer.

Mad. Belmont. O der beſcheidene junge Mann! Gewiß, er wird unſer Kind glücklich machen!

Narbonne. Bilden Sie ſich nach Ihrem Vater, und mit Freuden werde ich Sie zum Sohn annehmen — Halb zu den Mitſpielenden, halb zu den Zuſchauern. Diesmal hat das Verdienſt den Sieg behalten. — Nicht immer iſt es ſo. Das Geſpinſt der Lüge umſtrickt den Beſten, der Redliche kann nicht durchdringen, die kriechende Mittelmäßigkeit kommt weiter als das geflügelte Talent, der Schein regiert die Welt und die Gerechtigkeit iſt nur auf der Bühne.

Notiz in der Allgemeinen Zeitung vom 22. September 1803

Weimar, 4. September.

In höchster Anwesenheit Ihrer Königlichen Majestäten von Schweden zu Weimar ist der Wallenstein aufgeführt und der Verfasser dieses Stücks und der Geschichte des dreißigjährigen Krieges von des Königs Majestät mit einem kostbaren Brillantring beschenkt worden.

An Gottfried Körner.

Weimar, den 7. Januar 1803.

Du haſt mir diesmal zuviel zugetraut, wenn Du glaubteſt, daß ich ſo bald mit meinem Werk fertig ſein würde. Bei mir geht es ſo raſch nicht, weil ich gar zu oft durch meine unſtäte Geſundheit und Schlafloſigkeit unterbrochen werde und wegen zerſtörten Kopfs oft wochenlang pauſieren muß. Demohngeachtet bin ich nicht weit mehr vom Ziele und denke in den erſten Tagen des Februars fertig zu ſein. Das Stück iſt von der Länge eines gewöhnlichen Fünf-Akten-Stücks, und wenn ich bedenke, daß ich ſeit der Mitte Auguſts erſt an die Ausführung gegangen bin, ſo bin ich noch immer mit meinem Fleiße zufrieden.

Für das Theater möchte es aber keine Spekulation ſein und am wenigſten für das eurige, weil man da aufs Poetiſche gar nicht eingerichtet iſt. Die Handlung wird zwar theatraliſch genug ſein, aber die Ausführung iſt durchaus zu lyriſch für den gemeinen Zweck und, ich darf mit gutem Gewiſſen hinzuſetzen, für das Talent gemeiner Schauſpieler zu antik. Doch Du wirſt dieſes ſelbſt beurteilen, wenn ich Dir das fertige Manuſkript ſchicke, und je nachdem Du es findeſt, wollen wir uns mit Opitz einlaſſen oder nicht.

Ich weiß nicht, ob ich Dir zu Deiner übernommenen theatraliſchen Bemühung glückwünſchen ſoll. Je beſſer Du es zu machen glaubſt, deſto ſchlechter wird man Dirs danken, und am Ende für alle Deine Mühe wird Deine Belohnung ſein, daß

sie Dir bei der Vorstellung die Idee des ganzen Gedichts zerstören. Es ist eine böse Aufgabe, für dieses Lumpenpack zu arbeiten.

Du hast mir noch nichts von dem Aeschylus geschrieben, den ich Dir überschickt. Ich wünschte, daß er auf Dich dieselbe Wirkung möchte gemacht haben wie auf mich, denn noch nichts hat mir eine so echt poetische und hohe Stimmung gegeben. Wenn Du ihn nicht mehr brauchst, so sende mir ihn wieder.

Hat Minna das Paradies der Liebe gelesen, das in Ungers Journal der Romane steht? Es ist ein possierliches Produkt; ich kann es euch schicken. Der Verfasser ist ein Engländer, der sich jetzt hier aufhält, und der das Werk zuerst ins Deutsche übersetzt herausgab, eh er das Original wollte drucken lassen. Er kündigt der Ehe den Krieg an und trägt alles auf einen Haufen, was sich dagegen sagen läßt. Sein eigenes persönliches Interesse, weil er ein Maltheserritter und dabei ein häßlicher Affe ist, gibt den Schlüssel zu der Sache. Das Sujet, in der Form des Candide bearbeitet, hätte sehr glücklich ausfallen können; und auch so ist es, bei aller Roheit, nicht ohne Interesse und Verdienst.

Zum neuen Jahre sagen wir euch unsre herzlichsten Grüße. Möge uns dieses Jahr wieder vereinigen.

Notiere mir doch, welche Bände der Memoires Dir noch fehlen.

Dein

Sch.

An Luise Frankh.

Weimar, den 7. Jänner 1803.

Die guten Nachrichten von Deinem und des guten Patgens Befinden haben uns auf das innigste erfreut, liebste Schwester. Möge alles noch seinen guten Fortgang haben und die nächsten Nachrichten recht erfreulich lauten. Auch wir befinden uns in diesem gelinden Winter ganz erträglich, die Kinder und das Kleine besonders am allerbesten. Ich wollte, daß Du die kleinen Närrchen sehen könntest, sie würden Dir viel Freude machen. Aber Du selbst wirst diese Freude jetzt an Deinem eignen Kinde reichlich

empfinden und eine ganz neue Exiſtenz in den mütterlichen Sorgen und Beſchäftigungen kennen lernen.

Wer weiß, ob wir Dich dieſes Jahr nicht in Deiner Kinderſtube einmal überraſchen, denn es könnte kommen, daß ich mit meiner Frau eine Reiſe nach jenen Gegenden machte, die uns Dir auf einige Tagreiſen näher brächte, und dann würden wir dem Wunſch ſchwer widerſtehen können, Dich mit Deinem lieben Mann zu beſuchen. Schenke uns der Himmel nur bis dahin Geſundheit, ſo kann ſich vieles ſchicken und fügen.

Meine Lotte grüßt Dich und den lieben Schwager aufs freundſchaftlichſte und wird bald ſelbſt ſchreiben.

Ich umarme Dich von ganzem Herzen

Dein treuer Bruder

Sch.

Das Geld und die andern Sachen habe richtig erhalten und danke Dir aufs ſchönſte dafür.

An Friedrich Cotta.

Weimar, den 7. Jänner 1803.

Laſſen Sie mich, werteſter Freund, dieſes Jahr wie bisher Ihrer Freundſchaft empfohlen ſein.

Mein neues Stück hoffe ich in ſpäteſtens vier Wochen überſenden zu können. Sie können ſich immer auf elf Bogen einrichten; übrigens wünſche ich, daß es ganz wie die erſte Auflage des Wallenſtein und Maria Stuart gedruckt würde.

Die überſchickte Schriftprobe zu der Sammlung meiner Stücke will mir noch nicht einleuchten. Wenn es mit der Wahl Anſtand haben kann bis zur Meſſe, ſo wollen wir dies mündlich miteinander arrangieren. Das Papier und das Format iſt gut.

Die alte Ausgabe der Räuber iſt in meinen Händen, Sie brauchen ſich alſo nicht mehr darum zu bemühen.

Ich bin verlangend zu erfahren, ob Sie Millern haben bereden

können, mein Bild nach Dannekers Büſte für die Sammlung zu ſtechen. Wenn er es nicht ſelbſt ſtechen kann und will, ſo möchte ich nicht dazu raten, da das erſte Porträt einmal von ihm iſt und ein zweites von einer fremden Hand nicht die Vergleichung damit aushalten würde. Wenn wir das Bild nicht von ihm erhalten, ſo würde mir das liebſte ſein, wenn Wächter oder ein anderer guter Zeichner zwei Sujets, eins aus den Räubern und eins aus dem Fiesko, bearbeitete. Die Wahl ſtünde ihm frei, nur müßte ſie beſſer ausfallen als Rambergs bei der neuen Edition des Carlos.

Leben Sie wohl, werteſter Freund. Ich hoffe bald von Ihnen zu hören. Ganz der Ihrige.

Sch.

An Chriſtophine Reinwald.

Weimar, den 7. Januar 1803.

Ich kann dies neue Jahr nicht anfangen, ohne Dir, liebſte Schweſter, und dem guten Reinwald meine herzliche Liebe zu verſichern und mich der eurigen zu empfehlen. Vielleicht führt uns dieſes Jahr zuſammen, denn es kann geſchehen, daß wir nach den ſüdlichen Gegenden eine kleine Reiſe machen, und dann würde uns unſer Weg über Meinung[en] führen. Wenigſtens will ich mich dieſer Hoffnung freuen!

Wir haben uns bei dem gelinden Winter recht erträglich befunden, beſonders die Kinder. Die kleine Karoline blüht jetzt wie das Leben und macht uns unausſprechlich viel Freude.

Ich ſelbſt war nicht unfleißig und werde in vier Wochen mit einer neuen Tragödie und zwar im Stil der antiken Stücke fertig ſein. Ich muß mich freilich zuſammennehmen, damit Geld verdient wird; denn es iſt hier ein teurer Aufenthalt.

Die gute Fine, welche ſich unſers Lebens in Ludwigsburg und auf der Solitude noch wohl erinnert, wird erſchrecken, wenn ich ihr ſage, daß ich mit meiner Familie jetzt gerade zehnmal ſo viel

brauche als der Vater als Stabshauptmann Gage gehabt. Das beste ist, daß bei dem wachsenden Aufwand ich auch als Schriftsteller meine Arbeiten steigern kann, und wäre ich nur Herr meiner ganzen Zeit wie in gesunden Tagen, so wäre mir nicht leid, jährlich noch ein ansehnliches Kapital zurück zu legen.

In unserm neuen Hause wird es euch, wenn ihr uns einmal besucht, recht wohl gefallen. Es ist sehr heiter und freundlich und liegt sehr angenehm. Freilich haben wir diesen Sommer mit dem Bauen viel Schererei gehabt und große Kosten, auch das Ameublement hat gekostet, aber jetzt freuen wir uns auch dieses Besitzes und fühlen das angenehme einer eigenen unabhängigen und bequemen Wohnung, weil wir uns während unsrer ganzen Ehe immer in diesem Stück haben behelfen müssen.

Lotte empfiehlt sich eurem Andenken aufs beste und wird [bald schr]eiben. Herzlich umarme ich euch.

Euer treuer Bruder.

Sch.

An Wolfgang von Goethe.

Gegen die reiche Abwechslung Ihrer Beschäftigungen sticht meine auf einen einzigen Punkt gerichtete Tätigkeit sehr dürftig ab, auch kann ich Ihnen das Resultat meiner Einsamkeit nur durch die Tat beurkunden. Ich habe ein mißliches und nicht erfreuliches Geschäft, nämlich die Ausfüllung der vielen zurückgelassenen Lücken in den vier ersten Akten nun beendigt und sehe auf diese Weise wenigstens fünf Sechsteile des Ganzen fertig und säuberlich hinter mir, und das letzte Sechsteil, welches sonst immer das wahre Festmahl der Tragödiendichter ist, gewinnt auch einen guten Fortgang. Es kommt dieser letzten Handlung sehr zustatten, daß ich das Begräbnis des Bruders von dem Selbstmord des andern jetzt ganz getrennt habe, daß dieser jenen Aktus vorher rein beendigt als ein Geschäft, dem er vollkommen abwartet, und erst nach Endigung desselben, über dem Grabe des

Bruders, geschieht die letzte Handlung, nämlich die Versuche des Chors, der Mutter und der Schwester, den D. Cäsar zu erhalten, und ihr vereitelter Erfolg. So wird alle Verwirrung und vorzüglich alle bedenkliche Vermischung der theatralischen Zeremonie mit dem Ernst der Handlung vermieden.

Uebrigens haben sich im Lauf meines bisherigen Geschäfts noch verschiedene bedeutende Motive hervorgetan, die dem Ganzen sehr dienen.

Schwerlich aber werde ich mich vor vierzehn Tagen am Ziel meiner Arbeit sehen, sogern ich gewünscht hätte, das Werk noch auf den 8. Februar, als den Geburtstag des Archichancelier, fertig zu bringen, um ihm, der sich mit einem schönen Neujahrspräsent eingestellt hat, meine Aufmerksamkeit zu bezeugen.

Sonst haben mich die neuesten französischen Theatralia aus der Bibliothek beschäftigt, die der Herzog wollte, daß ich sie lesen sollte. Noch habe ich nichts darunter gefunden, das mich erfreut hätte oder das sich nur irgend zu einem Gebrauch qualifizierte. Aber eine französische Uebersetzung von Alfieri habe ich zu lesen angefangen, worüber ich aber jetzt noch nichts sagen mag. Aufmerksamkeit verdient übrigens diese Erscheinung, und ich freue mich, wenn ich mich durch die 21 Stücke hindurch gelesen habe, diese Angelegenheit mit Ihnen zu verhandeln. Ein Verdienst muß ich ihm auf jeden Fall zugestehen, welches aber freilich zugleich einen Tadel enthält. Er weiß einem den Gegenstand zu einem poetischen Gebrauch zuzubringen und erweckt die Lust, ihn zu bearbeiten; ein Beweis zwar, daß er selbst nicht befriedigt, aber doch ein Zeichen, daß er ihn aus der Prosa und Geschichte glücklich herausgewunden hat.

Wenn Sie Ihre Quarantäne zu brechen versucht werden können, so kommen Sie doch auf morgen abend zu uns und lassen mich morgen Vormittag es wissen.

Den Chladni werde ich nachmittags mit Vergnügen sehen.

Leben Sie recht wohl.

Sch.

An Wolfgang von Goethe.

Weimar, den 4. Februar 1803.

Mein Stück iſt fertig, und da ich etwas davon in dieſen Tagen verlauten ließ, ſo hat der Herzog von Meinungen den Wunſch geäußert, es zu hören. Weil es nun mein Dienſtherr iſt, dem ich eine Attention ſchuldig bin, und es ſich gerade trifft, daß ich ſeinen Geburtstag dadurch feiere, ſo werde ich es heute Abend um 5 Uhr in einer Geſellſchaft von Freunden und Bekannten und Feinden vorleſen. Sie will ich nicht dazu einladen, weil Sie nicht gern ausgehen und, wie ich glaube, auch lieber das Stück allein leſen oder hören. Ich habe mich in der Kataſtrophe viel kürzer gefaßt, als ich erſt wollte, überwiegender Gründe wegen.

Ihre heutige Einladung können wir alſo zwar nicht annehmen, aber welchen Tag Sie uns ſonſt beſtimmen, wollen wir erſcheinen. Mich verlangt ſehr die unterbrochenen Mitteilungen wieder zu erneuern.

Die Venus habe ich vorläufig bei meinem Schwager geſehen, zu meinem großen Vergnügen. Auch einen andern Kopf werden Sie bei ihm finden, der von großer Schönheit iſt, und im Abguß vortrefflich geraten.

Ein herzliches Lebewohl von Ihrem

Sch.

An Wolfgang von Goethe.

Weimar, den 5. Februar 1803.

Die geſtrige Vorleſung, von der ich mir eine ſehr mäßige Erwartung machte, weil ich mir mein Publikum nicht dazu auswählen konnte, iſt mir durch eine recht ſchöne Teilnahme belohnt worden, und die heterogenen Beſtandteile meines Publikums fanden ſich wirklich in einem gemeinſamen Zuſtande vereinigt. Die Furcht und der Schrecken erwieſen ſich in ihrer ganzen Kraft, auch die ſanftere Rührung gab ſich durch ſchöne Äußerungen kund — der Chor erfreute allgemein durch ſeine naiven

Motive und begeisterte durch seinen lyrischen Schwung, so daß ich, bei gehöriger Anordnung, mir auch auf den Brettern eine bedeutende Wirkung von dem Chore versprechen kann.

Ich habe Beckern mit zu der gestrigen Vorlesung eingeladen, Sie können also, wenn Sie ihn sprechen, abnehmen, wie sich diese neue Erscheinung in seinem Theaterkopfe darstellt. Er war sehr hingerissen und ist von der theatralischen Wirkung des Chors überzeugt.

Das Exemplar, aus welchem ich gestern vorlas, muß ich, der Verhältnisse wegen, dem Herzog schicken, weil er erwarten kann, unter den Ersten zu sein, denen ich das Stück mitteile, und meine gestrige Vorlesung davon sprechen gemacht hat. Vielleicht aber kann ich Ihnen doch noch vor Abend ein anderes Exemplar verschaffen. Alsdann wollen wir, wenn es Ihnen recht ist, etwa morgen Mittag zusammenkommen und darüber konferieren, denn ich wünschte das Stück, wenn es die Bühne betreten soll, baldmöglichst zu diesem Gebrauche einzurichten, um es auch nach Berlin, Hamburg und Leipzig versenden zu können.

Daß Sie den Cellinischen Anhang so weit fertig gebracht, höre ich sehr gerne, es ist in dieser Art von Arbeiten so etwas endloses, weil sie ihrer Natur nach atomistisch sind und sich schwer in eine Form bringen lassen.

Was Ihre freundliche Einladung betrifft, so will ich meinen Schwager erst vernehmen, welchen Abend er frei hat, und Ihnen noch heute Antwort sagen.

Leben Sie recht wohl.

Sch.

An Gottfried Körner.

Weimar, den 6. Februar 1803.

Mein Stück ist zwar seit etlichen Tagen fertig, aber weil ich das rein geschriebene Exemplar eiligst an Cotta übersenden muß, der es nach Wien zu schicken hat, um ein Privilegium darauf

zu erhalten, so kann ich Dir erst in acht Tagen eine Abschrift davon schicken.

Was die theatralische Repräsentation desselben betrifft, so habe ich jetzt, nachdem ich das Stück hier in einer sehr gemischten Gesellschaft von Fürsten, Schauspielern, Damen und Schulmeistern mit großem und übereinstimmendem Effekt produziert habe, etwas mehr Hoffnung, es mitsamt dem Chor auch auf die Bühne bringen zu können. Es ist nichts nötig, als daß ich den Chor, ohne an den Worten das geringste zu verändern, in fünf oder sechs Individuen auflöse, womit ich mich jetzt eben beschäftige. Von dem dazu zubereiteten Exemplare lasse ich sogleich einige Abschriften nehmen, um sie nach Berlin, Hamburg und Dresden zu versenden. Du kannst also, wenn man Dich fragt, das Stück binnen vierzehn Tagen Opitzen für zehn Karolin versprechen. — Von dem Chor brauchst Du ihm gar nichts zu sagen, denn sie sollen mir das Stück spielen, ohne nur zu wissen, daß sie den Chor der alten Tragödie auf die Bühne gebracht haben.

Heute nichts weiter, ich werde abgerufen. Alles ist bei uns erträglich wohl, und wir hoffen von euch ein Gleiches. Herzlich umarmen wir euch dreie.

Dein

Sch.

An Wolfgang von Goethe.

Weimar, den 8. Februar 1803.

Wir werden uns heute abend nach dem Konzerte sämtlich bei Ihnen einstellen und uns freuen, etwas Schönes zu sehen und zu hören.

Der Schlitten wird mir und meiner Frau um halb eins recht willkommen sein. Früher habe ich, da ich spät aufgestanden, noch einige Geschäfte zu expedieren.

Der Chor hat sich bereits in einen Cajetan, Berengar, Manfred, Bohemund, Roger und Hippolyt, sowie die zwei Boten in einen Lanzelot und Olivier verwandelt, so daß das Stück jetzt von Personen wimmelt.

S.

An Friedrich Cotta.

Weimar, den 11. Februar 1803.

Hier, lieber Freund, erfolgt die Braut von Messina, davon Sie in aller Eile eine Abschrift müssen machen lassen, um es nach Wien zu schicken, denn mein Original, das ich Ihnen hier schicke, ist für den Setzer sorgfältig eingerichtet und berechnet und von allen Schreibfehlern möglichst gereinigt. Das Stück muß völlig so im Druck eingeteilt werden, wie im Manuskripte, und übrigens wird die Form des ersten Wallenstein beibehalten.

Den eigentlichen Titel nebst einer Vorerinnerung sende ich nach, Sie können völlige eilf Bogen rechnen.

Ich habe mir mit diesem Werke eine verteufelte Mühe gegeben, es ist das erste, soviel ich weiß, das in neueren Sprachen nach der Strenge der alten Tragödie verfaßt ist. Da es um einige Bogen kleiner ist als die Maria Stuart und also um etwas wohlfeiler verkauft werden muß, so lasse ich 50 Dukaten von unserm neuen Kontrakte nach.

Aber ich muß Ihnen eine rechte Strenge bei der Korrektur empfehlen, nehmen Sie ja einen exakten Mann dazu, Goethe klagt sehr über die Druckfehler im Was wir bringen und auch im Cellini und will nichts mehr im Reich drucken lassen. Bei bedeutenden Druckfehlern muß ich darauf bestehen, daß Kartons eingelegt werden und bitte mir daher die Aushängebogen zu übersenden.

Leben Sie recht wohl. Nächstens mehr, die Post geht sogleich.

Sch.

An Gottfried Körner.

Weimar, den 14. Februar 1803.

Endlich stellt sich die Braut von Messina bei euch ein; laßt sie eine freundliche Aufnahme finden. Es gehört immer unter meine besten Freuden, wenn ich etwas neues, fertig ge-

wordenes an den alten Körner und die lieben Weibchen einsiegeln kann.

Alles grüßt herzlich.

Dein

Sch.

An Wilhelm von Humboldt.

Weimar, den 17. Februar 1803.

Lassen Sie mich, mein teurer Freund, meinen ersten Brief, den ich Ihnen nach Rom schreibe, nicht mit Entschuldigungen beginnen, die immer ein böses Zeichen sind. — Verzeihen Sie mein langes Stillschweigen und strafen Sie mich nicht durch das Ihrige. Es macht uns herzliche Freude, Sie nun in Rom leidlich etabliert zu sehen, es wird nach und nach schon werden, denn der Mensch und der Deutsche besonders bildet sich seine Welt, und was keine Bildung annimmt, lernt er ertragen. Denken Sie in Ihrem milden Klima an unsern eisernen Himmel, indem ich Ihnen schreibe, liegt alles von Schnee begraben, und es sieht aus, als wenn es in Ewigkeit nicht wieder Sommer werden könnte — dennoch leben auch wir, ja wir tragen mitten im Winter Blumen und Früchte. Ich habe vor 18 Tagen meine Tragödie geendigt, eine Abschrift davon, die ich Ihnen in 14 Tagen absende, soll mein langes Stillschweigen ein wenig expiieren. Mein erster Versuch einer Tragödie in strenger Form wird Ihnen Vergnügen machen, Sie werden daraus urteilen, ob ich als Zeitgenosse des Sophokles auch einmal einen Preis davon getragen haben möchte. Ich hab es nicht vergessen, daß Sie mich den modernsten aller neueren Dichter genannt und mich also im größten Gegensatz mit allem, was antik heißt, gedacht haben. Es sollte mich also doppelt freuen, wenn ich Ihnen das Geständnis abzwingen könnte, daß ich auch diesen fremden Geist mir zu eigen machen können. Ich will indes nicht leugnen, daß mir ohne eine größere Bekanntschaft, die ich indes mit dem Aeschylus gemacht, diese Versetzung in die alte Zeit schwerer

würde angekommen sein. Vielleicht ist Ihnen nicht bekannt, daß eine Uebersetzung des Prometheus, der Sieben von Theben, der Perser und der Eumeniden von Stolberg, noch in seiner bessern Zeit gemacht, jetzt herausgekommen. Ich kann nicht leugnen, sie hat mir einen hohen Eindruck von Aeschylus gemacht, wieviel auch von seinem Geist mag verloren gegangen sein. Jetzt höre ich, wird Jacobs in Gotha den ganzen Aeschylus in deutscher Uebersetzung liefern.

Es ist jetzt ein so kläglicher Zustand in der ganzen Poesie, der Deutschen und Ausländer, daß alle Liebe und aller Glaube dazu gehört, um noch an ein Weiterstreben zu denken und auf eine bessere Zeit zu hoffen. Die Schlegel- und Tieckische Schule erscheint immer hohler und fratzenhafter, währenddaß sich ihre Antipoden immer platter und erbärmlicher zeigen und zwischen diesen beiden Formen schwankt nun das Publikum. An ein Zusammenhalten zu einem guten Zweck ist nicht zu denken, jeder steht für sich und muß sich seiner Haut wie im Naturstande wehren.

Es ist zu beklagen, daß Goethe sein Hinschlendern so überhand nehmen läßt und weil er abwechselnd alles treibt, sich auf nichts energisch konzentriert. Er ist jetzt ordentlich zu einem Mönch geworden und lebt in einer bloßen Beschaulichkeit, die zwar keine abgezogene ist, aber doch nicht nach außen produktiv wirkt. Seit einem Vierteljahr hat er, ohne krank zu sein, das Haus, ja nicht einmal die Stube verlassen. Von dem, was er treibt, wird er Ihnen selbst Nachricht gegeben haben. Wenn Goethe noch einen Glauben an die Möglichkeit von etwas Gutem und eine Konsequenz in seinem Tun hätte, so könnte hier in Weimar noch manches realisiert werden, in der Kunst überhaupt und besonders im Dramatischen. Es entstünde doch etwas, und die unselige Stockung würde sich geben. Allein kann ich nichts machen, oft treibt es mich, mich in der Welt nach einem andern Wohnort und Wirkungskreis umzusehen; wenn es nur irgendwo leidlich wäre, ich ginge fort. — Leider ist Italien und Rom

besonders kein Land für mich, das Physische des Zustandes würde mich drücken und das ästhetische Interesse mir keinen Ersatz geben, weil mir das Interesse und der Sinn für die bildenden Künste fehlt. Sie selbst, mein Freund, würden es ohne bestimmte Berufsgeschäfte schwerlich lange in Italien aushalten.

Es ist eigen, wir wir seit dem Jahre 1794 und 95, wo wir in Jena zusammen philosophierten und uns durch eine Geistesreibung elektrisierten, auseinander verschlagen worden sind. Jene Zeiten werden mir ewig unvergeßlich sein, und ob ich mich gleich in dieser Zeit in die erfreulichere poetische Tätigkeit versetzt habe und mich im ganzen auch körperlich gesünder fühle, so kann ich Ihnen doch versichern, teurer Freund, daß Sie mir fehlen und daß ich mich aus Mangel einer solchen Geistesberührung als damals zwischen uns war, um soviel älter geworden fühle.

3. März. Dieser Brief hat eine schwermütige Stimmung, ich täte vielleicht besser, ihn nicht abzusenden, aber er wird Ihnen doch mein Andenken zurückbringen und mich in Ihre Mitte versetzen. Lolo wird das weitere von unsern Zuständen schreiben. Sie werden gelacht haben, da Sie von unserer Standeserhöhung hörten, es war ein Einfall von unserm Herzog, und da es geschehen ist, so kann ichs um der Lolo und der Kinder willen mir auch gefallen lassen. Lolo ist jetzt recht in ihrem Element, da sie mit ihrer Schleppe am Hofe herumschwänzelt.

Reinhardt habe ich ein paar Zeilen geschrieben, die ich ihm zuzustellen bitte, und bitte Sie, Graß in meinem Namen zu grüßen, auch Fernow, den ich mich sehr freue bald in unserer Nähe zu wissen.

Die gute Li möge mich nicht vergessen! Und Sie, teurer Freund, erhalten mir Ihre Liebe. Sch.

An Friedrich Cotta.

Weimar, den 19. Februar 1803.

Ich danke Ihnen, wertester Freund, für den gegebenen Avis wegen der Bothnanger Schuldleute und ersuche Sie zugleich

beikommenden Brief, den ich an Sie gerichtet, dieſen beiden Leuten zur Antwort an das an mich erlaſſene Schreiben gelegentlich zuzuſtellen.

Wegen der Braut von Meſſina, die jetzt hoffentlich angekommen, muß ich Sie noch bitten, den Debit und die Verſendung bis in die Mitte des Junius zurückzuhalten, weil die Theater mir ſonſt nichts dafür bezahlen. Das Stück kann ja doch auf der Oſtermeſſe verrechnet werden, weil es ſechs Wochen nachher abgeliefert wird.

Ganz der Ihrige
in Eile. Sch.

An Amalie von Imhoff.

Weimar, den 19. Februar 1803.

Ich wünſche, daß die zierliche Maskerade auf morgen ihren Fortgang haben möchte, und werde mich beſonders erfreuen, meiner lieben Freundin als der lorbeerumkränzten Seherin zu begegnen:

Unter der Tanzenden Reihn, eine Trauernde wandelt Caſſandra,
Mit dem Lorbeer Apolls kränzt ſie die göttliche Stirn.
Auch die Trauer iſt ſchön, wenn ſie göttlich iſt, und mit der Freude
Möge lieblich geſellt wandeln der heilige Ernſt.

Für unſere liebe Braut von Meſſina ſende ich Ihnen noch die Verſe, worin der Anzug beſchrieben iſt. Helfen Sie ja unſer jungfräuliches Prinzeßchen, das Sie ſo ſchön gemalt haben, morgen recht idealiſch herauszuputzen. Unter den weiblichen Geſtalten meiner Erfindung finde ich nur noch Hero mit der Fackel und etwa die Griechin im Geiſterſeher. Vielleicht wäre die Louiſon auch eine hübſche Maskenfigur für das Fräulein Flavie Fümel — ſie würde ſie in altfranzöſiſcher, ländlicher Tracht gar ſchön darſtellen. Johanna zwiſchen ihren beiden Schweſtern würde eine ſchöne Gruppe machen.

Was auch zuſtande komme, ſo wird es mich morgen aufs angenehmſte überraſchen. Sch.

An August Wilhelm Iffland.

Weimar, den 24. Februar 1803.

Hier bringe ich Ihnen endlich wieder etwas Neues und wünsche, daß es Ihnen Vergnügen machen möge. Es ist nach der Strenge der alten Tragödie gemacht, eine einfache Handlung, wenig Personen, wenig Ortveränderung, eine einfache Zeit von einem Tag und einer Nacht, vornehmlich aber der Gebrauch des Chors, so wie er in der alten Tragödie vorkommt; auf ihn ist die Hauptwirkung der Tragödie berechnet. Die Darstellung wird nicht schwer sein, da die Reden des Chors nicht mit Musik begleitet werden, ein etwas feierlicherer und pathetischerer Vortrag der lyrischen Stellen, eine belebte Aktion auch bei denen, welche nicht selbst reden, und eine möglichst symmetrische Disposition der Figuren möchte das wesentlichste sein.

Die Rolle der Mutter wünschte ich in den Händen der Mad. Meier, die ich zwar nicht kenne, aber allgemein und um solcher Eigenschaften willen rühmen höre, wie ich sie bei jener Rolle voraussetzte.

Wollten Sie selbst eine Hauptperson in dem Ritterchor übernehmen, so würden Sie dadurch den Sukzeß des ganzen Unternehmens entscheiden.

Belieben Sie nur in ein paar Zeilen den Empfang zu melden, und seien Sie aufs freundlichste gegrüßt von

Ihrem ganz ergebenen

Schiller.

An Friedrich Zelter.

Weimar, den 28. Februar 1803.

Sie haben durch Ihr Außenbleiben die Hoffnungen vieler Freunde getäuscht, die Sie lieben und verehren, und manches Plänchen, das auf Ihr Hiersein berechnet war, scheitern gemacht. Unter diesen war auch eines von mir, das auch Goethen sehr

am Herzen lag — es ist eine Tragödie von mir, mit dem Chor der alten Tragödie, vorhanden, worin dieses wirksame Organ der alten Bühne nicht ohne Erfolg versucht worden ist. Ich sende das Stück mit heutiger Post nach Berlin an Iffland, von dem Sie es zu lesen bekommen können. Wir hielten es nicht für unmöglich, die lyrischen Intermezzos des Chors, deren fünf oder sechs sind, nach Gesangsweise rezitieren zu lassen und mit einem Instrument zu begleiten.

Uebrigens verließen wir uns auf Ihr sachverständiges Gutachten und auf die Eingebungen Ihres Genies. Ihr Wegbleiben zernichtet nun zwar diese Hoffnung, und wir werden das Stück mitsamt den Chören bloß deklamieren lassen. Vielleicht aber interessieren Sie sich doch für diese Arbeit und Sie überraschen uns einmal mit einer musikalischen Ausführung derselben.

Goethe sagt mir von mehreren schönen Melodien, die Sie ihm geschickt hätten, er läßt sie einstudieren und verspricht uns diese Woche ein rechtes Fest davon. Ihre Melodie zu den vier Weltaltern und An die Freunde ist vortrefflich und hat mich höchlich erfreut. Den Kampf mit dem Drachen, sowie das Reiterlied soll ich diese Woche hören.

Eine Cousine meiner Frau, ein Fräulein v. Wurmb, welche in Rudolstadt Hofdame ist, reist in diesen Tagen nach Berlin und wird sich Ihnen darstellen. Sie hat Talent zum Gesang, und man lobt ihre Stimme. Ein Hauptmotiv ihrer Reise nach Berlin ist, von Ihrem Rat und Ihrem Singinstitut möglichst zu profitieren. Haben Sie daher die Güte, wertester Freund, ihr einige Aufmerksamkeit zu schenken, und tun Sie es anfangs um unsertwillen, bis die Applikation Ihrer Schülerin sie Ihrer Aufmerksamkeit würdig macht. Meine Frau, die sich Ihnen freundschaftlich empfiehlt, vereinigt ihre Bitte mit der meinigen.

Leben Sie recht wohl und denken zuweilen

Ihres

herzlich ergebenen Freunds

F. Schiller.

An Wolfgang von Goethe.

Weimar, den 28. Februar 1803.

Es ist gestern für eine erste Leseprobe recht ordentlich gegangen. Der Chor wird, wie ich auguriere, gut gesprochen werden und Effekt machen. Ueber einige Dinge, worüber ich Sie bitte gemeinschaftlich mit mir zu halten und zu wachen, mündlich.

Mein Schwager hat schon vor drei Tagen die Reußische Familie auf morgen zum Tee bei sich eingeladen und würde es also sehr bedauern, wenn Ihre Abendgesellschaft morgen zustande käme. Da auch die zweite Leseprobe der Braut baldmöglichst vor sich gehen muß, so entschließen Sie sich vielleicht, Ihre Gesellschaft acht Tage später anzusetzen oder auf den Donnerstag zu verlegen. Ein paar Worte bitte ich mir wegen dessen und auch wegen der Leseprobe zur Antwort aus. Diesen Abend werde ich spät fertig werden, weil ich Exemplare der Braut, die für Berlin und Hamburg abgeschickt werden, noch durchkorrigieren muß. Leben Sie recht wohl.

Sch.

An Wolfgang von Goethe.

Vorsichtshalber bitte ich Sie, das Theater-Exemplar der Braut von Messina sich ausliefern zu lassen. Ich weiß, daß hier Jagd darauf gemacht wird, und die Anzeigemacher könnten desselben benötigt sein.

Ich habe meine alten Papiere über die Maltheser vorgenommen, und es steigt eine große Lust in mir auf, mich gleich an dieses Thema zu machen. Das Eisen ist jetzt warm und läßt sich schmieden.

Sch.

An Wolfgang von Goethe.

Wenn für die nächsten Monate noch auf Graff kann gezählt werden und sonst keine Lücke in dem Personale entsteht,

ſo iſt das Stück möglicherweiſe zu beſetzen. Gewinnen würde es freilich, wenn die Jagemann ſich noch zur Sorel entſchließen wollte. Ich will Ihnen die Beſetzung, wie ich mir ſie ausgedacht, heute noch zuſchicken. Was das Publikum etwa an den einzelnen Leiſtungen vermißte, müſſen wir durch ein gutes Enſemble zu erſetzen ſuchen.

Sch.

An Chriſtian Reinhart.

Weimar, den 7. März 1803.
[Fälſchlich für 16. März.]

Uhden hat mir Seinen Brief überbracht, lieber Alter, und mir durch ſeine Berichte von Ihm große Freude gemacht. Wie rührt es mich, daß Er meiner noch gedenkt und mir trotz Zeit und Entfernung Seine Liebe bewahrt hat; auch ich denke Seiner mit herzlicher Liebe und freue mich von jedem, der Rom beſucht hat, Sein Lob zu hören, denn Er hat Freunde genug, die Ihn ehren und lieben. Wenn ich nur wüßte, was ich in Rom ſollte, ich käme gern einmal dahin. Aber ich bin ein Barbar in allem, was bildende Kunſt betrifft, für Poeſie iſt dort nichts zu finden, und den phyſiſchen Zuſtand will niemand rühmen, der von dorther kommt. Daß ich mich innigſt freuen würde, Ihn dort wiederzuſehen, wird Er mir gern glauben, aber es iſt ſo gar ſchwer, ſich mit einer Familie in Bewegung zu ſetzen.

Wir wollen uns alſo einſtweilen im Luftſchiff der Phantaſie beſuchen, und ich will ſehen, daß ich Ihm zuweilen durch poetiſche Werke auf Geiſterart erſcheinen kann. Kommt einmal wieder Gelegenheit, ſo gebe Er doch einem Wanderer ein bemaltes Papier von ſich mit, denn Er ſoll trefflich malen, höre ich von jedermann, und möchte gern ſelbſt einmal ein Werk Seines Pinſels ſehen. Adieu, lieber Alter, ich umarme Ihn mit der herzlichſten Liebe.

Schiller.

An Siegfried Lebrecht Crusius.

Weimar, den 10. März 1803.

Eine Undeutlichkeit in meinem letzten Briefe hat ein Mißverständnis veranlaßt, wie ich aus Ihrem wertem vom 2. März ersehe, und ich versäume nicht, es zu heben. Meine Absicht war keineswegs ein Honorar von 25 Taler für den Bogen der zweiten Auflage meiner Gedichte zu stipulieren, diese Forderung würde von meiner Seite ganz übertrieben sein. Ich glaubte bloß, wegen des guten Absatzes der ersten, eine Erhöhung des Honorars für die erste Auflage mit Billigkeit fordern zu können, welche sich auch rückwärts für den ersten Teil sowie auf die künftigen Bände erstrecken sollte, so als wenn gleich anfangs 25 Taler dafür akkordiert worden wären. Die Gedichte haben zwar den Vorteil der Neuheit nicht wie andre noch ungedruckte Artikel, aber dafür, daß sie sich nicht gleich in der ersten Messe absetzen lassen, bleibt Ihnen das Eigentumsrecht für die künftigen Auflagen, da z. B. Herr Unger auf meine Jungfrau von Orleans nur für drei Jahre das Verlagsrecht hat. Meine Idee war, wenn Ihnen mein Vorschlag der 25 Taler für den Bogen der ersten Auflage anständig wäre, mir für den Bogen der zweiten und folgenden Auflagen ein Karolin zu stipulieren. Ich will es aber gern bei dem alten Kontrakt von vier Louisdors lassen, wenn Sie mir von jeder künftigen Auflage die Hälfte dieses Honorars, also zwei Louisdors per Bogen bewilligen, denn es ist meine Meinung gar nicht, Ihre Gefälligkeit zu mißbrauchen.

Eine Prachtausgabe der Gedichte wird mir recht sehr angenehm sein, und ich weiß auch, daß man im Publikum sie wünscht. Was die Einrichtung derselben betrifft, so darf ich sie ganz Ihrem eigenen Geschmack überlassen. Die neuste Ausgabe des Don Carlos bei Göschen ist das schönste, was ich in dieser Art kenne. Lateinische Schrift ist zu einer Prachtausgabe wohl

notwendig, aber sie dürfte freilich nicht gar zu klein gewählt werden, und eben darum würde auch das Format größeres Oktav sein müssen, weil es nicht gut läßt, wenn die Verse gebrochen werden. Wenn Verzierungen dazu kommen sollen, so wünsche ich ihrer wenige, aber von tüchtigen Künstlern, und ich werde, sobald ich darüber Ihre Intention weiß, einige Sujets zu Zeichnungen vorschlagen. Herr Schnorr in Leipzig und Herr Ramberg in Hannover scheinen mir zu solchen Arbeiten eine besonders gefällige Manier zu besitzen.

Zu einem Titelkupfer für den zweiten Band der Gedichte möchte es nun wohl zu spät sein, und es scheint mir auch nicht so notwendig.

Ich wünsche bald von Ihnen zu hören, daß meine in diesem Brief getanen Vorschläge Ihren Beifall haben, und verharre mit der vorzüglichsten Hochachtung

Ihr pp.

Schiller.

An Gottfried Körner.

Weimar, den 10. März 1803.

Dein Karl wird, wie wir hoffen, jetzt wieder ganz hergestellt sein und Ihr alle euch außer Sorgen befinden. Ich wünschte euch nur einen recht guten Arzt, da man einmal ohne diese Hausplage nicht leben kann. Frage den Deinigen, ob die Emma nicht die Eselsmilch trinken sollte. Es haben sie hier viele schwächliche Personen gebraucht und mit gutem Erfolge, auch mir ist sie vorigen Sommer wohl bekommen. Es ist die feinste animalische Bereitung der Kräuter, und man glaubt eine Pflanzenmilch zu schmecken. In eurem Weinberge könnte sich ein solches Tier recht gut halten lassen, und Minna selbst könnte wahrscheinlich diese Kur auch mit Erfolg gebrauchen.

Was Du über mein Werk schreibst, mußte mich sehr freuen, weil ich gerade das hinein legen wollte, was Du Dir aus dem Werke heraus nahmst. Wegen des Chors bemerke ich noch, daß

ich in ihm einen doppelten Charakter darzuſtellen hatte, einen allgemein menſchlichen nämlich, wenn er ſich im Zuſtand der ruhigen Reflexion befindet, und einen ſpezifiſchen, wenn er in Leidenſchaft gerät und zur handelnden Perſon wird. In der erſten Qualität iſt er gleichſam außer dem Stück und bezieht ſich alſo mehr auf den Zuſchauer. Er hat, als ſolcher, eine Ueberlegenheit über die handelnden Perſonen, aber bloß diejenige, welche der ruhige über den paſſionierten hat, er ſteht am ſichern Ufer, wenn das Schiff mit den Wellen kämpft. In der zweiten Qualität, als ſelbſthandelnde Perſon, ſoll er die ganze Blindheit, Beſchränktheit, dumpfe Leidenſchaftlichkeit der Maſſe darſtellen, und ſo hilft er die Hauptfiguren herausheben.

Das Ideencoſtüme, das ich mir erlaubte, hat dadurch ſeine Rechtfertigung, daß die Handlung nach Meſſina verſetzt iſt, wo ſich Chriſtentum, griechiſche Mythologie und Mohamedanismus wirklich begegnet und vermiſcht haben. Das Chriſtentum war zwar die Baſis und die herrſchende Religion, aber das griechiſche Fabelweſen wirkte noch in der Sprache, in den alten Denkmälern, in dem Anblick der Städte ſelbſt, welche von Griechen gegründet waren, lebendig fort, und der Märchenglaube ſowie das Zauberweſen ſchloß ſich an die mauriſche Religion an. Die Vermiſchung dieſer drei Mythologien, die ſonſt den Charakter aufheben würde, wird alſo hier ſelbſt zum Charakter. Auch iſt ſie vorzüglich in den Chor gelegt, welcher einheimiſch und ein lebendiges Gefäß der Tradition iſt.

Was Du in Vorſchlag bringſt, um den Chor auf dem Theater darzuſtellen, wird hier wirklich in Ausübung gebracht werden, und nach einer einzig[en] Leſeprobe zu urteilen, verſpreche ich mir vielen Sukzeß. Sende mir das Exemplar zurück, ich will Dir dafür das Theater-Exemplar zuſchicken.

An Opitz ſchicke ich das Stück. Das hieſige Theater wünſcht damit in Lauchſtädt als mit einer Novität aufzutreten und bat mich, es für Leipzig ſolang zurückzuhalten, wofür es mir das Honorar vergütet. Weil es doch ohnehin von Opitz ſchlecht

exekutiert werden würde, so bin ich wohl zufrieden, daß der erste Eindruck an jenen Orten durch das Lesen geschieht.

Lebe recht wohl und laß mich bald hören, daß sich alles bei Dir wieder wohl befindet. Wir helfen uns auch nur so mit Not durch diese harte Jahreszeit hindurch, zwischen Wohlsein und Krankſein, ob ich mich gleich im ganzen ziemlich wohl befinde. Aufs herzlichste umarmen wir euch. Dein

Sch.

An Friedrich Cotta.

Weimar, den 13. März 1803.

Da Sie, lieber Freund, die Braut von Messina beim Theater zu Stuttgart anbringen wollen, so sende ich Ihnen ein Schema zu, wie es mit dem Chor gehalten werden muß. Ich habe ihn nämlich in spezifische Personen aufgelöst und diesen eigene Namen gegeben, damit man sie ordentlich austeilen kann. Die Reden waren bloß mit einer pathetischen Deklamation rezitiert, nicht gesungen noch mit Musik begleitet. Die übrigen kleinen Erinnerungen habe ich auf dem Zettel noch beigeschrieben.

Ich danke Ihnen recht sehr, daß Sie sich mein Arrangement wegen der spätern Erscheinung der Braut von Messina haben gefallen lassen wollen. Wenn solche mit Anfang Juli auch in Leipzig ist, so hat es gar nichts mehr zu sagen. Die entfernten Exemplarien nach Livland, Rußland, Dänemark und dem Norden überhaupt können noch früher ausfliegen. Empfehlen Sie dem Korrektor ja rechte Sorgfalt, es sind in dem mir überschickten Bogen verschiedene kleine Fehler, von denen ich nicht weiß, ob sie an dem Abschreiber oder dem Setzer liegen. rothlicht statt röthlicht pag. 16, ferner: Staaten anstatt Saaten pag. 15. Säulen getragenes sollte ein Wort sein. Sonst ist der Druck und das Papier sehr hübsch.

Ich eile, diesen Brief noch auf die Post zu bringen, und empfehle mich Ihnen mit den Meinigen aufs beste. Ihr

Sch.

An Anton Genaſt.

Weimar, den 20. März 1803.

Die geſtrige Vorſtellung iſt im einzelnen und im ganzen ſo ſchön gegangen, daß ich der ſämtlichen Geſellſchaft meinen achtungsvollſten Dank dafür bezeugen muß. Ich wende mich deswegen an Sie, werteſter Herr Genaſt, der Sie ſich die Führung des ganzen mit ſo gutem Erfolge angelegen ſein ließen, und bitte Sie, dies in meinem Namen der ganzen Geſellſchaft zu verſichern, bis ich Gelegenheit gefunden, jedem einzelnen meinen Dank dafür abzutragen.

Haben Sie die Güte, mir das vorrätige Exemplar des Stücks zuzuſenden.

Ihr ganz ergebener

Schiller.

An Friedrich von Hoven.

Weimar, den 28. März 1803.

Liebſter Freund.

Daß Du bei hieſigem geheimen Konzilio zu der mediziniſchen Profeſſur des abgegangenen Prof. Himly in Vorſchlag gebracht worden, hat Dir Wolzogen geſchrieben. Ich habe nichts davon gewußt, daß Rooſe, den man ſchon längſt voziert hatte, es abgeſchrieben, ſonſt hätte ich gleich die Gelegenheit benutzt, Deiner zu gedenken. Der Geheime Hofrat Loder, der in dieſer Sache von dem hieſigen und dem gothaiſchen Hof immer zuerſt gefragt wird, hat ſich für Hopfengaertner beſtimmt, und weil man mit Beſetzung der Stelle eilt, ſo ſind ſogleich die nötigen Schritte geſchehen. Ich habe aber, ſobald ich davon hörte, an Loder geſchrieben und die Antwort, welche ich beilege, von ihm erhalten.

Du erſiehſt aus derſelben, worauf man bei der Stelle quäſtionis eigentlich dringt, und da Du bei Deiner langen praktiſchen Ausführung doch vielleicht aus der Uebung in dieſen ſcholaſtiſchen Dingen gekommen biſt, ſo würde es gut ſein, wenn

Du Dich vorläufig darauf einrichtetest, um noch diesen Sommer mit einem Kollegium aufs wenigste debütieren zu können. Man wird in dieser Sache zu einem baldigen Schluß zu kommen suchen, und im Fall, daß Hopfengärtner es abschreibt, so könnte leicht binnen acht Wochen die Vokation an Dich ergehen und ein baldiger Antritt verlangt werden. Zu disputieren brauchst Du nicht gleich, so viel ich weiß, wenn es nur nach einem halben Jahre geschieht.

Wenn Du nun noch den Plouquet in Tübingen für Dich interessieren kannst oder auch mit Hopfengärtner selbst hinlänglich bekannt bist, um Dich, im Falle seiner eigenen Weigerung, von ihm vorschlagen zu lassen, so würde dieses Deine Sache sehr fördern. Aber Du dürftest auch keinen einzigen Tag verlieren, damit nicht ein anderer zuvor kommt.

Wie sehr es uns alle erfreuen würde, Dich mit Deiner lieben Familie hieher versetzt zu sehen, brauche ich Dir nicht zu sagen. Versäume ja nichts, um es zur Wirklichkeit zu bringen. Die Stelle selbst ist nicht schlecht und kann, wenn Du mit Vorlesungen und medizinischer Praxis reussierst, wie zu erwarten steht, endlich doch einige tausend Reichstaler jährlich abwerfen.

Laß mich bald in einigen Zeilen wissen, was Du von Hopfengärtner in Erfahrung gebracht hast, und was Du von Plouquets Verwendung hoffst. Mit größtem Verlangen sehe ich dem Erfolge entgegen.

Herzlich umarmen wir euch, Deine liebe Frau grüße ich aufs schönste.

Dein treuer Freund

Sch.

An Friedrich Cotta.

Weimar, den 28. März 1803.

Hoven in Ludwigsburg ist zu einer medizinischen Professur in Jena, nebst andern, in Vorschlag gebracht worden, und da ich ihn sehr geneigt weiß, eine solche Stelle anzunehmen, weil

seine Verhältnisse in L. nicht die günstigsten sind, so ergeht meine Bitte an Sie, wertester Freund, den Herrn Professor Plouquet in Tübingen, bei welchem man vermutlich Nachfrage tun wird, zu seinem Vorteil zu stimmen. Ich weiß, daß Sie mit Plouquet sehr gut stehen und viel über ihn vermögen. Wahrscheinlich wird der Geheime Hofrat Loder in Jena sich bei Plouquet nach demselben erkundigen und ein gutes Zeugnis von diesem wird seine Sache sehr befördern. Uebrigens bitte ich die Sache möglichst verschwiegen zu halten, und auch Herrn Plouquet um Verschwiegenheit zu bitten, daß dem Hoven nicht dadurch Schaden erwächst.

Mit herzlicher Freude sehe ich und meine Frau Ihrer Ankunft entgegen. Es ist das zehente Mal, daß wir diese Freude genießen. Dieser lange Zeitraum hat uns einander werter gemacht, und jedes neue Jahr, das sich an diese Reihe anschließt, wird uns nur noch fester verbinden.

Leben Sie wohl, mein wertester Freund, mit Ihrer lieben Gattin und bleiben Sie uns nahe, wie wir Ihnen.

Sch.

An Gottfried Körner.

Weimar, den 28. März 1803.

Seit sechs Tagen bin ich von einem bösen Hüft- und Schenkelweh geplagt, das mich wegen künftiger Rückfälle beunruhigt, weil sich so etwas leicht festsetzt und habituell wird. Es ist indes ohne Fieber und alle bösartigen Zufälle und mag von einer Erkältung herrühren, die ich mir auf den steinernen Schloßtreppen zugezogen. Unser Erbprinz ist seit acht Tagen wieder von seinen Reisen zurück, und dies hat mich aus meinem Zimmer herausgetrieben.

Vor neun Tagen ist die Braut von Messina hier zum erstenmal gegeben und vorgestern wiederholt worden. — Der Eindruck war bedeutend und ungewöhnlich stark, auch imponierte es dem jüngern Teil des Publikums so sehr, daß man mir nach

dem Stücke im Schauspielhause ein Vivat brachte, welches man sich sonst hier noch niemals herausnahm. Ueber den Chor und das vorwaltend Lyrische in dem Stücke sind die Stimmen natürlich sehr geteilt, da noch ein großer Teil des ganzen deutschen Publikums seine prosaischen Begriffe von dem Natürlichen in einem Dichterwerk nicht ablegen kann. Es ist der alte und der ewige Streit, den wir beizulegen nicht hoffen dürfen. Was mich selbst betrifft, so kann ich wohl sagen, daß ich in der Vorstellung der Braut von Messina zum erstenmal den Eindruck einer wahren Tragödie bekam. Der Chor hielt das Ganze trefflich zusammen, und ein hoher furchtbarer Ernst waltete durch die ganze Handlung. Goethen ist es auch so ergangen, er meint, der theatralische Boden wäre durch diese Erscheinung zu etwas Höherem eingeweiht worden.

In dieser Woche kommt von Goethe selbst ein neues Stück, Die natürliche Tochter, auf unsere Bühne, von dem Du aber nicht eher sprechen mußt, bis es öffentlich bekannt ist. Der Stoff ist aus der abenteuerlichen Geschichte einer natürlichen Tochter des Prinzen Conti genommen, welche vor einigen Jahren in Frankreich herausgekommen und Dir vielleicht in die Hände geraten ist. Wenn nicht, so suche sie zu bekommen, sie wird Dich sehr unterhalten, obgleich sie bloß ein Märchen ist.

Die Delphine hat mir denselben Eindruck gemacht, wie Du von Dir beschreibst. Eine gewisse Tiefe, einen Ernst und eine Wahrheit des Gefühls, wie man bei französischen Schriftstellern selten findet, kann man der Staël nicht absprechen, und anstatt der Poesie besitzt sie wenigstens eine eindringende Beredsamkeit. Auch einzelne treffende und glückliche Züge und Blicke erfreuen in diesem Roman, wenn nur der Held kein solcher Jammerkerl wäre und das Ganze nicht die Ausführung eines magern Begriffes wäre, der lächerlich genug noch an der Haustüre angeschrieben steht.

Ich habe in dem Manuskript der Braut, das Du mir zurückgeschickt, mit Verdruß einige häßliche Schreibfehler bemerkt,

die Dich notwendig gestört haben müssen. Mit andern Stellen, die Du angestrichen hast, kann ichs nicht so genau nehmen, man muß sich, besonders im Lyrischen, auch etwas erlauben dürfen.

Ich habe seit Endigung der Braut zu meiner Erholung und um der theatralischen Novität willen ein paar französische Lustspiele zu übersetzen angefangen, die in einigen Wochen fertig sein werden. Eins darunter hat viel Verdienst und hätte vielleicht eine recht ernstliche Bearbeitung verdient; das andere ist ein leichtes Intriguenstück, das unterhält und sein halbes Dutzend Vorstellungen auf jedem Theater aushalten kann.

Nun lebe wohl und nehme unsere herzlichen Glückwünsche für das gute Ablaufen des Scharlachfiebers bei den Kindern an. Die größte Sorgfalt in der Diät und Lebensweise, auch noch eine gute Weile nach der Krankheit, wird der Arzt wohl schon empfohlen haben.

Herzlich umarmen wir euch alle.

Dein

Sch.

An das Weimarsche Geheime Consilium.

Weimar, den 31. März 1803.

Gehorsamstes Pro Memoria.

Einem Hochfürstlichen geheimen Consilio hat Endesunterzeichneter die Ehre, das allerhöchste Kaiserliche Diplom wegen seiner und seiner Deszendenz Erhebung in des heiligen römischen Reichs Adelstand in beglaubter Abschrift anschlüssig gehorsamst vorzulegen und sich die hochgeneigte Einwirkung bei Seiner, des regierenden Herrn Herzogs Hochfürstlichen Durchlaucht durch einen darüber zu machenden Vortrag dahin, daß wegen der mit sotaner Begnadigung verbundenen Vorzüge die nötigen Befehle an die Landesbehörden erlassen möchten, in tiefster Ehrfurcht zu erbitten.

Eines Hochfürstlichen geheimen Consilii gehorsamer

Joh. Christ. Friedrich von Schiller

F. S.-Meiningischer Hofrat.

An Friedrich von Hoven.

Weimar, den 21. April 1803.

Aus der Beilage erſiehſt Du, liebſter Freund, wie Deine Sache ſteht. Wahrſcheinlich wird nun binnen 14 Tagen eine offizielle Vokation an Dich ergehen, und ich wünſche, daß Du ſie ohne irgendeine Schwierigkeit zu machen annehmen mögeſt.

Hundert Karolin kannſt Du gleich im erſten Jahre als Honorar verdienen, wenn Du halbjährig zwei Kollegia lieſeſt und im Durchſchnitt nur 20 bezahlende Zuhörer in jedem zählſt. Gewinnſt Du vielen Zulauf, ſo kann ſich dieſe Summe gleich im nächſten Jahre verdoppeln. Auch die Praxis, ſowie die Schriftſtellerei, welche Dir durch akademiſche Tätigkeit um vieles erleichtert und auch lukrativer gemacht wird, ſind Quellen des Erwerbs, welche nicht fehlen können. Der Eintritt in die Fakultät ſelbſt kann Dir bei der erſten Vakanz (denn keiner wird über die beſtimmte Zahl in die Fakultät genommen) nicht fehlen, ſobald Du als akademiſcher Lehrer Beifall haſt, und alsdann vermehrt ſich Deine Beſoldung durch den Ertrag der Doktorpromotionen um mehr als das doppelte. — Eine Expektanz auf den Eintritt in die Fakultät wird aber nicht gegeben, Du würdeſt alſo, wenn Du dieſe Bedingung machteſt, Deine Sache nur aufhalten, ja vielleicht ganz zum Stocken bringen.

Deine Plane nach Rußland bleiben Dir nicht nur noch immer offen, wenn Du auch hierher gehſt, denn Du verpflichteſt Dich ja nicht mehr, als Himly auch getan hat; Du kannſt jene Plane vielmehr noch weit ſicherer realiſieren, wenn Du erſt auf einer ſo angeſehenen Univerſität geweſen biſt. Denn die Vokationen finden einen viel ſchwerer in einem praktiſchen Amt, wie etwa ein Phyſikat iſt, als auf einem akademiſchen Lehrſtuhl. Du müßteſt alſo ſchon deswegen, wenn ſelbſt Deine Jenaiſchen Ausſichten weit weniger vorteilhaft wären, dieſe Gelegenheit mit beiden Händen ergreifen, weil ſie eine entſcheidende Stufe zu einem beſſeren Platze iſt.

Examiniert wird kein Profeſſor, aber man erwartet, daß Du ſelbſt bei vorfallenden Gelegenheiten als Examinator werdeſt zu brauchen ſein, welches Loder eigentlich damit ſagen wollte, daß er von ſeinem künftigen Collega gute Schulkenntniſſe fordert, denn das Examinieren geſchieht in lateiniſcher Sprache.

Kannſt Du vor Johannis noch eine Vorleſung hier anfangen, ſo gewinnſt Du dadurch ſehr. Man rechnet gewöhnlich als Mittelzahl fünf Stunden wöchentlich zu einem Collegio. Wenn Du alſo in Mitte des Sommers eintriffſt, folglich vier Wochen ſpäter, als die Kollegien angehen, ſo kannſt Du dennoch mit einem Penſum fertig werden, wenn Du nur wöchentlich zwei Stunden mehr dazu nimmſt. Ehe Du alſo den Sommer hingehen läſſeſt, wollte ich lieber raten, Du reiſteſt vier Wochen früher ab und ließeſt die Familie nachkommen, denn es kommt Dir an Geld reichlich herein, und alles liegt daran, Dich ſo ſchnell als möglich in Beſitz zu ſetzen.

Jetzt lebe wohl und mögen gute Geiſter Deinen Entſchluß regieren. Herzlich umarmen wir Dich und die Deinigen.

Dein treuer Freund

Sch.

Die Schachtel an meine Schwägerin iſt angekommen. Sie wird ſelbſt ſchreiben.

An Auguſt Wilhelm Iffland.

Weimar, den 22. April 1803.

Was Sie mir im vorigen Jahr bei Gelegenheit der Turandot geſchrieben, mein verehrter Freund, iſt bei mir nicht auf die Erde gefallen, und daß ich Ihnen nicht ſogleich darauf geantwortet, iſt nicht bloß aus einer gewöhnlichen Nachläſſigkeit, wie ſie mir ſonſt beim Briefſchreiben oft begegnet, ſondern deswegen geſchehen, weil ich Ihnen über das jetzige theatraliſche Weſen und namentlich über die Rolle, die ich ſelbſt etwa dabei übernehmen könnte, etwas Ausführliches und Hinreichendes ſchreiben wollte.

Und dazu kam ich nun leider nicht, und durch das Aufschieben unterblieb es ganz. Auch war mir im vorig[en] Jahre Hoffnung gemacht worden, daß ich Sie selbst sprechen würde.

Ich halte es allerdings für möglich, daß ich zweckmäßige Stücke für das Theater schreiben könnte, und da ich so gut Geld verdienen möchte als ein anderer, so würde ich gar nicht gleichgültig dagegen sein. Aber für einen Zweck, der außer meinem poetischen Interesse liegt, habe ich mein Leben lang nichts tun können, und wenn ich mich also, wie ich hoffe, wünsche und will, in meinen künftigen Dramen den theatralischen Foderungen nähern soll, so muß die Kunst selbst mich dahin führen, denn ein wirklich vollkommenes dramatisches Werk muß, nach meiner festen Ueberzeugung auch die Eigenschaft haben, allgemein und fortdauernd zu interessieren. Da ich in meinen Arbeiten jetzt noch nicht zurückzugehen glaube und zu einem frischen Fortschritt Mut und Lust besitze, so bin ich wenigstens jetzt mehr als jemals auf dem Wege, wo Sie mich wünschen. Die Turandot ist weiter nichts als ein lustiges Intermezzo gewesen, das unter den vielen Versuchen, die man gemacht, auch einmal mitlaufen konnte. Bei der Braut von Messina habe ich, ich will es Ihnen aufrichtig gestehen, einen kleinen Wettstreit mit den alten Tragikern versucht, wobei ich mehr an mich selbst als an ein Publikum außer mir dachte, wiewohl ich innerlich überzeugt bin, daß bloß ein Dutzend lyrischer Stücke nötig sein würden, um auch diese Gattung, die uns jetzt fremd ist, bei den Deutschen in Aufnahme zu bringen, und ich würde dieses allerdings für einen großen Schritt zum Vollkommenen halten. Uebrigens aber werde ich es vor der Hand dabei bewenden lassen, da einer allein nun einmal nicht hinreicht, den Krieg mit der ganzen Welt aufzunehmen.

Meine zwei nächsten Stücke werden Ihren Wünschen vermutlich um vieles mehr entsprechen. Das erste, welches ich diesen Sommer ausarbeiten will, ist die Geschichte des Warbeck, der sich unter Heinrich VII. von England für einen Herzog von York ausgab. Aus der Geschichte ist nichts genommen als diese

Situation, und alles übrige ist zu einem poetischen Ganzen erfunden. Das Stück endigt erfreuend und ist also mein erstes nicht tragisches Schauspiel, wiewohl es durchaus pathetisch ist. Das zweite Stück, das an die Reihe kommen wird, ist Wilhelm Tell, ein Sujet, wozu ich bloß dadurch veranlaßt wurde, daß die Rede ging, ich mache ein solches Stück, woran ich nie gedacht hatte. Dieses ganz grundlose Gerücht machte mich aber auf diesen Stoff zuerst aufmerksam, ich las die Quellen, ich bekam Lust, die Idee zu dem Stück entwickelte sich bei mir, und so wird also vermutlich, wie öfters schon geschehen, die Prophezeiung eben dadurch erfüllt werden, daß sie gemacht worden ist.

Dies sind nun meine nächsten Arbeiten, ich nenne sie Ihnen, weil Sie es wünschen und bitte übrigens, es nicht weiter zu sagen. Noch habe ich zwei französische Lustspiele von Picard unter der Feder, wovon das eine in acht Tagen fertig ist und auch das andere bald nachfolgt. Sie haben eine gute theatralische Anlage und schienen mir die Aufnahme auf unsern Bühnen zu verdienen.

Goethe hat kürzlich ein sehr vortreffliches Stück von einer hohen rührenden Gattung auf die Bühne gebracht, das auch einen guten Sukzeß auf unserm Theater gehabt hat. Es wird auch gewiß an andern Orten Wirkung tun, und da es eine große weibliche Debutrolle enthält, so wird es einen lebhaften Kurs auf den deutschen Bühnen bekommen.

Lassen Sie mich, mein Wertester, Ihrer Freundschaft, Ihres Wohlwollens nie entbehren.

Ganz der Ihrige.

Schiller.

An Friedrich von Hoven.

Weimar, den 26. April 1803.

Ich vergaß neulich, Loders Brief beizulegen, lieber Freund, und eil, ihn nachzuschicken. Vermutlich wird noch binnen acht Tagen

eine Anfrage bei Dir geſchehen. Richte Dich jetzt nur ein, daß Du im Junius hier antreten kannſt.

Wenn Du einen Antrag erhältſt, ſo berühre doch in Deiner Antwort, „was für Anſtalten auf der Jenaiſchen Akademie in betreff der Witwen gemacht ſeien?“ — Sollte nicht dafür geſorgt ſein, ſagſt Du dann, „ſo müßteſt Du darum bitten, Deiner Frau einen kleinen Witwengehalt zu verſichern.“ — Dieſes wird Dir vielleicht das Benefiz verſchaffen können, das auch Himly iſt verſichert worden, nämlich 100 Reichstaler Penſion für Deine Frau, wenn ſie Dich überlebt.

Herzlich umarmen wir euch.

Ganz der Deinige.

Schiller.

An Wilhelm Gottlieb Becker.

Weimar, den 2. Mai 1803.

An Ihrer Wiederherſtellung von der ſchweren Krankheit, die ich ſelbſt aus dreimaliger Erfahrung kenne, nehme ich herzlichen Anteil, mein verehrter Freund, und wünſche, daß die gute Jahreszeit Ihre Geneſung beſchleunigen möge.

Ich habe Sie nicht vergeſſen, aber dem beſten Willen hat das Vollbringen gefehlt. Es trifft ſich gerade, daß ich in dieſer Meſſe den zweiten Band meiner Gedichte herausgebe, wo alſo die wenigen Kleinigkeiten, die etwa entſtanden ſein mögen, ihren Platz finden mußten. So mußte ich auch für Cotta etwas tun, der bei ſeinem Damenkalender auf einen Beitrag von mir rechnet.

Dieſe Gründe möchten wohl hinreichend ſein, mich für dieſes Jahr ganz zu entſchuldigen, aber ſie rechtfertigen kein unbedeutendes Produkt, denn dieſes ſollte unter keinerlei Umſtänden gemacht werden. Dennoch ſende ich Ihnen ein ſolches, um Ihnen, wär es auch auf Unkoſten meines poetiſchen Gewiſſens, meinen guten Willen zu beweiſen. Nehmen Sie alſo, was ſonſt keinen Wert hat, ein Opfer der Freundſchaft gütig auf.

Die Braut von Messina wird im Julius ausgegeben. Ich hätte gewünscht, daß Sie dieses Stück auf unsrer Bühne hätten vorstellen sehen, wo es wirklich mit vielem Sinn und mit erfreulichem Erfolg gegeben wurde. Es ist freilich nicht im Geschmack der Zeit, aber ich habe den Wunsch nicht bezwingen können, mich auch einmal mit den alten Tragikern in ihrer eigenen Form zu messen und zugleich die dramatische Wirkung des alten Chors zu erproben.

Die Hoffnung, Dresden in diesem Sommer zu sehen, gebe ich zwar noch nicht auf, aber eine andere Reise, die ich zu machen habe, könnte mich leicht daran verhindern.

Noch einmal meine herzlichen Wünsche für Ihre Gesundheit und für den glücklichen Erfolg Ihrer literarischen Plane.

Ganz der Ihrige.

Schiller.

An August Wilhelm Iffland.

Weimar, den 3. Mai 1803.

Ihr Bote, mein Werteſter, langt gerade zu einer Zeit an, wo Goethe nach Lauchstädt verreist und der Hofkammerrat Kirms auch nicht hier ist. Zum Glück aber konnte man zu seinen Papieren gelangen, und ich sende Ihnen also auf meinen eignen Risiko, und weil ich weiß, daß ich ihn selbst dadurch nicht mißverpflichte, ein Exemplar der natürlichen Tochter, das sich vorgefunden hat. Das hiesige Theater besitzt kein Exemplar davon, weil er es zurückgenommen und eingeschlossen hat. Kann ich es noch möglich machen, so gebe ich Ihrem Boten eine Abschrift von einem der Picardischen Lustspiele mit, es wird soeben daran geschrieben. Wo nicht, so bringt es der erste Postwagen mit, und das zweite größere soll acht Tage später gewiß nachfolgen.

Für die überschickte 33 Dukaten, worüber ich Quittung beilege, danke ich Ihnen aufs verbindlichste.

Möge Freude und Gesundheit Sie auf Ihrer Reise begleiten.

Ganz der Ihrige. Schiller.

An Gottfried Körner.

Weimar, den 12. Mai 1803.

Ich habe in dieſen letzten Wochen viele theatraliſche Zerſtreuungen gehabt, die mich weder ans Arbeiten noch Briefſchreiben kommen ließen. Die Jungfrau von Orleans iſt vor drei Wochen zum erſtenmal hier aufgeführt und mehrmal repetiert worden. Ich habe mir mit den Proben viel zu tun gemacht; das Stück iſt aber auch charmant gegangen und hat einen ganz ungewöhnlichen Erfolg gehabt. Alles iſt davon elektriſiert worden. Ich wünſchte, Ihr hättet es mit angeſehen. Denn ob wir gleich keine große Talente bei unſerm Theater haben, ſo ſtörte doch nichts, und das Ganze kam zum Vorſchein. Die Jungfrau von Orleans wurde von einer Schauſpielerin geſpielt, welche ſonſt nicht im Beſitz der großen Rollen iſt, hier aber durch ein glückliches Zuſammentreffen ihrer eigenen Individualität und einer großen Routine dahin kam, etwas Vortreffliches zu leiſten.

Könntet ihr im Julius nach Lauchſtädt kommen, ſo wollte ich Euch drei meiner Stücke, die am beſten gehen, produzieren. Wir lebten ein acht Tage zuſammen und erfreuten uns des Wiederſehens.

Meine zwei aus dem Franzöſiſchen überſetzten Luſtſpiele will ich Dir ſchicken, ſobald ich eine Abſchrift übrig habe, denn jetzt bin ich preſſiert, ſie an die Theater abzuſenden.

Ich habe in dieſen Tagen auch luſtig gelebt: die preußiſchen Offiziere in Erfurt haben mich zu einem Feſt eingeladen, und ich bin hingegangen. Es hat mir großen Spaß gemacht, mich mitten in einem großen Militär zu finden; denn es waren gegen hundert Offiziere beiſammen, wovon mir beſonders die alten gedienten Majors und Oberſten intereſſant waren.

Goethens Stück iſt vor jetzt nicht zu bekommen, es wird aber auf die Michaelismeſſe gedruckt.

Leb wohl und ſchreibe mir bald, daß alles bei Euch wohl iſt. Herzlich grüßen wir Euch alle. Dein

S.

An Auguſt Wilhelm Iffland.

Weimar, den 13. Mai 1803.

Hier, mein werteſter Freund, überſende ich Ihnen einſtweilen das kleinere der Picardiſchen Stücke, ein leichtes Intriguenſtück, welches, mit Humor aufgeführt, ganz unterhaltend ſein wird. Das größere, bedeutendere Luſtſpiel iſt eben in den Händen des Abſchreibers und ſoll in acht Tagen abgehen.

Ganz der Ihrige.

Schiller.

An Friedrich von Hoven.

Weimar, den 18. Mai 1803.

Du wirſt Dich über das lange Ausbleiben Deiner Vokation gewundert haben, lieber Freund, weil nach den letzten Nachrichten, die Du von mir erhalten, eine baldige Entſcheidung zu erwarten war. Aber ein Umſtand, den ich Dir noch nicht ſchreiben kann, weil ihn Goethe mir im geheimen vertraute, hat die ganze Sache für jetzt ins Stocken gebracht. Es iſt nämlich zweifelhaft, ob Himlys Stelle überhaupt wird beſetzt werden, dieſes wird ſich wahrſcheinlich Anfang des nächſten Monats, wo unſer Herzog von ſeiner Reiſe zurückkommt, entſcheiden. Wird dieſe Stelle (welche erſt ſeit Hufelands Verſetzung nach Jena für ihn neu errichtet worden iſt) noch beſetzt, ſo haſt Du, ſo viel ich weiß, keinen Nebenbuhler zu fürchten.

Betrachte alſo Deine Sache noch nicht als geſchloſſen und tue vor der Hand keinen Schritt, der Deinen andern Verhältniſſen entgegen wäre. Ich hoffe, daß alles nach unſern Wünſchen ſich noch löſen wird, aber für den ſchlimmſten Fall mußt Du Dich wenigſtens vor einem konträren Schritte hüten.

Sobald ich etwas erfahre, ſchreibe ich Dir ſogleich.

Herzlich umarmen wir Dich und Deine liebe Frau.

Dein treuer

Sch.

An Wolfgang von Goethe.

Weimar, den 20. Mai 1803.

Hier ſende ich Ihnen die Voßiſche Proſodie wieder, ich bin nicht weit darin gekommen. Man kann ſich gar zu wenig allgemeines daraus nehmen und für den empiriſchen Gebrauch, etwa zum Anfragen in zweifelhaften Fällen, wo ſie vortreffliche Dienſte tun könnte, fehlt ihr ein Regiſter, wo man ſich das Orakel bequem holen könnte. Ihr Gedanke, ſie zu ſchematiſieren, iſt das einzige Mittel, ſie brauchbar zu machen.

Die Hermannsſchlacht habe ich geleſen und mich zu meiner großen Betrübnis überzeugt, daß ſie für unſern Zweck völlig unbrauchbar iſt. Es iſt ein kaltes, herzloſes, ja fratzenhaftes Produkt, ohne Anſchauung für den Sinn, ohne Leben und Wahrheit, und die paar rührende Situationen, die ſie enthält, ſind mit einer Gefühlloſigkeit und Kälte behandelt, daß man indigniert wird.

Mein kleines Luſtſpiel hat das Publikum ſehr beluſtigt und macht ſich auch wirklich recht hübſch. Es iſt mit vieler guten Laune geſpielt worden, ob es gleich nicht zum beſten einſtudiert war und unſere Schauſpieler, wie Sie wiſſen, gern ſudeln, wenn ſie nicht durch den Vers in Reſpekt erhalten werden. Da Plan und Gedanke nicht mein gehörten und die Worte extemporiert wurden, ſo habe ich mich um die Vorſtellung ſelbſt keines Verdienſtes zu rühmen.

Das zweite Picardiſche Stück kann hier nicht mehr einſtudiert werden, weil Graff und Becker in dem Niemeyeriſchen Stück viel zu tun haben, das man ehrenhalber in Lauchſtädt produzieren muß.

Ich wünſche Ihnen Glück, daß Sie ſich Ihr Gut mit Vorteil vom Hals geſchafft haben und jetzt wieder ein freier Mann ſind.

Leben Sie recht wohl. Was Cotta uns Neues mitbringt, werd ich melden und zugleich ein paar Gedichte mitſchicken, die in dieſen Tagen entſtanden. Sch.

Ich vergaß, Ihnen von dem jungen Schauspieler Grimmer zu schreiben, den ich neulich habe lesen lassen. Ich schöpfe recht gute Hoffnung von ihm, er liest mit Sinn und weiß den Ton abzuwechseln, das Leidenschaftliche trägt er mit Wärme und die Verse mit Einsicht vor, es ist gewiß etwas von ihm zu hoffen.

Da ich nun zugleich vernehme, daß einige unserer Schauspieler, ich weiß nicht warum, gegen ihn wirken, so gebe ich Ihnen zu bedenken, daß dies gerade einer der seltenen Fälle ist, wo man einen jungen bildungsfähigen Menschen von Anstand und Figur unter sehr mäßigen Bedingungen auf die Probe bekommen kann, und was besonders zu seinen Gunsten sein möchte, ist dieses, daß er sich fast mehr zu Männer- als Jünglingsrollen zu qualifizieren scheint. Da wir diesen Winter nun vollends einige größere Flüge machen wollen, wozu unser Personal nicht hinreicht, da auch diesen Sommer zu Lauchstädt Partie von ihm zu ziehen ist, so kann ich mirs nicht versagen, Ihnen zum Vorteil des jungen Mannes zu reden, der mir auch jetzt schon wenigstens so viel als Cordemann wert ist und außerdem durch sein Benehmen Achtung und Zutrauen einflößt.

An August Wilhelm Iffland.

Weimar, den 23. Mai 1803.

Eben, mein Wertester, erhalte ich die Abschrift meines zweiten Picardischen Lustspiels und gebe es sogleich auf die Post, damit es noch vor Ihrer Abreise ankommen möge.

Der Tod Ihres alten Freundes Beck in Mannheim wird auch Sie lebhaft betroffen haben. Er dauert mich sehr, seine Laufbahn so bald beschlossen zu haben, die anfangs so viel versprach. Beil ist ihm längst so wie Boeck vorangegangen. Wir beide wollen uns freuen, daß wir noch leben, genießen und wirken.

Ihr ganz eigener

Schiller.

An Wolfgang von Goethe.

Weimar, den 24. Mai 1803.

Ich wünsche Ihnen Glück, daß Sie sich Ihres Stoffs so gut erwehren. Möchten Sie einmal alle diese Schlacken aus Ihrem reinen Sonnenelement herausschleudern, wenn auch ein Planet daraus werden sollte, der sich dann ewig um Sie herum bewegt.

Ich habe jetzt auch meine Not mit dem Stoffe anderer Art; denn da ich eben daran bin, ein Wort über den tragischen Chor zu sagen, welches an der Spitze meiner Braut von Messina stehen soll, so drückt das ganze Theater mitsamt dem ganzen Zeitalter auf mich ein, und ich weiß kaum, wie ich es abfertigen soll. Uebrigens interessiert mich diese Arbeit, ich will suchen, etwas recht Ordentliches zu sagen und der Sache, die uns gemeinsam wichtig ist, dadurch zu dienen.

Mit Cotta ist neulich alles abgetan worden, wie Sie es wünschen. Ueber den Druck der Natürlichen Tochter werden Sie selbst Frommann seine Instruktionen geben. Ehlers habe ich die zehn Louisdors auf Cottas Rechnung pränumeriert.

Cotta scheint wegen Cellinis bessern Mut zu haben; es sind wenigstens viele Exemplare davon auf Kommission bestellt worden, so daß das Werk doch nun von dem Strom des Handels und der Literatur ergriffen worden. Er hat mir kein Exemplar davon geben können, ich muß mir also eins von Ihnen ausbitten.

Humboldt hat wieder geschrieben und läßt Sie schönstens grüßen. Es ist ordentlich Krankheit, wie er mitten in Rom nach dem Uebersinnlichen und Unsinnlichen schmachtet, so daß Schellings Schriften jetzt seine heftigste Sehnsucht sind, er wird ihn nun bald selbst zu sehen bekommen und dann wahrscheinlich im Vatikan die Gespräche beim Jenaischen Fuchsturm erneuern. Ich zweifle, ob er es lange dort aushalten wird.

Hier schicke ich Ihnen einige poetische Fabrikate. Das Siegesfest ist die Ausführung einer Idee, die unser Kränzchen vor

anderthalb Jahren mir gegeben hat, weil alle gesellschaftlichen Lieder, die nicht einen poetischen Stoff behandeln, in den platten Ton der Freimäurer-Lieder verfallen. Ich wollte also gleich in das volle Saatenfeld der Ilias hineinfallen und mir da holen, was ich nur schleppen könnte.

Leben Sie recht wohl und bleiben Sie auch nicht zu lange. Zelter, höre ich, reist am 1. Juni von Dresden ab.

Sch.

An Siegfried Lebrecht Crusius.

Weimar, den 5. Juni 1803.

Da eben mein Schwager, der Geheime Rat v. Wolzogen, in Leipzig Geschäfte für den Herzog von Weimar macht und ich die Gelegenheit gern benutzen möchte, um einiges für mich einkaufen zu lassen, so ersuche ich Sie, hochgeehrter Herr, demselben den Betrag meiner Rechnung, welche, wie ich glaube, 24 oder 25 Karolin ausmachen wird, gefälligst auszuzahlen, worüber er in meinem Namen quittieren wird. Zugleich ersuche ich Sie, mir über den Fortgang der Prachtausgabe vom ersten Teil meiner Gedichte gelegentlich einige Nachricht zu geben.

Der ich mit aller Hochachtung verharre Dero ergebenster Diener.

Schiller.

An Friedrich Cotta.

Weimar, den 7. Juni 1803.

Sie sind nun wieder, wie wir hoffen, glücklich in dem Schoß der Ihrigen, mein wertester Freund, und wir erwarten, mit jedem Posttag willkommene Nachrichten von Ihnen zu hören.

Hier sende ich die Vorrede zur Braut von Messina. Ich wollte raten, sie mit derselben Schrift wie den Text zu drucken, nur ein wenig enger, daß sie gerade den Titelbogen ausfüllt.

Sobald ein Exemplar fertig, so erbitte ich mirs mit der nächsten Post.

Anbei folgt auch das Gedicht, welches Sie für den Damen-Kalender wünschten.

Die Erzählung, welche Ihnen meine Schwägerin versprochen, wird heute in der Abschrift fertig und soll mit dem ersten Posttag abgehen; sie möchte wohl gegen 80 gedruckte Seiten füllen. Es ist ein schätzbarer Beitrag für den Kalender.

Leben Sie recht wohl, mein teurer Freund. Herzliche Grüße von meiner Frau an Sie beide, wie auch von Ihrem treuergebenen Freund Sch.

N. S. Lassen Sie das Gedicht nicht gar zu eng, sondern etwa so wie die Kassandra im vorigen Jahr drucken.

An Friedrich Cotta.

Weimar, den 10. Juni 1803.

Hier, wertester Freund, sende ich Ihnen im Namen meiner Schwägerin, die nach Leipzig verreist ist, die Erzählung für den Damen-Kalender und empfehle Ihnen, eine gute Korrektur davon zu besorgen, da leicht noch einige Schreibfehler darin möchten stehen geblieben sein.

Meine Vorrede zur Braut von Messina nebst dem Gedicht, das Sie schon kennen, habe ich vorgestern abgeschickt.

Seien Sie nun so gut, mir eine Anweisung an Frege auf 600 Laubtaler zu schicken, daß ich das Geld Ende dieses Monats einkassieren kann.

Griesingern werde ich meine Gedichte mit nächster Gelegenheit zuschicken. Haben Sie die Güte, mich ihm einstweilen bestens zu empfehlen.

Die Liste der Zweibrücker Klassiker, die historische Tabellen, die Landkarten von Kruse und den Atlas der neuen Welt bitte nicht zu vergessen. Ganz der Ihrige.

Sch.

An Friedrich von Hoven.

Weimar, den 10. Januar 1803.

Zu Besetzung der medizinischen Professorstelle, teurer Freund, ist indessen kein weitrer Schritt geschehen, aber Loder geht Ende Sommer wirklich nach Halle ab und hat seine Entlassung vor acht Tagen erhalten. Nun hängt alles davon ab, wen man an Loders Stelle berufen wird, Sömmering, den man freilich am liebsten hätte, hofft man nicht zu bekommen, weil er nach Weisbergs Tod, der sehr bald erfolgen kann, Aussichten nach Göttingen hat. Sollten binnen jetzt und vierzehn Tagen, wo mein Schwager mit dem Erbprinzen nach Rußland abreist, Deine Aussichten nach Jena ungewisser werden, wie ich nicht hoffe, so will ich meinem Schwager dringend empfehlen, Dich auf die neue Universität nach Dorpat zu bringen, doch ist dies freilich nur ein pis aller, und ich will nicht wünschen, daß Du nötig habest, diesen Schritt zu tun. Wir hatten uns hier schon so sehr darauf gefreut, uns endlich vereinigt zu sehen, daß ich von dieser Hoffnung nicht so leicht scheiden kann.

Ich wäre gern mit Cotta nach Schwaben gereist, aber die Zeit war mir nicht bequem dazu, weil ich jetzt nicht gut abkommen konnte. Und damals, als ichs ihm zusagte, glaubte ich einen andern Plan damit vereinigen zu können, welcher aber jetzt abgeändert ist.

In vierzehn Tagen kommt unser Herzog zurück, und dann hoffe ich, daß in Deiner Sache etwas wird entschieden werden.

Lebe recht wohl, unsere herzlichsten Grüße an Euch beide.

Dein treuer Freund

Sch.

An Gottfried Körner.

Weimar, den 10. Juni 1803.

Zelter aus Berlin, der diesen Brief Dir überbringt, wird eine sehr interessante Bekanntschaft für euch alle sein und Dir

besonders einen fruchtbaren Stoff zu musikalischer Unterhaltung geben. Er dirigiert, wie Du vielleicht schon weißt, das große Singinstitut in Berlin, welches der verstorbne Fasch eingerichtet hat. Seine Balladen- und Liedermelodien sind trefflich, und er trägt sie mit großem Ausdruck vor. Die Bajadere, der Zauberlehrling, der Taucher, meine Dithyrambe u. a. m. sind meisterhaft gesetzt; doch Du wirst selbst davon urteilen. Er ist übrigens ein Mann voll Bildung und tüchtigem Schrot und Korn, wie es nicht viele gibt. Er bringt auch einige Novitäten von mir mit, die Du noch nicht kennst und die ich ihm zum Komponieren gegeben, eine Ballade von Rudolf von Habsburg, ein Punschlied, und ein andres ernstes Gesellschaftslied im Geschmack des Lieds an die Freude, doch, wie ich hoffe, etwas besser geraten. Einige andre Kleinigkeiten findest Du in dem hier folgenden zweiten Band meiner Gedichte.

Lebe recht wohl, wir grüßen euch herzlich. Dein

Sch.

An Friedrich Cotta.

Weimar, den 20. Juni 1803.

Hier übersende ich — hoffentlich noch zu rechter Zeit — das Verzeichnis der in den ersten neun Bogen bemerkten Schreib- und Druckfehler. Sehr viele weniger bedeutende, die aber doch den Druck entstellen und beim Lesen stören, habe ich nicht einmal anmerken wollen, um den Schandzettel nicht zu groß zu machen. Wenn auch die meisten darunter Schreibfehler waren, so hätte Ihr Korrektor doch aus dem Zusammenhang der Gedanken die wahre Lesart erraten sollen.

Ich empfehle Ihnen nun die allerstrengste Revision der noch übrigen Bogen, wenn es nicht mehr Zeit wäre, sie an mich zu schicken, ehe das Stück ausgegeben wird.

Eben geht die Post, ich schließe mit den herzlichsten Grüßen.

Der Ihrige.

Sch.

An Charlotte von Schiller.

Lauchstädt, den 4. Juli 1803.

Der Theaterbote geht heute nach Weimar, und ich kann Dir, liebes Herz, einige Nachricht von mir geben. Meine Herreise ist recht glücklich gewesen, und ich kam nach 7 Uhr an. Der Ort hat einen recht schönen Eindruck auf mich gemacht, die Allee und alle Anlagen umher sind heiter, es ist für die Sozietät auf eine artige und anständige Weise gesorgt, auch fand ichs sehr volkreich und dabei ganz zwanglos, so daß ich mich in der Masse der Menschen recht gern mit fortbewege. Ich hatte Mühe, ein Logis zu finden, und nur nach vielem Umherfragen fand man eins für mich aus, zwischen der Allee und dem Komödienhaus, das sehr hübsch gelegen ist, parterre, an einem Garten, wo die andren Hausnachbarn mir völlig fremd sind und mich nicht genieren. Ich esse in dem großen Salon, der sehr schön und ziemlich so groß wie der Konzertsaal im Landschaftshaus zu Weimar ist. Es war bisher immer mit 100 und 120 Gästen besetzt, wobei es sehr lustig hergeht. Es sind viele sächsische, auch einige preußische Offiziers hier und viele Damen, worunter es auch recht hübsche Gesichter gibt. Alle Abende wird nach dem Souper getanzt und den ganzen Tag gedudelt.

Der Prinz von Wirtemberg ist gestern um 4 Uhr angekommen, und seitdem er hier ist, waren wir immer beisammen, er ist gar artig und behaglich, und es scheint ihm zu gefallen, daß er sich in der Masse verlieren kann und gar nicht auf ihn reflektiert wird. Die Braut von Messina ist gestern gegeben worden bei sehr vielen Zuschauern, aber es war eine drückende Gewitterluft, und ich habe mich weit hinweggewünscht. Dabei erlebte ich den eigenen Zufall, daß während der Komödie ein schweres Gewitter ausbrach, wobei die Donnerschläge und besonders der Regen so heftig schallten, daß eine Stunde lang man fast kein Wort der Schauspieler verstand und die Handlung nur aus der Pantomime erraten mußte. Es war eine Angst unter den Schau-

ſpielern, und ich glaubte jeden Augenblick, daß man den Vorhang würde fallen laſſen müſſen. Wenn ſehr heftige Blitze kamen, ſo flohen viele Frauenzimmer aus dem Haus heraus, es war eine ganz erſtaunliche Störung. Dennoch wurde es zu Ende geſpielt, und unſre Schauſpieler hielten ſich noch ganz leidlich. Luſtig und fürchterlich zugleich war der Effekt, wenn bei den gewaltſamen Verwünſchungen des Himmels, welche die Iſabelle im letzten Akt ausſpricht, der Donner einfiel, und gerade bei den Worten des Chors

Wenn die Wolken getürmt den Himmel ſchwärzen,
Wenn dumpftoſend der Donner hallt,
Da da fühlen ſich alle Herzen
In des furchtbaren Schickſals Gewalt,

fiel der wirkliche Donner mit fürchterlichem Knallen ein, ſo daß Graff ex tempore eine Geſte dabei machte, die das ganze Publikum ergriff.

Heute iſt die Natürliche Tochter. Der Herzog von Wirtemberg bleibt noch hier und vielleicht auch morgen, es gefällt ihm ſehr, auch dem dicken Auguſt, der euch ſchönſtens grüßen läßt.

Man hat mir geſtern nach dem Ball noch in ſpäter Nacht eine Muſik gebracht, wobei viele Studenten aus Halle und Leipzig waren, ſo daß ich noch nicht recht habe ausſchlafen können, auch des Morgens haben ſie mich mit Muſik begrüßt.

Die Fremde aus Andros, welche gleich in den erſten Wochen hier gegeben worden, hat nichts getan, und es iſt am Schluß ſogar von einigen gepfiffen worden.

Aber mein Papier iſt vollgeſchrieben, und ich muß ſchließen. Küſſe die lieben Narren recht herzlich von mir und bleibe recht wohl, ich ſchreibe bald wieder. Der Frau tauſend Grüße und auch Goethen, wenn Du ihn ſiehſt. Lebe wohl, liebe Maus.

Dein

S.

An Charlotte von Schiller.

Lauchstädt, den 6. Juli 1803.

Es gefällt mir bis jetzt noch recht wohl hier, obgleich der gänzliche Müßiggang mir etwas Ungewohntes ist und ich den Verlust der schönen Zeit bedaure. Aber dennoch sollen diese Tage nicht ganz verloren für mich sein, weil ich mich heiter gestimmt und auch gesünder fühle und die Sehnsucht zum Arbeiten bei mir wächst. Gestern (als den Dienstag) ist der Herzog von Wirtemberg frühe wieder abgereist, er war gar gut und gefällig und hat jedermanns Liebe sich erworben. Sein einfaches Wesen setzte uns alle à notre aise, und der August ist im letzten Tag so lustig und behaglich worden, daß ich ihn recht lieb gewonnen habe. Wir haben uns allerseits recht ungern von einander getrennt.

Die Natürliche Tochter ist am Montag gut gegeben worden und hat, besonders die letzte Hälfte, viel Effekt gemacht, doch konnte sich das Publikum in die erstaunlichen Longeurs, die den Gang des Stücks aufhalten, nicht recht finden, und ich werde Goethen sehr anliegen, es merklich zu verkürzen. Die Ansicht eines neuen Publikums gibt mir viel neue Blicke über das theatralische Wesen, und ich bin ziemlich gewiß, daß ich künftig viel bestimmter und zweckmäßiger für das Theater schreiben werde, ohne der Poesie das geringste zu vergeben.

Gestern (Dienstags) war kein Theater; die Jagemanns und ihre Gesellschaften sind auf einen Besuch nach Giebichenstein zu Reichart, und ich habe hier den Tag recht mit Nichtstun zugebracht. Ich blieb von Mittagszeit an bis abends immer in der Gesellschaft, die sich in der Allee und in den kleinen Pavillons herumtreibt, aber eine Anzahl junger Berliner, die hier sind, hat doch recht unterhaltende Gespräche veranlaßt.

Am Montag waren Niemeyers hier und haben mir keine Ruh gelassen, sie diese Woche in Halle zu besuchen, wahrscheinlich fahr ich Freitags hin. Prof. Wolf ist nach Pyrmont gereist;

aber an dem Geh. Rat Schmalz, der Direktor der Universität, doch noch ein junger Mann von etwa 40 Jahren ist, habe ich eine sehr interessante Bekanntschaft gemacht, und die erste Stunde hat uns einander sehr nahe gebracht. Er ist ein trefflich philosophischer Kopf unter den Juristen und der jovialste rüstigste Geschäftsmann.

Die Mara wird diese Woche in Halle singen, und ich hoffe, sie entweder dort oder hier zu hören, denn man hat eine Subskription in Lauchstädt eröffnet, und sie wird eingeladen werden. Mich hat die Badegesellschaft beschickt, um ihnen das Komödienhaus dazu zu erlauben, weil die Wöchner diese Erlaubnis nicht für sich erteilen wollten. Und so habe ich denn hier schon eine gewisse Autorität ausgeübt.

Oft, liebes Herz, habe ich Deiner und der lieben Kinder gedacht und sehne mich, von Dir zu hören. Aus Weimar ist die Oberforstmeister Stein und ihre Mutter hier, auch die Pannewitz aus Berlin, ihre Schwester. An ihnen finde ich doch wenigstens eine Bekanntschaft, mit der ich im Salon von bekannten Personen und Sachen sprechen kann, denn sonst ist außer dem Theater nichts von weiblicher Welt aus Weimar hier.

Lebe wohl mit den lieben Kindern, herzlich umarme ich euch alle. Die Jagemann wird diesen Brief mitnehmen; sie geht auf einige Zeit nach Weimar, will aber wieder hieher kommen. Das sie die Natürliche Tochter spielte, habe ich negoziiert, denn sie hatte eine Heiserkeit, daß sie gar nicht mehr auftreten wollte, und man war beim Theater dieses schon angesagten Stücks wegen sehr verlegen. Weil sie aber vielen Beifall gefunden, so dankt sie mirs jetzt selbst und ist sehr zufrieden.

Lebe tausendmal wohl, liebes Herz. Die Frau grüße schön von mir. S.

An Wolfgang von Goethe.

Lauchstädt, den 6. Juli 1803.

Ich kann die Jagemann nicht abreisen lassen, ohne Ihnen ein kleines Lebenszeichen zu geben. Es gefällt mir hier bis jetzt

ſehr wohl, der Ort und die Gelegenheiten für die Geſellſchaft haben einen freundlichen Eindruck auf mich gemacht, und wenn man ſich einmal friſch reſolviert, gar nichts zu tun, ſo läßt ſichs unter dem Treiben einer Menge, die auch nichts zu tun hat, ganz leidlich müßig gehen. Länger freilich als acht oder zwölf Tage möchte ich einen ſolchen Zuſtand nicht aushalten.

Das Theatergebäude hat mich in dieſer kurzen Zeit ſeine Vorzüge und auch ſeine Mängel erfahren laſſen. Was die letztern betrifft, ſo finde ich, daß die Stimmen an Deutlichkeit verlieren, beſonders aber iſt das Dach wegen ſeiner Form und dünnen Bauart der Witterung zu ſehr ausgeſetzt. In der Braut von Meſſina fiel ein Gewitter mit viel Regen ein, welcher ſo heftig ſchallend auf die Dachung ſchlug, daß man ganze Viertelſtunden lang auch keine einzige zuſammenhängende Rede verſtehen konnte, wie ſehr die Schauſpieler auch ihre Stimmen anſtrengten. Und den Tag darauf, wo ich das leere Schauſpielhaus beſichtigte, ſah man die häßlichen Spuren des hereingedrungenen Regens an der ſchön gemalten Decke.

Die Natürliche Tochter hat vielen Beifall gefunden, beſonders die letzte Hälfte, wie dies auch in Weimar der Fall war. Einige Bemerkungen, die ich bei dieſer Gelegenheit gemacht, will ich Ihnen mündlich mitteilen. Die Jagemann hat ſich, ohngeachtet ſie heiſer war und gar nicht glaubte, ſpielen zu können, ſehr gut gehalten, und dann hat Becker auch recht gut geſprochen, und auch Heide hat Beifall gefunden.

Es führt zu nützlichen Betrachtungen, zuweilen ein andres Publikum zu ſehen, und hier iſt noch dazu ein doppeltes, weil der Sonntag ganz andre Menſchen in der Komödie verſammelt.

Ich werde vielleicht die Mara, die ich zu Weimar verſäumen mußte, hier oder in Halle noch hören. Auf den Fall, daß ſie hieher kommt, habe ich mich, auf Anſuchen der Badegeſellſchaft, bei den Wöchnern verbürgt, daß es Ihnen nicht zuwider ſein werde, zu dieſem Konzert das Schauſpielhaus zu nehmen. Ich muß dem Genaſt das Zeugnis geben, daß er recht wachſam und

eifrig fürs Ganze sorgt und auf den Nutzen der Kassa sowie auf die Ehre der Gesellschaft bedacht ist.

An Schmalz, der zur Natürlichen Tochter hier war, habe ich eine sehr schätzbare Bekanntschaft gemacht, und dieser einzige Abend hat uns einander gleich recht nahe gebracht. Es ist eine Freude, mit einem so klaren, jovialen und rüstigen Geschäftsmann zu leben, der weder Pedant noch affektiert ist. Auch Niemeyers waren an jenem Abend hier, und ich habe ihnen versprechen müssen, diese Woche nach Halle zu kommen. Leider werde ich Wolfen dort nicht finden, da er ins Pyrmonter Bad gereist ist. Der Herzog von Wirtemberg hat sich hier sehr angenehm betragen und alles in gute Laune gesetzt; die ersten Zeiten meines Hierseins sind durch ihn sehr belebt und erheitert worden. Sonst ist die Gesellschaft hier ziemlich behaglich, zutraulich und fröhlich, nur muß man es mit der Ausbeute des Gesprächs nicht genau nehmen. Mit einigen jungen Männern, besonders aus Berlin, habe ich indessen doch verschiedene nicht uninteressante Unterhaltung gehabt.

Leben Sie wohl und lassen Sie den alten Goetz nur recht vorwärts schreiten. Meyern viele Grüße.

Sch.

An Charlotte von Schiller.

Lauchstädt, den 8. Juli 1803.

Dank Dir, liebe Maus, für die guten Nachrichten, die Du mir gestern von Dir und den lieben Kindern gegeben. Ich schreibe Dir sogleich mit der Hallischen Post, daß Du Dich wegen meiner Abwesenheit nicht beunruhigest. Zwölf oder vierzehn Tage hier zu bleiben, war mein längstes Ziel gleich am Anfang, und dabei beharr ich auch. Du kannst mich also ganz gewiß gegen Ausgang der nächsten Woche wieder erwarten. Wenn ich von meinen Lieben getrennt sein soll, so muß wenigstens ein bedeutender Zweck dabei sein, aber dieser ist hier nicht, und ich

würde auch einen längern Müßiggang nicht ertragen — Bis jetzt reut mich indes mein Hierſein gar nicht. Ich habe mehr Vertrauen zu meiner Geſundheit bekommen und mich unter einer Maſſe fremder, gemiſchter Geſellſchaft leicht und heiter gefühlt. Ueber das Theater ſelbſt habe ich bei den wenigen Vorſtellungen etwas gelernt und für die Zukunft gewonnen.

In einer Stunde fahre ich nach Halle, wohin ich einige männliche Geſellſchafter mitnehme, um die weiblichen, welche man laut beiliegendem Briefe gewünſcht hatte, zu vermeiden. Ich fahre heute Abend wieder zurück und werde dieſen Brief an Dich zu Halle auf die Poſt geben laſſen.

Bleibe wohl, liebſtes Herz, mit den guten Kindern, Karln danke für ſeinen Brief recht ſchön, und die Frau grüße aufs beſte. Lebe wohl.

D. S.

An Charlotte von Schiller.

Lauchſtädt, den 9. Juli 1803.

Deinen Brief und der Kinder ihren erhielt ich von Herrn Groy heute Mittag an der Table d'hôte und freute mich ſehr des unerwarteten Andenkens von meinen Lieben. Geſtern Abend um halb eilf kam ich von Halle zurück, wo ich mich außer Niemeyers Pädagogium, welches eine kleine Stadt iſt, nicht ſehr viel umgeſehen, weil ich mich etwas angegriffen fühlte und die Bewegung ſcheute. Sie haben mich ſehr geehrt und tüchtig aufgeſchüſſelt. Ich genieße aber überhaupt hier wenig, weil ich mich ſo am beſten vor den Krämpfen ſchütze. Halle gefällt mir nicht, und in der Geſellſchaft hörte ich nichts als Anekdoten erzählen.

Hier verfällt man auf allerlei Unterhaltungen. Vor einigen Tagen machten zwei Trupp preußiſcher und ſächſiſcher Offiziere, welche in zahlreicher Menge hier ſind, ein Manöver gegeneinander auf dem Wege nach Merſeburg, alles zu Pferd. Ich ritt

auch mit, auch kamen viele Kutschen von Zuschauern; es gab malerische Gruppen und Bewegungen, und weil heftig geschossen und geritten wurde, so hatte es ein ordentlich kriegerisch Ansehen. Mittags fanden sich die Kämpfer und Zuschauer bei der Tafel zusammen, wo es dann sehr über den Champagner herging, der hier mit sündlicher Verschwendung getrunken wird.

Auf den Montag ist die Jungfrau von Orleans. Schon morgen kommen viele hallensische Besuche, die dann bis Montag bleiben, es wird ziemlich lebhaft werden. Donnerstag oder Freitag denke ich wegzureisen. Ich befinde mich übrigens wohl und heiter, die guten Nachrichten von euch sind mir sehr erfreulich.

Lebe wohl, liebes Herz, und küsse die lieben Kinder und grüße die Frau und die Stein herzlich. Hier einiges für die Kleinen und den Adolf, was der Bote mitnehmen mochte. Dein

S.

An August Wilhelm Iffland.

Lauchstädt, den 12. Juli 1803.

Der Sukzeß der Braut von Messina auf dem Berliner Theater hat mich aufs angenehmste überrascht; es ist Ihr Triumph, nicht meiner, denn alles, was ich von Augenzeugen schriftlich sowohl als mündlich darüber vernommen, kommt darauf hinaus, daß der Vortrag des Chors meistermäßig angeordnet gewesen und in der ganzen Darstellung überhaupt die größte Würde und Bedeutsamkeit beobachtet worden sei. Wenn Ihnen dieser Erfolg Lust und Neigung zu der alten Tragödie und zu einem neuen Versuch mit dem Chor erregen konnte, so wollte ich den Oedipus des Sophokles, ganz so wie er ist, bloß allein die Chorgesänge freier behandelt, auf die Bühne bringen. Für das Weimarische Theater allein möchte ich diese Mühe nicht gern übernehmen.

Noch vor Ablauf dieses Winters verspreche ich Ihnen den Tell, zu dem mich jetzt eine überwiegende Neigung zieht. Dieses

Werk ſoll, hoff ich, Ihren Wünſchen gemäß ausfallen und als ein Volksſtück Herz und Sinne intereſſieren.

Herr D. Stoll aus Wien, ein Sohn des berühmten Arztes, der Ihnen Gegenwärtiges überbringt, bat mich um eine Empfehlung an Sie. Es iſt ein leidenſchaftlicher Freund des Theaters und wird ſich Ihnen durch ein kleines Luſtſpiel empfehlen, das er nach dem Franzöſiſchen bearbeitet und auf dem Weimariſchen Theater mit großem Glück produziert hat.

Sollen wir Sie denn dieſes Jahr auch nicht in Weimar ſehen? Ich bin überzeugt, wir würden uns bei mündlicher Mitteilung zu einem ſchönen Zweck vereinigen.

Von ganzem Herzen der Ihrige.

Schiller.

An Gottfried Körner.

Weimar, den 16. Juli 1803.

Eine Exkurſion, die ich ſeit Deinem letzten Brief nach Lauchſtädt gemacht, iſt ſchuld an meinem langen Stillſchweigen. Es hat mir gut getan, ein neues Publikum und ein fremdes Menſchengewühl zu ſehen, man findet zwar nichts beſſres, aber doch etwas andres, und der Geiſt gewinnt eine neue Richtung. Es war ziemlich lebhaft in Lauchſtädt, und da an einem ſolchen Ort die Menſchen aus ganz verſchiedenen Punkten ſich zuſammenfinden, ſo lernt man nicht ſowohl eine Stadt oder Provinz als die Nation ſelbſt kennen, freilich nicht eben auf ihrer vorteilhafteſten Seite. Die größte Ausbeute, die ich indeſſen zurückgebracht habe, iſt die Freude, wieder zu Hauſe zu ſein.

Wegen Zelters muſikaliſchem Verdienſte kann ich, da ich die Sache nicht verſtehe, mit Dir nicht rechten. Nach meinem Gefühle aber iſt er ein Meiſter in derjenigen Kompoſition, wo die Muſik ſich der Poeſie als Begleiterin anſchmiegt, und wo es darauf ankommt, den Charakter eines Gedichts zu treffen. Seine Melodie zum Taucher, zur Bajadere, zum Zauberlehr-

ling, zu meiner Dithyrambe und noch einige sind mir Muster in ihrer Art.

Mich freuts, daß euch meine Ballade von Rudolf von Habsburg lieb geworden ist. Ich bin selbst mit der Art, wie ich diese Anekdote genommen und eingekleidet habe, besonders zufrieden. Das Siegesfest kann euch nicht so interessieren, weil ihr weniger im Homer zu leben gewohnt seid.

Ich erwarte heute noch die Braut von Messina und werde sie beilegen.

Von den französischen Stücken, die ich bearbeitet, habe ich keine Abschrift zu Hause, Du sollst sie aber binnen acht Tagen erhalten.

Herzlich umarmen wir euch, schreibe mir bald wieder.

Dein

Sch.

An Jakob Herzfeld.

Weimar, den 17. Juli 1803.

Die Nachricht, welche Sie mir von dem guten Sukzeß der Braut von Messina auf dem Hamburger Theater gegeben, hat mir große Freude gemacht, und ich zweifle keinen Augenblick, daß Ihre glücklichen Bemühungen und Anstalten dabei entscheidend gewesen sind. Unterdessen habe ich auch den guten Erfolg dieses Stückes zu Berlin erfahren, und ich habe Ursache, mich zu freuen, daß dieses gewagte Unternehmen mit dem tragischen Chor auf den drei besten Bühnen Deutschlands so gut gelungen ist. Empfangen Sie, hochgeehrtester Herr, meinen aufrichtigen Dank wegen der Bemühungen, wodurch Sie sich um dieses Stück verdient gemacht haben.

Daß Sie von dem Parasiten keinen Gebrauch machen können, beklage ich, denn mir scheint dieses Stück zu einem theatralischen Effekt sehr geeignet zu sein, da es zwei sehr bedeutende Rollen und einige gut berechnete Theatercoups enthält. Verschiedene Mängel des Originals, welche demselben vielleicht

bei der Aufführung geſchadet, habe ich in der Bearbeitung zu verbeſſern geſucht.

Was den Neffen als Onkel betrifft, ſo werden die zwei Menechmen hier zu Weimar durch zwei Schauſpieler vorgeſtellt, die einander ſehr unähnlich ſind, und doch iſt dieſem Uebelſtand durch die Kunſt abgeholfen worden. Beide haben eine bloße Naſenmaske, die nach einem Modell gemacht iſt, und der eine ſucht die Größe und Taille des andern möglichſt nachzuahmen, daher es nötig iſt, daß der eine dem andern beim Anzug als Modell ſitzt. Außerdem haben die hieſigen Schauſpieler noch für ſich ſelbſt den Einfall gehabt, eine gewiſſe auffallende Redensart als Angewohnheit, öfters in den Dialog einzuflechten, dieſes kann eine eigene Art zu ſchwören und zu fluchen oder etwas ähnliches ſein, welches dem Geſchmack der Schauſpieler überlaſſen wird.

Der ich hochachtungsvoll verharre

E. W.

gehorſamer Diener
Schiller.

An Friedrich Immanuel Niethammer.

Weimar, den 23. Juli 1803.

Da Sie bisher Fichtes Angelegenheiten wegen ſeines Hauſes in Jena beſorgt haben, werteſter Freund, ſo überſende ich Ihnen beifolgendes Dokument, worin er ſeine Anfoderung an das Haus auf mich überträgt, und erſuche Sie angelegentlichſt, die Hypothek und Kapital bei dem Stadtrat zu Jena auf meinen Namen in das Hypothekenbuch ſchreiben zu laſſen. Fichte hat ſich vor einiger Zeit dieſer Sache wegen an mich gewendet und wünſchte für ſeine Foderung an Krieg bares Geld zu erhalten. Ich habe Mittel gefunden, ihm dieſen Dienſt zu erzeigen, und das Geld iſt ihm bereits ausgezahlt. Es wird auch nötig ſein, dem Notarius Krieg dieſe Veränderung inſinuieren zu laſſen und die noch rück-

ſtehenden Intereſſen von 1802 bis 1803 von demſelben einzutreiben.

Da Sie Fichtes und mein Beſtes gern beſorgen, wie ich weiß, ſo nehme ich keinen Anſtand, Ihnen dieſe Angelegenheit zu übergeben, auch werden Sie entweder ſelbſt oder durch Ihre rechtskundigen Freunde unterrichtet ſein, was in dieſer Sache Juris iſt.

Seit acht Tagen bin ich von Lauchſtädt, wo ich einige Wochen war, wieder zurück und habe immer darauf gehofft, Sie einmal hier zu ſehen. Machen Sie ſich doch in dieſen ſchönen Tagen einmal auf den Weg.

Die liebe Frau grüßen wir beiderſeits recht herzlich. Eine Braut von Meſſina lege ich für ſie bei.

Ganz und immer der Ihrige.

Sch.

An Friedrich Cotta.

Weimar, den 9. Auguſt 1803.

Ich habe aus Bremen einen delikaten weißen Portwein erhalten, wofür ich Ihnen, werteſter Freund, aufs verbindlichſte danke. Es iſt ein wahres Lebensöl, das Herz und Eingeweide ſtärken wird.

Sie werden nun wohl wieder aus der Schweiz zurück ſein. Möchten Sie mit Ihrer lieben Gattin recht viel Freude da genoſſen haben! Mich würde es bei meinem jetzigen Geſchäft ſehr fördern, wenn ich auch die Alpen und Alpenhirten in der Nähe geſehen hätte!

Wenn Ihnen einige Proſpekte von ſchweizeriſchen Gegenden, beſonders aber von dem Schweizerufer des Waldſtättenſees, dem Rütli gegenüber, in die Hände fallen ſollten, ſo ſenden Sie mir ſie doch. Auch wünſchte ich Füßlis Erdbeſchreibung, Zſchokkes Werk von der Schweiz und die Briefe über ein ſchweizeriſches Hirtenland, ſowie auch von Ebels Schrift über die Gebirgsvölker die Fortſetzung zu beſitzen. Alle dieſe

Werke könnte ich in 14 Tagen zurückſchicken, wenn ich ſie geliehen bekommen könnte. Auch was in Bern über Wilhelm Tell neuerdings herausgekommen iſt, wünſche ich zu leſen, wenn es Ihnen nicht zuviel Mühe macht, mirs zu verſchaffen.

Von Straßburg bitte ich mir zu verſchreiben

1. Julius Cäſar in 2 Volumes.
2. Valerius Flaccus.
3. Perſius und Juvenalis.
4. Petronii Satyricon.
5. Salluſtii Opera.
6. Silii Italici Punicorum Libr.
7. Vellejus Paterculus.

Ferner die Stereotypen

1.	Cornel. Nepos. pap. fin. broch. . . .		28 kr.
2.	Virgilius pap. velin. broch.	1.	27 kr.
3.	Fables de La Fontaine 2 vol. broch. . .		39 kr.
4.	Boileau 2 vol. broch.		50 kr.
5.	Molière 8 Volumes	2.	32 kr.
6.	Racine 5 Volum broch.	1.	50 kr.
7.	Oeuvres Choiſies de Rouſſeau 2 Vol. broch.		44 kr.

Herzlich empfehle ich mich nebſt meiner Frau, Ihnen beiden. Schreiben Sie mir doch bald, ob Sie zurückgekommen ſind.

Ganz der Ihrige.

Schiller.

Ein Exemplar der Braut von Meſſina bitte ich, in meinem Namen mit erſter Poſt an Herrn von Humboldt, Preußiſchen Reſidenten in Rom, abgehen zu laſſen.

An Wolfgang von Goethe.

Weimar, den 9. Auguſt 1803.

Dem Ueberbringer dieſes, Herr Arnold aus Straßburg, bitte ich Sie einige Augenblicke zu ſchenken und ihm ein freundliches

Wort zu ſagen. Er hängt an dem deutſchen Weſen mit Ernſt und Liebe, er hat ſichs ſauer werden laſſen, etwas zu lernen und reiſt mit den beſten Vorſätzen zurück, um etwas Würdiges zu leiſten. Von Göttingen, wo er ſtudiert, und von Straßburg, wo er die ſchreckliche Revolutionszeit verlebte, kann er Ihnen manches erzählen.

Sie ſind mir neulich ganz unvermutet entwiſcht, nachdem ich von Jena zurückgekommen, aber ich höre von Meyern, daß Sie übermorgen wieder hier ſein werden. Ich wünſche gute Geſchäfte, ich ſelbſt ſtehe noch immer auf meinem alten Fleck und bewege mich um den Waldſtättenſee herum — die Reiſe nach Jena an dem heißen Tage hat mich aber ſo angegriffen, daß ich ſie jetzt noch fühle. Was ſagen Sie dazu, daß nun auch die Literaturzeitung aus Jena auswandert?

Leben Sie recht wohl und kommen Sie bald mit guten Früchten Ihrer Einſamkeit zurück.

Sch.

An Wolfgang von Goethe.

Ich bin von der Hitze und dem verwünſchten Barometerſtand ſo angegriffen, daß ich mich nicht entſchließen kann, vor die Türe zu gehen, auch bin ich keines ordentlichen Gedankens fähig.

Fühle ich mich erleichtert, ſo ſeh ich Sie vielleicht heut Abend nach dem Nachteſſen noch ein Stündchen. Haben Sie irgendein Novum zum leſen, ſo bitte ich darum.

S.

An Wilhelm von Humboldt.

Weimar, den 18. Auguſt 1803.

Sie werden ſchon längſt auf den Erfolg Ihres Auftrags an mich gewartet haben, teurer Freund, aber es war mir nicht möglich, Ihnen früher ein Reſultat mitzuteilen. Ich ſelbſt bin

ganz außer aller Verbindung mit Studierenden und kenne auch sonst wenige, auf deren Urteil und Empfehlung ich mich in einer solchen Angelegenheit verlassen könnte. Niemeyer, den ich aufgefodert, hat noch niemand finden können, und gerade jetzt sind einige gute Subjekte durch sehr vorteilhafte Anträge schon anderswohin berufen. Ein recht wackrer Mann, H. D. Hegel aus Wirtemberg, ist jetzt in Jena Dozent der Philosophie, ein gründlicher philosophischer Kopf, der Ihnen vielleicht auch als Schriftsteller bekannt ist, aber Sie wollen keinen Metaphysiker, auch ist dieser etwas kränklich und grämlich und könnte überdies erst auf Ostern sich losmachen. Ein Sohn von Voß ist vor kurzem als Hofmeister bei einem Grafen Reuß aus Berlin angestellt worden. Nun habe ich durch Grießbach einen Herrn Molinar aus Crefeld auf der Liste, dieser soll ein sehr würdiger junger Mann von Kenntnissen und Sitten sein, der nach Grießbachs Versicherung den Foderungen, welche Sie machen und die ich letzterem in ihrem ganzen Umfang bekannt machte, entsprechen soll. Auch versteht er italienisch und spricht das Französische sehr fertig. Wenn ich von dem Empfehler auf den Empfohlenen schließen darf, so läßt sich vermuten, daß dieser Molinar ein ganz guter moralischer Mensch, der auch etwas gelernt hat, sein mag, aber daß er auch Geist besitze, folgt aus dieser Empfehlung freilich noch nicht. Mit ihm wird also nichts gewagt werden, und ich wollte Ihnen also immer raten, ihn zu nehmen, da es nun doch nicht möglich ist, daß ich den selbst erst sehe, den ich Ihnen proponiere. Im Fall der Annahme müßten Sie aber mit der allerersten Post antworten, weil sonst der Herbst herankommt. Unterdessen habe ich ihm durch Grießbachs schreiben lassen, und er hat Zeit, sich zu entschließen, ehe Ihre Antwort anlangt. Fände sich in den nächsten vierzehn Tagen noch etwas, so gebe ich Ihnen sogleich Nachricht.

Ein Exemplar der Braut von Messina werden Sie unmittelbar von Cotta, dem ich es auftrug, erhalten haben. Gern hätt ich das Stück im Manuskript gesendet, aber es kamen mir so

verschiedene Nachrichten von Unsicherheit der Posten nach Italien zu, daß ich zuviel zu wagen glaubte, wenn ich meinen kleinen Reichtum der Post anvertraute.

Goethens Natürliche Tochter wird Sie sehr erfreuen, und wenn Sie dieses Stück mit seinen andern, den früheren und mittleren, vergleichen, zu interessanten Betrachtungen führen. Des Theatralischen hat er sich zwar darin noch nicht bemächtigt, es ist zuviel Rede und zu wenig Tat, aber die hohe Symbolik, mit der er den Stoff behandelt hat, so daß alles Stoffartige vertilgt und alles nur Glied eines ideellen Ganzen ist, diese ist wirklich bewundernswert. Es ist ganz Kunst und ergreift dabei die innerste Natur durch die Kraft der Wahrheit. Daß er zu der Zeit, wo Sie nach meinem letzten Brief an seiner Produktivität ganz verzweifeln mußten, mit einem neuen Werk hervorgetreten, wird Sie ebenso wie mich selbst überrascht haben; denn auch mir hatte er wie der ganzen Welt ein Geheimnis daraus gemacht. Auf den Oktober wird es gedruckt erscheinen.

Wilhelm Tell ist es jetzt, was mich beschäftigt, aber dieser Stoff ist sehr widerstrebend und kostet mir große Mühe; da er aber sonst großen Reiz hat und sich durch seine Volksmäßigkeit so sehr zum Theater empfiehlt, so lasse ich mir die Arbeit nicht verdrießen, ihn endlich noch zu überwältigen.

Sie werden nun bald Schelling mit der Schlegeln, die er geheiratet, in Rom sehen. Interessieren wird er Sie gewiß, aber es ist zu beklagen, daß er sich so schändlich hat unterjochen lassen.

Leider geht es mit unsrer Akademie in Jena jetzt auf die Neige. Loder geht nach Halle, Griesbach wird den Winter nicht überleben, Hufeland, auch Schütz mitsamt der Literaturzeitung und Paulus sind nach Würzburg berufen, wo sie wahrscheinlich auch hinwandern. Batsch ist schon im vorigen Jahr gestorben. Die Philosophie ist mit Schelling vollends ganz ausgewandert. Leider ist nicht zu hoffen, daß aus andern Universitäten etwas wird, indem sie Jena zerstören helfen. Vielleicht

war Jena, wie es vor ſechs, acht Jahren noch war, die letzte lebendige Erſcheinung ihrer Art auf Jahrhunderte.

Ich lege Ihnen ein Lied bei, das in der Abſicht entſtanden iſt, dem geſellſchaftlichen Geſang einen höheren Text unterzulegen. Die Lieder der Deutſchen, welche man in fröhlichen Zirkeln ſingen hört, ſchlagen faſt alle in den platten proſaiſchen Ton der Freimäurerlieder ein, weil das Leben keinen Stoff zur Poeſie gibt; deswegen habe ich mir für dieſes Lied den poetiſchen Boden der Homeriſchen Zeit gewählt und die alten Heldengeſtalten der Ilias darin auftreten laſſen. So kommt man doch aus der Proſa des Lebens heraus und wandelt in beſſerer Geſellſchaft.

Was bei uns ſich Neues ereignet, wird meine Frau ſchreiben. Ich bewege mich ſo einförmig in meinem hergebrachten Lebenskreiſe, daß ich gar nicht merke, wie die Welt geht; ja, teurer Freund, wenn ich denke, in welcher ganz andern und hohen Region Sie leben, ſo gerate ich in Verlegenheit, Ihnen ein Wort von mir zu ſagen.

Herzlich teilen wir alles, was Ihnen begegnet und wünſchen, da es doch nicht anders iſt, daß Sie in Ihrem jetzigen Lebenskreis immer einheimiſcher werden und ſich dabei glücklich fühlen. Von ganzer Seele umarmt Sie und die gute Karoline Ihr

Sch.

An Heinrich Eberhard Gottlob Paulus.

Weimar, den 2. September 1803.

Man ſchätzt und verehrt Sie hier ſo ſehr, mein teurer Freund, daß man Ihre Entfernung von Jena nicht wohl ertragen kann. Da Sie nach unſerm neulichen Geſpräch nicht geradezu abgeneigt ſind, zu bleiben, ſo hofft der Herzog, Ihnen durch ein Merkmal ſeines guten Willens und ſeiner Achtung für Sie Ihren Aufenthalt in Jena wieder angenehm zu machen. Zweihundert Taler will er Ihnen zulegen, und wenn Ihnen noch ſonſt ein Zeichen ſeiner Achtung angenehm ſein kann, ſo wird er auch

dazu mit Vergnügen bereit sein. Da diese Proposition durch meine Feder geschieht, so ist sie eo ipso nicht offiziell, ob sie gleich ihrem Inhalt nach dieselbe Gültigkeit hat. Sie können sich also darüber gegen mich ganz freundschaftlich und aufrichtig erklären. Tun Sie es womöglich gleich mit der morgenden Post, wenn Sie nicht vielleicht Lust haben, selbst herüber zu kommen. Wir grüßen Sie und die kleine Frau aufs beste, und ich bin wie immer Ihr aufrichtiger Freund

Schiller.

Als Neuigkeit melde ich Ihnen, daß heut früh von Petersburg eine Stafette gekommen, die die Verlobung unsres Erbprinzen mit der Großfürstin gebracht hat. Es steht alles dort aufs beste und auch in Absicht auf die Jenaischen Unternehmungen ist dieses Ereignis, welches den nervum rerum gerendarum zusichert, nicht ganz unwichtig.

An Wilhelm von Wolzogen.

Weimar, den 4. September 1803.

Mit den guten Nachrichten, die Du uns übersendet, hast Du uns alle in große Freude versetzt. Ich überlasse es den andern, es Dir zu beschreiben, und will Dich bloß von uns und unsern Zuständen unterhalten.

Indem das neue Schloß in Weimar bezogen worden ist und hier ein neues Leben beginnt, droht die alte Universität in Jena über den Haufen zu fallen. Vielleicht hast Du in Zeitungen davon gehört. Ein Lehrer nach dem andern wird uns nach Halle entführt; so ist auch Schütz mit der ganzen Literaturzeitung berufen und hat sich wirklich dort engagiert. Von der andern Seite beruft uns der Kurfürst von Bayern mehrere Professoren nach Würzburg. Unter diesen Umständen hat der Herzog sich aufs neue für Jena interessiert und will sichs etwas kosten lassen,

um wenigſtens die beſten, wie den Profeſſor Paulus und Hufeland, feſtzuhalten. Auch hat man ſich kühnlich entſchloſſen, die Allgemeine Literaturzeitung in Jena fortzuſetzen, wenn auch gleich eine andre in Halle herauskommt; und da man nicht nur die beſten Mitarbeiter von der alten behält, ſondern auch neue tüchtige Männer dazutreten, ſo könnte ſehr leicht der Fall eintreten, daß ſie in Halle die Rivalität mit uns nicht aushalten. Denn ſo ein kleines Ländchen wir auch ſind, ſo ſind doch in literariſchen Unternehmungen diejenigen nicht ſchwach, die die Geiſter kommandieren können, und wir können es hierin kecklich jeder großen Provinz in Deutſchland bieten. Es iſt eine Ehre für Jena und Weimar, daß andre Univerſitäten uns plündern müſſen, um etwas zu werden, und daß etwas Gutes bei uns zu holen iſt.

Der Kurfürſt von Bayern, hör ich, ſoll auch die fränkiſche Ritterſchaft ſehr inkommodieren und ihre Beſitzungen mit Gewalt ſeiner Lehensherrlichkeit unterwerfen wollen. Auch Dein Bauerbach wird wohl dabei ins Gedränge kommen.

Der König von Schweden iſt dieſe Woche hier durchgereiſt, ich habe die Ehre gehabt, ihn zu ſprechen, und er hat mir als ein Zeichen ſeiner Zufriedenheit wegen meiner Schrift über den dreißigjährigen Krieg, die der ſchwediſchen Nation ſo rühmlich wäre, einen brillantnen Ring zum Geſchenk gemacht. Du kannſt Dir leicht denken, wie ſehr mich dieſes überraſcht und erfreut hat. Wir Poeten ſind ſelten ſo glücklich, daß die Könige uns leſen, und noch ſeltner geſchiehts, daß ſich ihre Diamanten zu uns verirren. Ihr Herren Staats- und Geſchäftsleute habt eine große Affinität zu dieſen Koſtbarkeiten; aber unſer Reich iſt nicht von dieſer Welt.

Es hat mich gar ſehr gefreut, von Dir zu hören, daß die regierende Kaiſerin eine Neugierde bezeugt hat, die Braut von Meſſina zu leſen. Wenn Du es für keine Unbeſcheidenheit hältſt, ſo wollte ich Dich bitten, ihr von meinetwegen ein Exemplar des Don Carlos nach der neuen ſchönen Ausgabe zu präſentieren,

das ich dem Kurier mitgeben werde. Auch einige Exemplare der Braut von Meſſina werde ich noch beilegen, wenn der Buchbinder damit noch fertig werden kann.

Gegenwärtig arbeite ich an Wilhelm Tell, woraus ich eine große Tragödie zu machen gedenke; ſie wird fertig ſein, wenn Du zurückkommſt, und der Gedanke dient mir zu einem großen Sporn dabei, daß ich ſie in Gegenwart der Großfürſtin und unſres teuren Prinzen zum erſtenmal produzieren werde. Sage dem letztern, wie innig wir von ſeinem Glück gerührt ſind und wie herzlich wir uns darauf freuen, ihn bald hier zu beſitzen.

Goethe trägt mir auf, Dich aufs freundlichſte zu grüßen und ihn Deinem Andenken zu empfehlen.

Den Herzog Eugen von Württemberg habe ich noch einige Tage zu Lauchſtädt recht genoſſen; er war charmant und hat jedermanns Liebe erworben; auch iſt er wirklich ein ſehr liebenswürdiger Fürſt, und dieſe wenigen Tage, die ich mit ihm verlebt, werden mir unvergeßlich ſein. Den guten Bruder Auguſt habe ich in Lauchſtädt auch näher kennen lernen und ihn ordentlich recht auftauen ſehen. Er hat ſich Deiner ſehr oft erinnert, und wenn er ſich Champagner einſchenkte, meinte er, es wäre doch ſchade, daß der Bruder Wilhelm nicht auch da wäre.

Und nun, lieber Alter, lebe wohl und glücklich und bleibe ja recht geſund bei den vielen Sorgen und Anſtrengungen, die Deiner warten. Was wir über die Frau und Adolf wiſſen, und wie es mit unſern Kindern ſteht, wird Lolo Dir ausführlicher ſchreiben. Sage dem General Klinger, wie ſehr ich ihn ſchätze. Er gehört zu denen, welche vor fünfundzwanzig Jahren zuerſt und mit Kraft auf meinen Geiſt gewirkt haben. Dieſe Eindrücke der Jugend ſind unauslöſchlich.

Ich drücke Dich an mein Herz und bin mit inniger Liebe Dein treuer

S.

An Friedrich Cotta.

Weimar, den 11. September 1803.

Für das überſchickte Taſchenbuch von Wieland danke ich Ihnen verbindlichſt, werteſter Freund. Die Erzählung iſt in ſeinem alten Geiſt wie der Ariſtipp geſchrieben und hat alle Tugenden und Fehler desſelben. Wer Wielands Proſa einmal liebt, findet ihn ganz in dieſen Briefen wieder, ich hoffe ſein Name ſoll dem Kalender ſchon Abgang verſchaffen. Die Verzierungen ſind artig gedacht.

Beiliegenden Artikel bitte ich in die Allgemeine Zeitung einzurücken. Sie erſehen daraus, daß mir der König von Schweden einen königlichen Beweis ſeiner Zufriedenheit gegeben. Wenn Sie etwa denſelben Artikel franzöſiſch in das Mannheimer Journal einrücken laſſen wollten, ſo wäre mirs lieb, da die Achtung gegen den König erfodert, dieſe Liberalität auf mehreren Wegen bekannt zu machen.

Fernow hat mir geſagt, daß Sie die Braut von Meſſina noch nicht an H[umboldt] abgeſendet. Tun Sie es ja, wenn es noch nicht geſchehen, er mahnt mich ſehr darum.

Sie werden ſchon gehört haben, daß die Literaturzeitung nach Halle emigriert. Aber ſie wird nichtsdeſtoweniger unter einer neuen Regie in Jena fortgehen. Ich hatte anfangs an Sie gedacht, ob Sie vielleicht dieſes Unternehmen, welches freilich ſehr weitläufig iſt und große Auslagen erfodert, friſch gewagt hätten. Die Allgemeine Zeitung hätte freilich alsdann aufhören müſſen. Die Konkurrenz mit der halliſchen wäre nicht ſehr zu fürchten, da die tätigſten Mitglieder auf unſerer Seite ſein würden. Wie ich aber höre, iſt der Kontrakt ſchon mit einem Partikulier gemacht, der das Geld dazu herſchießt und dem dann die Vorteile zufallen. Eichſtädt und Fiedler in Jena werden die Redaktion und den Verkauf beſorgen, von Weimar aus aber wird man die Anſtalt dirigieren.

Wir grüßen Sie beide aufs freundlichſte. Ganz der Ihrige.

Schiller.

An?

[September 1803.]

Für den Augenblick weiß ich Ihnen, verehrte Frau, mit weiter keiner Schrift aufzuwarten als mit dem hier beifolgenden Menander und Glycerion, einem kleinen griechischen Roman in Briefen, worin sich unser hochverehrter Schöpfer der Musarion als tiefen Kenner und innigen Vertrauten des Blütenalters der Menschheit, der schönsten Periode Griechenlands, zeigt, indem er allen Zauber dieser nie wiederkehrenden, unser eisernes Zeitalter aus blauer Ferne freundlich anlächelnden Aera, — die milde Luft, die das Tal Enna durchsäuselte, — den jugendlichen Frohsinn, der die Hellenen beflügelte, die hohe Kunst, die die Propyläen zu Götterwohnungen heiligte, pp. mit bewundernswürdiger Genialität auf unsern nördlichen Boden heimisch macht. Ich bin überzeugt, Sie werden sich durch Lesung dieses Schriftchens einige angenehme Stunden bereiten, wie ich denn in selbigem auch meine Erwartung befriedigt fand.

Unter freundlichem Gruß

Ihr ergebener

Schiller.

An Wolfgang von Goethe.

[Weimar, den 12. September 1803.]

Es kommen mir heute soviel dringende Briefexpeditionen zusammen, daß ich vor 9 Uhr nicht fertig werden und also nicht kommen kann.

Aus beiliegendem Brief ersehen Sie leider, daß unser Freund Humboldt einen harten Verlust erlitten hat. Schreiben Sie ihm, wenn Sie können, ein Wort des Anteils. Er dauert mich sehr, weil gerade dieses Kind das hoffnungsvollste war von allen.

Den Brief erbitte ich mir wieder zurück.

S.

An Luiſe Brachmann.

Weimar, den 12. September 1803.

Aus der Beilage erſehen Sie, meine verehrte Freundin, daß Ihr Brief an mich vom 20. Auguſt durch einen widrigen Zufall nach Eisleben geraten und erſt heute von dort aus in meine Hände gekommen iſt.

Ich will hoffen, daß die ſchöne Hoffnung, die Sie mir darin geben, Sie hier in Weimar zu ſehen, keineswegs durch dieſe Zögerung vereitelt iſt. Mich finden Sie dieſen ganzen Monat in Weimar, im nächſten könnte ich vielleicht auf einige Wochen abweſend ſein müſſen.

Erfreuen Sie mich und meine Frau recht bald mit Ihrer Ankunft. Unſre herzliche Aufnahme wird Ihnen zeigen, wie ſehr Sie uns beiden wert ſind. Ihrem Herrn Vater danke ich im voraus für das Vergnügen, daß er mir durch Ihre perſönliche Bekanntſchaft bereitet, und werde ihn ſchon deswegen als einen Freund willkommen heißen.

Ganz der Ihrige. Schiller.

An Gottfried Körner.

Weimar, den 12. September 1803.

Daß meine Arbeit es iſt, die mich am Schreiben gehindert, haſt Du wohl erraten, aber deswegen iſt noch nicht viel zutage gefördert worden, weil ich leider mit einem verwünſchten Stoff zu kämpfen habe, der mich bald anzieht, bald abſtößt. Es iſt der Wilhelm Tell, an dem ich arbeite, und ich bitte Dich, wenn Du mir einige gute Schriften über die Schweiz weißt, ſie mir zu nennen. Ich bin genötigt, viel darüber zu leſen, weil das Lokale an dieſem Stoffe ſoviel bedeutet, und ich möchte gern ſoviel möglich örtliche Motive nehmen. Wenn mir die Götter günſtig ſind, das auszuführen, was ich im Kopf habe, ſo ſoll es ein mächtiges Ding werden und die Bühnen von Deutſchland erſchüttern.

Der König von Schweden war hier; er hat mir über meinen dreißigjährigen Krieg und die Achtung, mit der ich darin von den Schweden sprach, viel Verbindliches gesagt und einen schönen Brillantring zum Präsent gemacht. Es ist dies der erste Vogel von dieser Art, der mir ins Haus geflogen kommt; mögen ihm nur bald andere nachfolgen.

Der König soll dem Karl XII. sehr ähnlich sehen, er hat einen Ausdruck von Kraft in seinem Gesichte, der ihm wohl steht, sein Benehmen ist gefällig, und er weiß sich auszudrücken. Leider habe ich bloß eine französische Konversation mit ihm führen können, wo mir die Uebung fehlt; und so konnte ich mich auf nichts Wichtiges einlassen.

Unser Erbprinz ist nun wirklich in Petersburg, und die Verlobung mit der Großfürstin ist glücklich vor sich gegangen, welches mich auch meines Schwagers wegen freut, der viel Not dabei gehabt hat, eh es soweit gekommen.

Deine Schilderung von Herdern stellt ihn mir ganz dar, er ist zu einem vornehmen katholischen Prälaten geboren, genialisch flach und oratorisch geschmeidig, wo er gefallen will.

Zu Deinen musikalischen Ergötzlichkeiten wünsche ich Glück, sie werden Dir noch eine Quelle vieler Freuden sein. Entschuldige mich doch bei Deinem Karl, daß ich ihm seinen lieben Brief noch nicht beantwortet und auch nichts geschickt habe. Aber mir ist der Kopf seit vielen Wochen ganz wirblicht von meinem jetzig[en] Geschäft. Ich will schon einmal an ihn denken, wenns auch nicht gerade ein Schaukellied ist. Goethens Lieder und Zelters Musik sende ich, sobald ich sie habe. Goethens Lieder sind größtenteils nach alten Volksmelodien (die ich Dir in acht Tagen schicken will), er hat bloß neue Worte dazu gemacht. Einige darunter werden euch allen große Freude machen, die Melodien wie die Lieder.

Lolo grüßt herzlich.

Dein

Sch.

Verte.

Eben erhalte ich einen Brief von Humboldt, der uns recht betrübt. Sein älteſter Sohn Wilhelm iſt ſchnell an einem Nervenfieber geſtorben. Er war mir das liebſte ſeiner Kinder, vor zwei Jahren, wo ich ihn ſah, war er ein liebenswürdiger Knabe, der ſehr viel verſprach. Er ſchien geſund wie das Leben ſelbſt — ich fürchte doch, es iſt das Klima, was ihn hinraffte, beſonders der Sommer, den Humboldt faſt ganz in Rom ſelbſt zubrachte. Der arme Humboldt iſt ſehr gebeugt, das Kind war ihm auch am liebſten; er hat noch nie ein Unglück erfahren, wie er ſchreibt, und dieſer erſte Schlag iſt der ſchwerſte, der ihn treffen konnte. Jetzt hat er keinen Sohn mehr als den Theodor, der mir keine Freude machen würde.

Schreibe ihm doch bald ein tröſtlich Wort. — Man wird unſicher an allem, was man zu beſitzen glaubt und fühlt ſich ſchmerzlich gezwungen, dabei an ſich ſelbſt zu denken.

An Wilhelm von Humboldt.

Weimar, den 12. September 1803.

Ihr ſchmerzlicher Verluſt, mein teurer Freund, deſſen ganze Größe wir recht wohl empfinden, da wir das liebe Kind vor zwei Jahren ſo hoffnungsvoll ſich entwickeln geſehen, hat uns beide aufs innigſte betrübt, und ich geſtehe gern, daß ich keinen Troſt dagegen weiß, als den die Zeit, die alle Wunden endlich heilt, herbeiführen wird. Jetzt kann ich nur darüber mit Ihnen klagen, und Ihren ganzen Kummer mit Ihnen teilen. Sie waren berechtigt zu den ſchönſten Hoffnungen, wirklich vereinigte ſich alles, dieſem Kinde ein glückliches Los zu verſprechen, und nun muß jede Hoffnung ſo gewaltſam zerſtört werden. Auch mich hat, wie Sie, bis jetzt noch kein harter Schlag betroffen, und ich kann mich nicht erwehren, bei dieſer Gelegenheit auch in meinen eigenen Buſen zu greifen und mir den möglichen Verluſt deſſen, was mir teuer iſt, zu denken. Bei meiner ſchwachen Geſundheit hatte

sich die feste Ueberzeugung in mir gebildet, daß ich nicht in diesen Fall kommen würde, aber Ihr Verlust, mein teurer Freund, überführt mich, daß alle Berechnungen trügen.

Wenn das italienische Klima doch vielleicht zu angreifend für Ihre Kinder und die gute Li wäre oder werden könnte, so wäre es doch vielleicht besser, alle jene Verhältnisse aufzugeben, da Sie doch einmal Herr Ihres Schicksals sind. Es haben so viele Deutsche schon ein frühes Grab dort gefunden. Ich habe mich über Fernows Aussehen, der seit acht Tagen hier angekommen ist, wirklich erschrocken, so veraltet erschien er mir, und hat vor seinem vierzigsten Jahre schon graue Haare. Freilich brachte er ein Fieber mit, aber man sah doch, wie sehr das Klima ihm muß zugesetzt haben.

Ich ersehe aus Ihrem Briefe nicht, liebster Freund, ob der meinige, den ich vor etwa vier Wochen an Sie abgesendet, sicher angekommen war, es ist aber kaum möglich. Vielleicht wäre der junge Mann, den ich darin zum Hofmeister vorschlug, dennoch zu brauchen, doch will ich deshalb noch Ihre Antwort erwarten. Da leider jetzt andere Rücksichten eintreten, da der Theodor noch in einem Alter ist, wo er im Notfall auch noch ein halbes Jahr lang des Hofmeisters entraten kann, so würde ich raten, nichts zu übereilen und einen recht tüchtigen Menschen ausfindig zu machen, wozu Zeit nötig ist.

Riemer hat uns keine üble Meinung von sich erweckt, und Goethe ist so gut für ihn gestimmt worden, daß er ihn diesen Winter hier behält, um seinen August im Griechischen zu unterrichten. Fernow geht unter keinen guten Auspizien nach Jena, da die Universität in diesem Augenblick von allen Seiten Verluste erleidet, Loder, Paulus, Hufeland und Schütz mit der ganzen Literaturzeitung auswandern und Griesbach hoffnungslos krank ist.

Mögen diese Zeilen Sie und die liebe gute Karoline in einer ruhigen Fassung finden! Aber wir wünschen sehr bald ein Wort von Karolinens Hand, um uns zu überzeugen, daß sie

sich über diesen schweren Schlag erhoben habe – eine starke Seele bei aller feinen zarten Fühlbarkeit ist doch das glücklichste Geschenk des Himmels, es ist ihr verliehen, und so wird sie das Unabänderliche zu ertragen wissen.

Geben Sie uns womöglich bald wieder Nachricht; warum müssen wir jetzt so weit voneinander sein, unser herzlicher Anteil würde Ihnen Ihren Kummer erleichtern! Erhalten Sie Ihre Gesundheit. Ewig der Ihrige.

Sch.

An Wolfgang von Goethe.

[Weimar, den 16. September (?) 1803.]

Ich höre, daß Sie heute eine Leseprobe von Julius Cäsar haben und wünsche guten Sukzeß. Mich sperrt ein heftiger Schnupfen noch zu Hause ein und macht mir den Kopf sehr wüste.

Die zwei theatralischen Rekruten habe ich gestern gesehen, sie stellen sich recht gut dar, und mit dem Dialekt des einen gehts doch noch leidlicher, als ich erwartet hatte. Von ihrem guten Willen wird mehr als von ihrem Talent zu hoffen sein.

Grüner hätte großes Verlangen, in der Jungfrau von Orleans als Gespenst aufzutreten. In mancher Rücksicht würde ihm diese Art der Einführung nicht ungünstig sein. Außerdem, daß die Rolle klein und also sehr genau einzulernen ist, kann sie auch mit einer gewissen ernsten Monotonie gesprochen werden und verlangt wenig Bewegung. Das Seltsame wird sich darin mit dem Neuen gut verbinden, und Graff, der sich jetzt des Umziehens wegen mit dieser Rolle nur plagt, wird gern davon befreit werden.

Beckern habe ich noch nicht allein sprechen können.

Leben Sie recht wohl. Ich wünsche sehr, Sie bald wieder zu sehen.

S.

An Wolfgang von Goethe.

[Weimar, den 17. September 1803.]

Ich denke dieſen Abend ins Schauſpiel zu kommen, auf dem kurzen Weg kann ich mich ſchon verwahren. Uebrigens plagt mich noch der Katarrh, und ich muß ihm abwarten, wenn er nicht hartnäckig werden ſoll!

Fernow ſagte mir, daß ihm Cotta bei ſeiner Durchreiſe geſagt, er wolle die Natürliche Tochter, wie ſie fertig ſei, an Humboldt ſchicken. Sie könnten es alſo, dächt ich, dieſem überlaſſen und es ihm etwa noch ſelbſt auftragen. Das Paket kommt zu einer Zeit an, wo der Verluſt nicht mehr ganz neu iſt, und in dieſem Fall kann das Werk des Dichters eher eine gute als ſchlimme Wirkung tun.

Wollten Sie wohl die Güte haben und ſich, da heute Botentag iſt, den Katalog der Schweizergeſchichte und etwa der deutſchen Reichsgeſchichte von Vulpius kommen laſſen?

Ich freue mich, Sie heute zu ſehen. Wenn Sie in die Komödie fahren oder aus derſelben, ſo nehmen Sie mich wohl mit.

S.

An Wolfgang von Goethe.

[Weimar, 23. September 1803.]

Weil ich dieſen Sommer Wochen und Monate verſchwendet, ſo muß ich jetzt wohl Tage und Stunden zu Rat halten. Ich kann alſo Ihre freundſchaftliche Einladung, nach Tiefurt zu fahren, nicht annehmen. Vielleicht mögen Sie bei Ihrer Rückkunft bei mir vorſprechen, oder ich komme gegen fünf Uhr zu Ihnen, denn die ſpäten Abendſtunden ſind mir zuweilen günſtig zur Arbeit und müſſen die Morgenſtunden erſetzen, die verloren gehen. Wir könnten vielleicht eine Einrichtung treffen, uns öfters zwiſchen drei und fünf Uhr zu ſehen und indem wir den Tag in der Mitte zerſchneiden, zwei daraus zu machen.

Leben Sie recht wohl. S.

An Jakob Herzfeld.

Weimar, den 29. September 1803.

Die fünf Louisdor für den Neffen als Onkel habe ich erhalten und danke Ihnen verbindlich — hier eine Abschrift von Nathan der Weise, wie wir dieses Stück hier in Weimar spielen. Ich hoffe, Ihnen noch vor Ende des Winters den Wilhelm Tell zu übersenden.

Hochachtungsvoll der Ihrige.

Friedrich Schiller.

An Wolfgang von Goethe.

[Weimar, den 2. Oktober 1803.]

Diesen Vormittag gehe ich nach Jena, weil meine Schwiegermutter auch diesen Weg macht, ich nehme einen großen Eindruck mit, und über acht Tage bei der zweiten Vorstellung des Cäsar werde ich Ihnen etwas darüber sagen können. Es ist keine Frage, daß der Julius Cäsar alle Eigenschaften hat, um ein ordentlicher Pfeiler des Theaters zu werden: Interesse der Handlung, Abwechslung und Reichtum, Gewalt der Leidenschaft und sinnliches Leben, visavis des Publikums — und der Kunst gegenüber hat er alles, was man wünscht und braucht. Alle Mühe, die man also noch dran wendet, ist ein reiner Gewinn, und die wachsende Vollkommenheit bei der Vorstellung dieses Stücks muß zugleich die Fortschritte unsers Theaters zu bezeichnen dienen.

Für meinen Tell ist mir das Stück von unschätzbarem Wert, mein Schifflein wird auch dadurch gehoben. Er hat mich gleich gestern in die tätigste Stimmung gesetzt.

Auf den Donnerstag spätestens denke ich Sie wieder hier zu sehn. Wollen Sie die Güte haben und mir zwei Zeilen an Trapizius mitgeben wegen Ihrer Zimmer im Schloß? Ich entgehe durch diesen Ausweg der Verlegenheit, bei den Freunden zu logieren, wo ich meine Freiheit und meinen Zweck verlieren würde.

Was mache ich mit den zwei Bänden Bücherkatalog? Soll ich sie in Ihrem Namen der Bibliothek zurückgeben?

Leben Sie recht wohl und mögen Ihnen diese Woche die besten Gedanken erscheinen!

Sch.

Um zehn Uhr wünschte ich wegzufahren.

An Siegfried Leberecht Crusius.

Weimar, den 3. Oktober 1803.

Hier übersende ich Ihnen fürs erste die drei ersten Bogen vom ersten Teil meiner Gedichte. Die übrigen sollen von Woche zu Woche gehörig nachfolgen.

Die Zeichnung zu meinem Gedicht von der Glocke findet hier bei Kennern sehr vielen Beifall, und sie verdient gewiß, in Kupfer gestochen zu werden.

Die Ideen zu andern Verzierungen der Prachtausgabe will ich Ihnen noch vor Ende dieses Monats zuverlässig mitteilen. Um ganz gewiß zu wissen, welche Räume auszufüllen sind, lasse ich jetzt ein Exemplar der Gedichte für die Prachtausgabe in der Ordnung und nach der Auswahl, wie die Gedichte aufeinander folgen sollen, abschreiben, wobei ich mich streng an den Probebogen halte, den Sie mir im Frühjahr zugeschickt. Weil es Verse sind und weil das Format so breit, daß kein Vers braucht gebrochen zu werden, so läßt sich alles bis auf die Zeile berechnen, und ich werde in der Anordnung dafür sorgen, daß die Zieraten, welche auf den leeren Räumen unter den Gedichten angebracht werden sollen, sich gleich und verhältnismäßig über das ganze Werk verteilen.

Ich empfehle mich Ihrem gewogenen Andenken aufs beste, und verharre mit Hochachtung

Ihr

ergebenster

F. v. Schiller.

Die Zeichnung von Herrn Schnorr bitte ich noch vierzehn Tage hier behalten zu dürfen. Es ist gerade Kunstausstellung in Weimar, und Herr Geh. Rat von Goethe, dem diese Zeichnung sehr wohl gefällt, hat mich ersucht, solche mit ausstellen zu dürfen.

An Gottfried Körner.

Weimar, den 10. Oktober 1803.

Das Manuskript der zwei französischen Stücke habe ich endlich wieder erhalten und schicke Dirs. — Der Neffe als Onkel ist ein unterhaltendes Ding auf dem Theater; wie der Parasit sich machen wird, weiß ich noch nicht. Uebermorgen wird man ihn zum erstenmal hier spielen.

Ich war einige Tage in Jena, wo es jetzt nicht erfreulich aussieht, weil Loder, Paulus und Schütz mit ihrem ganzen Gefolg wegziehen und noch kein Ersatz dafür da ist. An der neuen Literaturzeitung in Jena habe ich nur dem Namen nach Teil, mit der Direktion befasse ich mich nicht, und mitrezensieren werde ich auch wenig. Die ganze Sache ist unverständig angefangen, und es kann nichts dabei herauskommen. Ich fürchte, daß man sich prostituieren wird.

Mehr als dieses bekümmert mich der Verfall der Universität. Ich bin nicht ganz untätig gewesen, das hiesige Ministerium und den Herzog zu einem nachdrücklicheren Schritt zu bewegen; aber es ist ein böser Geist hier zu Hause, der sich allen guten Maßregeln widersetzt. Hätte mich die Natur zu einem akademischen Lehrer gestempelt, so entschlösse ich mich kurz und gut und ginge selbst wieder hinüber, um etwas um mich herum zu versammeln und andere nachzuziehen. Aber dieses ist nicht mein Fach, und ich würde die noch übrigen Jahre der Tätigkeit fruchtlos verlieren. Also kann ich nichts tun, als mich ärgern.

Ihr werdet unsere Herzogin nun kennen gelernt haben. Sie

ist eine recht wackere Frau, und es lebt sich recht gut in ihrer Gesellschaft.

Ich bin nicht untätig, doch rücke ich nicht schnell fort, weil ich mich mit dem historischen und geographischen Teil meines Stoffes erst befreunden muß.

Lebe recht wohl und grüße alles herzlich von mir. Meine Frau ist in Rudolstadt, und ich bin hier allein mit den Kindern.

Die Inlage sei so gut an meine Schwägerin zu bestellen.

Dein

Sch.

An Charlotte von Schiller.

Weimar, den 10. Oktober 1803.

Wenn die Chere Mere zehn Tage länger hier geblieben wäre, so hätte sie, zwar kein goldenes Würstchen, aber doch das Aequivalent davon ankommen sehen, das ich diesen Vormittag erhalte. Diesmal sind es Wienerische Bankzettel, die nach Abzug des darauf zu erleidenden Verlustes (denn von jedem hundert gehen siebenundzwanzig verloren) etwa hundert Karolin betragen können, wenigstens in Wien soviel gelten. Der Schatz hat uns also doch in gutem Gedächtnis, nur will er, wie es scheint, seinen eignen Weg einschlagen und sich an nichts Bestimmtes binden. Auch das ist gut, daß wir nun das Mittel gefunden haben, ihn an uns zu erinnern, und daran wollen wir es künftig nicht fehlen lassen, so oft es etwas an ihn zu schicken gibt.

Liebchen wird bei der Chere Mere sich recht wohl befinden, und die Ruhe von einigen Monaten wird auch Dir wohl tun, daher ich das gute Mäuschen gern so lang entbehre, wenns der Chere Mere Vergnügen macht.

Wir befinden uns wohl, nur Karl leidet an seinen Würmern und hat einen Husten, der ihn zu Hause einsperrt. Es ist derselbe Husten mit dem krampfhaften Reiz, den er schon oft gehabt, ich lasse ihn heute etwas dagegen brauchen. Karolinchen

ist sehr vergnügt und lobt mich an einem fort, daß ich sein höfliches Hofrätchen sei. Auch Ernstchen ist wohlauf und meint aber, die Mama könnte wohl auch wieder kommen.

Ich war gestern am Hofe, wo ich die Stein sah und recht gesund gefunden.

Die Brachmann habe ich in Jena einmal in großer Gesellschaft gesehen und dieses schreckliche Abenteuer mit Not, aber doch glücklich überstanden. Freilich habe ich sie, mit kaltem Wasser begossen, heimgeschickt, sie wird mich nicht loben, aber ich konnte mir nicht anders helfen, denn um jeden Preis mußte ich mir dieses Gespenst vom Halse schaffen.

Sonst ist hier nichts besondres vorgefallen, Becker hat die Madame Miller geheiratet. Die Fritschin ist nicht mit nach Dresden, weil sie schwanger ist und der Doktor es nicht erlaubte. Fritsch wird mit dem alten Gore von Dresden zurückkommen und Einsiedeln dort bei der Herzogin lassen.

Bleibe gesund, liebes Herz, grüße die Chere Mere recht schön und auch Gleichens. Sage dem Kleinen, daß ich mich ihres Muts freue und an ihrem Zustand den innigsten Anteil nehme.

Dein

Sch.

An Charlotte von Schiller.

Weimar, den 13. Oktober 1803.

Es geht noch alles gut bei uns, außer daß Karl seinen Hustenreiz noch nicht verloren, doch ist er besser, und ich lasse ihn bei dem übeln Wetter nur nicht ausgehen. Liebchens Geburtstag wollen wir bei Deiner Zurückkunft feiern, sie hat ihn selbst feierlich begangen und in die Stube gemacht.

Meinen Brief wirst Du durch die Post erhalten und über seinen guten Inhalt Dich mit der Chere Mere gefreut haben.

Gestern ist der Parasit zum erstenmal gegeben worden, und man hat sich sehr darüber gefreut. Becker spielte mit recht vieler

Laune, und alles wurde luſtig, wenn er nur auftrat. Zimmermann ſpielte aber ſchlecht, und es war ein Glück, daß der Böſewicht im fünften Akte entlarvt und beſtraft wurde. In dem Augenblick, da dies geſchah, entſtand ein allgemeiner Jubel und lautes Klatſchen über die poetiſche Gerechtigkeit. Der Herzog war beſonders erfreut über das Stück, denn er genoß einer doppelten Satisfaktion, die franzöſiſche Komödie triumphieren zu ſehen und die linkiſche Art ſeiner deutſchen Schauſpieler tadeln zu können. Ich erwarte, heut zu ihm geholt zu werden, denn er beſtellte mich geſtern in der Komödie zu einer Beratſchlagung wegen der neuen Literaturzeitung, wobei er einige Bedenklichkeiten, G** wegen, findet. Es iſt mir keine angenehme Sache, wie Du denken kannſt, denn die Umſtände ſind ſo, daß wirklich nicht Rat zu finden iſt. Vielleicht finde ich aber Gelegenheit, mein Wort wegen der Univerſität bei ihm anzubringen. Für Niethammern laſſen ſich die Sachen gut an, nun will ich ſehen, was für Hoven zu tun iſt. Er hat über beide ſchon ſelbſt mit mir angefangen.

Deiner Zurückkunft auf den Montag freuen wir uns ſehr. Wenn das Wetter nicht ſo ſchlecht iſt, will ich Dir den Rudolf ſchicken, rechne aber nicht für gewiß darauf und richte Dich wenigſtens auf einen andern Begleiter, wenn er nicht käme, denn ich weiß auch nicht, ob ich ihn auf den Sonntag entbehren kann.

Tauſend herzliche Grüße an die Chere Mere. Ich freue mich auf die gute Fürſtin von Sondershauſen. Gleichens und der Chriſtel ſchöne Empfehlungen.

Lebe wohl, liebes Herz, und komme recht geſund wieder.

Dein

Sch.

An Friedrich Cotta.

Weimar, den 14. Oktober 1803.

Das Paket mit Büchern habe ich richtig empfangen, mein werteſter Freund, und danke Ihnen für gütige Beſorgung. Von

Ebels Gebirgsvölker beſitze ich aber ſchon zwei Teile durch Ihre Güte und habe alſo dieſes Werk zuviel erhalten. Ich hatte die folgenden Teile gemeint, es ſcheint aber, daß noch kein dritter Band davon heraus iſt. Schreiben Sie mir, ob ich dieſe Schrift etwa nach Leipzig ſchicken ſoll.

Hier die Nota von Göpferdt über das Luſtſpiel, das ich bei ihm habe drucken laſſen. Wenn Sie das Exemplar für einen Gulden verkaufen, ſo werden die Auslagen mit vierhundert Exemplaren Abſatz ziemlich bezahlt ſein. Hoffentlich iſt das Stück ſchon durch Göpferdt Ihnen zugekommen.

Schreiben Sie mir doch, ob Sie Wiener Bankozettel und mit [wie]viel Abzug anbringen können? Es hat ein Freund von mir 1222 Wiener Gulden in ſolchen Bankozetteln, die er gern mit dem wenigſt möglichen Schaden los werden möchte. In hieſiger Gegend werden ſiebenundzwanzig auf hundert verloren, dies iſt doch gar zuviel.

Leben Sie recht wohl. Meine Frau empfiehlt ſich Ihnen beiden beſtens. Ihr ganz ergebener

Sch.

An Gottfried Körner.

Weimar, den 16. Oktober 1803.

Entſchuldige mich doch beim Herrn Grafen Viztum, daß ich ihm wegen der Braut von Meſſina noch nicht geantwortet. Bei näherer Anſicht des Stückes habe ich es ganz unmöglich gefunden, die verlangten Abänderungen darin vorzunehmen, ohne das Stück ganz zu verſtümmeln, denn es iſt mit Weglaſſen allein nicht getan, es müßten an die Stelle des Weggelaſſenen neue Motive gefunden werden, und dazu habe ich natürlicherweiſe weder Zeit noch Neigung. Ohnehin iſt das Stück ja kein Stück fürs Volk, alſo auch für die Kaſſe kein Gewinn. Dem Kurfürſten würde es ſchwerlich Vergnügen machen, beſonders da er die eigentlichen Trauerſpiele nicht mag. Da nun noch dazu kommt, daß alle verſifizierte Stücke bei der jetzigen Einrichtung des ſekundariſchen

Theaters gar zu sehr in die Pfanne gehauen werden und die Braut von Messina ganz auf dem Lyrischen beruht, so glaube ich, daß man auf diese Gründe akquieszieren muß. Ich, als Verfasser, wenigstens kann mich nicht darauf einlassen, findest Du aber sonst Rat oder willst das Probestück selbst versuchen, so habe ich nichts dagegen — wenn ich nur an eine so undankbare Sache nicht selbst meine Zeit verliere.

Was Du von Calderon sagst, finde ich sehr richtig. Es ist übrigens interessant, den südlichen Geist mit einem mehr nördlichen hier zu vergleichen. Sinnlichkeit und Leidenschaft bezeichnet jenen, diesen eine moralische Tiefe des Gemüts. Indessen ist im Calderon doch eine hohe Kunst und die ganze Besonnenheit des Meisters zu sehen; selbst was als regellos ins Auge fällt, wird von einer großen Einheit zusammenhalten.

Lebe wohl, grüße alles herzlich, ich wollte diesmal nur über die Braut von Messina schreiben.

Dein

Sch.

An Wilhelm von Wolzogen.

Weimar, den 27. Oktober 1803.

Die fortgesetzten guten Nachrichten von Dir und unserm Prinzen machen mir große Freude, lieber Alter, und ich denke mit Vergnügen daran, daß so viele Monate Deiner Abwesenheit schon verstrichen sind. Freilich steht Dir jetzt noch ein russischer Winter bevor, aber es wird nicht an Mitteln gegen die Kälte fehlen, und wer weiß, ob sie nicht stärkend auf Dich wirkt. Wenigstens hat der Norden immer ein dickeres Menschengeschlecht, so wie auch die Walfische sich dort am besten befinden. Im Ernst, ich glaube, daß jenes Klima Deiner Konstitution zusagt.

Es geht uns hier ganz gut, und Du wirst auch von Karolinen und Adolf gute Nachrichten erhalten. Sie sind noch in Dresden, wo unsre Herzogin Amalie auf drei Wochen sich aufgehalten

hat. Hier hat ſich gar nichts Neues ereignet, was Dich intereſſieren könnte. Der alte Hofjäger iſt tot. Herder (der Vater) iſt ſehr krank, und man fürchtet, daß er ſich nicht ganz mehr erholen wird. In Jena ſind Loder, Schütz, Paulus, Hufeland, Schelling abmarſchiert; das ſchlimmſte iſt, daß man bis jetzt noch nicht einen brauchbaren Mann an ihrem Platze angeſchafft hat, das iſt doch ſehr bös und droht der Univerſität einen unvermeidlichen Verfall. Hoven iſt nach Würzburg voziert, Du wirſt Dich erinnern, daß der Graf Thierheim in der Akademie ſein Mignon war; dieſer Thierheim iſt jetzt pfalzbayriſcher Miniſter, der die Würzburger Univerſitätsſachen zu beſorgen hat, und durch ihn iſt Hoven hingekommen. Er wird ſchon in der Mitte November mit Sack und Pack dahin abgehen. Du brauchſt Dich alſo ſeinetwegen nicht zu bemühen.

Aus Regensburg habe ich kürzlich wieder ein ſchönes Geſchenk, wie das erſte war, erhalten. Die Aktien ſtehen alſo nicht ſchlecht, auch bin ich leidlich fleißig und arbeite an dem Wilhelm Tell, womit ich den Leuten den Kopf wieder warm zu machen denke. Sie ſind auf ſolche Volksgegenſtände ganz verteufelt erpicht, und jetzt beſonders iſt von der ſchweizeriſchen Freiheit deſto mehr die Rede, weil ſie aus der Welt verſchwunden iſt.

Lebe nur recht wohl, lieber Alter, und gib uns bald wieder erwünſchte Nachrichten. Wenn Du die ſchöne Ausgabe des Carlos nicht gehörig zu employieren weißt, ſo bringe ſie der Lolo wieder mit; ſie hat ſich ungern davon getrennt. Herzlich grüßt ſie Dich und ſchreibt vielleicht noch einige Zeilen. Empfiehl mich dem Andenken unſers guten Erbprinzen und auch Herrn von Pappenheim. Von ganzem Herzen Dein

Sch.

An Friedrich Cotta.

Weimar, den 27. Oktober 1803.

Daß die Allgemeine Zeitung verboten worden, habe ich mit wenigerer Unruhe erfahren, weil Sie mir ſelbſt geſagt, daß dieſes

Institut Ihnen nichts eintrüge. Es schien mir also eher eine günstige Gelegenheit, diese Unternehmung mit Anstand abzubrechen, die Ihnen doch viele Schererei machte und wenig Nutzen versprach. Auch würde ich Ihnen recht sehr ans Herz legen, sich recht zu bedenken, ehe Sie sich auf etwas Neues und weit aussehendes politisches Werk einlassen. Auch ist ein solches immer eine Quelle von Verdruß und welches den übelwollenden Menschen im Vaterland immer einen Vorwand darbieten wird, Sie zu inkommodieren.

Schelling hat, soviel ich weiß, an der neuen Allgemeinen Literaturzeitung, die in Jena herauskommen wird, keinen nähern Anteil, als daß er vielleicht zuweilen eine Rezension einschickt. Auch ich habe mich jedes Anteils an derselben ganz begeben, und die Nachrichten in den Zeitungen deswegen waren ganz aus der Luft gegriffen. Ein anderes wär es gewesen, wenn Sie diese neue Zeitung verlegt hätten, dann hätte ich es für möglich gehalten, das Unternehmen in Schwung zu bringen und mit Vergnügen dafür gewirkt.

Herzlich umarme ich Sie, mein wertester Freund, und wünsche Ihnen vor allen Dingen ein friedliches Verhältnis von außen, weil man bei diesen fatalen Schikanen immer böses Blut macht. Ganz der Ihrige.

Sch.

An August Kotzebue.

[? 1803.]

Ich habe mir schon vorgestern abend die Kleinstädter vom Herrn Geh. Rat Goethe zum Lesen ausgebeten, da Sie mich dazu autorisiert hatten. Nach sorgfältigem Durchlesen des Stücks finde ich nichts Willkürliches in seiner Verfahrungsart; er hat keine anderen Stellen weggestrichen als solche, die den Parteigeist reizen konnten, den er von dem Theater verbannen will; und das Stück hat dadurch von seinem theatralischen Wert nichts verloren, weil jene Stellen weder zur Handlung noch zur

Charakterzeichnung notwendig sind. Was mich betrifft, so versichre ich Ihnen nochmals, daß ich aus dem Stücke nichts auf mich beziehe, wiewohl ich versichert bin, daß alle diejenigen, welchen es darum zu tun sein könnte, Streit zwischen uns zu erregen, nicht ermangeln werden, jene Stanze, womit Sie einen Akt schließen, und wobei Sie schwerlich nur an mich gedacht haben, als einen Ausfall auf mich vorzustellen. Und selbst, wenn dem wirklich so wäre, würde ich Ihnen keinen Krieg darüber machen, denn die Freiheit der Komödie ist groß, und die gute heitre Laune darf sich viel herausnehmen; nur die Leidenschaft muß ausgeschlossen sein.

Dies ist mein aufrichtiges Bekenntnis, sowohl über diesen besondern Kasus als über alle ähnliche Fälle; und ich setze bloß noch hinzu, daß Sie, nach meiner Einsicht, das Stück ohne Bedenken, so wie es jetzt ist, können spielen lassen, und daß Ihre Nachgiebigkeit Ihnen nicht anders als zur Ehre gereichen kann.

Hochachtungsvoll

der Ihrige.

Schiller.

An Gottfried Körner.

Weimar, den 7. November 1803.

Es hat mich sehr gefreut, daß unsere Herzogin und ihre Gesellschafter sich so gut bei euch zu empfehlen gewußt haben, und ich habe nicht unterlassen, sie davon zu benachrichtigen. Die Herzogin laßt sich euch recht schön empfehlen, sie hat große Freude über eure Bekanntschaft, und da sie gewiß, sobald sie es möglich machen kann, wieder und auf längere Zeit nach Dresden kommen wird, so könnt ihr noch bekannter mit ihr werden. Ueber die Kurfürstliche Familie und ihn selbst besonders sprechen sie alle mit großer Zuneigung. Die Goechhausen ist eine Person, wie man sie am Hofe nur wünschen mag. Obgleich keine Aufrichtigkeit von ihr zu erwarten, so ist es in ihrer Stelle sogar Pflicht,

jedem es wohl zu machen, etwas Verbindliches zu ſagen oder zu tun und die heterogenen Elemente durch ein gewiſſes Studium der Schwächen zu vereinigen. Einſiedel iſt ein guter und natürlicher Menſch, nicht ohne einige Talente, den aber die Zerſtreuung ſeines Charakters und ſeines Berufs zu nichts Ordentlichem haben kommen laſſen.

Ich bin jetzt ziemlich in meinem Stück und weiß darum von der übrigen Welt wenig. Es iſt von der Idee zur Erfüllung ein ſolcher Hiatus, daß man wie eine arme Seele im Fegfeuer leidet, bis man den Berg überſtiegen hat. Mit dem, was fertig iſt, bin ich ganz gut zufrieden, aber es iſt noch ſoviel Arbeit übrig.

An den franzöſiſchen Stücken, beſonders dem Paraſit, hat mich der große Verſtand des Plans gereizt. Dieſer iſt im Paraſit wirklich vortrefflich, und die Ausführung iſt viel zu trocken, und ich mußte ſie ſo laſſen, weil eine neue Ausführung mir eine zu große und zweifelhafte Arbeit würde aufgelegt haben. Der Verfaſſer hat ſichs freilich ein wenig leicht gemacht, daß er den Miniſter zu blödſichtig machte, aber bei einem hellſehenden Miniſter wäre ein ganz anderer Charakter von Paraſit nötig geweſen, und einem ſolchen war Ricard nicht gewachſen.

Lebe wohl und grüße alles recht herzlich von uns.

Dein

S.

An Auguſt Wilhelm Iffland.

Weimar, den 9. November 1803.

Im Tell leb ich und web ich jetzt, ich bin zufrieden mit dem, was gemacht iſt, und habe die beſte Hoffnung zu dem, was noch zu machen, ein rechtes Stück für das ganze Publikum verſpreche ich Ihnen — aber, mein teurer lieber Freund, über das Wann kann ich Ihnen, und wenn es den Kopf gälte, nichts Beſtimmtes ſagen. Faſt fürchte ich vor der Mitte Aprils nicht ganz fix und fertig werden zu können, weil ich von dem leidigen

Winter immer ein vier oder sechs Wochen auf Unpäßlichkeit und Unlaunigkeit abrechnen muß.

Die Idee zu verschiedenen Dekorationen habe ich bei einem Zeichner angegeben, der mich bis jetzt hat warten lassen. Im ganzen wird es für den Maler nicht soviel zu tun geben als für den Maschinenmeister. Diesen Monat sollen Sie noch über alles Bericht erhalten, und mit eintretendem Frühjahr kann dann der Maler frisch ans Werk gehen.

Es freut mich, daß Sie Wallensteins Lager spielen lassen. Entschließen Sie sich doch, jetzt den Wallenstein selbst zu übernehmen. Es wünschen es so viele!

Ich umarme Sie von Herzen.

Ganz der Ihrige.

Schiller.

An Wolfgang von Goethe.

[Weimar, den 14. November 1803.]

Man bittet mich, Sie darum anzugehen, daß auf den Mittwoch Wallensteins Lager möchte zu den Brüdern gespielt werden, weil Beschort eine Anschauung zu diesem Stück zu bekommen wünschte, das in Berlin jetzt auch soll gespielt werden. Auch Brühl sähe es gern, und es geschähe also mehrern dadurch ein Gefallen.

Weil wir jetzt drei Schauspieler mehr haben, so riet ich an, die drei mitsprechende Statisten, nämlich den Croat, den Schwytzer und den zweiten Küraſſier mit unsern drei neuen Schauspielern zu besetzen, so kann das Stück durchaus frisch weggespielt werden.

In der Komödie sehe ich Sie heute wohl.

S.

An Wilhelm von Wolzogen.

Weimar, den 24. November 1803.

Mein Leben ist so einförmig und leer an Begebenheiten, lieber Alter, daß ich Dir wirklich bloß aus Mangel an Stoff nicht

viel ſchreibe. Jeder Tag iſt dem andern gleich, und die Reſultate von meinen Arbeiten laſſen ſich erſt nach Monaten angeben. Was in unſrer kleinen Welt indeſſen vorgefallen, wird Dir Lolo ſchreiben. Wir beklagen Dich ſehr, daß Du in einer ſo angeſpannten Lage, wie die Deinige iſt, Dich auch noch krank fühlſt, aber waffne Dich mit Geduld und denke, daß es in fünf, ſechs Monaten überſtanden iſt. Wenn Du erſt wieder da biſt, ſollſt Du Dich pflegen.

Deinen Auftrag wegen der Zeichnungen haben wir möglichſt zu erfüllen geſucht. Vor drei Tagen iſt eine Rolle nach Berlin abgegangen, mit denjenigen Sachen, die wir hier im Ort für Deinen Zweck zuſammenbringen konnten. Zugleich iſt einem Leipziger Kaufmann der Auftrag gegeben worden, einige zweckdienliche Stücke von dort aus ſchleunig an Faudel zu beſorgen. Meyer hat uns dabei ſehr mit Rat an die Hand gegangen. Um aber die Zeichenſtudien recht gründlich anzufangen, hielt er für das beſte, wenn ein ganzer Kurſus von Zeichnungen nach Antiken, von der Art, wie er einige beigelegt hat (Auge, Naſen uſw.) geliefert würde. Du erinnerſt Dich ſeiner Zeichnung des Juno-Kopfes, der im Konzertſaal des Landſchaftshauſes gehangen. In dieſem Geſchmack, meint er, ſollte man von allen Teilen des Körpers und zuletzt auch von ganzen Köpfen und kleinen Figuren Zeichnungen haben, dabei ließe ſich am beſten lernen. Wenn man auf die Idee eingehen wollte, ſo glaubt er für zwanzig Karolin die nötige Zeichnung liefern zu können, und für dreißig Karolin würde er auch ein oder zwei große Stücke, wie etwa ein ganzer Kopf des Apoll, noch dazu geben können. Dann hätte die Anſtalt freilich einen ſoliden Grund, und man könnte etwas Rechtes lernen. Dieſe ſeine Idee ſoll ich Dir ſchreiben, denn nach ſeinem Künſtlergewiſſen müſſe er ſagen, daß die geſtochenen Zeichnungen, wie man ſie zu haben pflegt, den Anfänger gar oft auf falſche Wege führen. Ich habe dem Nürnberger Kunſthändler Frauenholz empfohlen, an Dich zu ſchreiben und Dir ſeinen Katalog beizulegen. Vielleicht kannſt

Du in Petersburg etwas für ihn tun, er iſt ein dankbarer Mann, und wenn Du ihn Dir verpflichteſt, ſo wird er Dich bei Beſtellungen ſehr gut bedienen. Beſonders wünſcht er gute Konnexionen in Petersburg zu haben, die ihm noch fehlen.

Mich hat es ſehr gefreut, daß die kaiſerlichen Herrſchaften in Petersburg von meinen Stücken Notiz nehmen. So werde ich doch der Großfürſtin, wenn ſie kommt, nicht mehr ganz fremd ſein und mich vielleicht mit deſto mehr Erfolg um ihre Gnade bewerben. Suche mich in einigem Andenken zu erhalten, Du kannſt es gewiß.

Cotta hat ſeine Allgemeine Zeitung in Stuttgart aufgeben müſſen, ſetzt ſie aber nun unter Bayeriſcher Landeshoheit in Ulm fort.

Frau von Staël, die Schriftſtellerin, iſt in Frankfurt und wird Gotha und Weimar beſuchen, vielleicht gar an einem von beiden Orten ſich niederlaſſen. Man ſagt, daß ſie die Schweiz habe räumen müſſen.

Karolinen erwarten wir in einigen Tagen von Dresden zurück. Bei uns iſt alles wohl und grüßt Dich herzlich.

Lebe wohl und ſchreib uns bald wieder. Der Herzog beklagt ſich über Dein ſeltenes Schreiben.

Dem Prinzen empfiehl uns zu Gnaden, und bei Herrn von Pappenheim erneure mein Andenken. Dein

Sch.

An Wolfgang von Goethe.

Weimar, den 30. November 1803.

In meiner jetzigen Ein- und Abgeſchloſſenheit erfahre ich nur an dem immer kürzeren Tagesbogen, daß ſich die Zeit bewegt. Durch den Mangel an aller Zerſtreuung und durch ein vorſätzliches Beharren erhalte ich ſo viel, daß meine Arbeit wenigſtens nicht ſtill ſteht, obgleich meine ganze Phyſik unter dem Druck dieſer Jahrszeit leidet.

Ihr Brief zeigt, daß Sie heiter sind, und mit Vergnügen sehe ich, daß Sie mit Hegeln näher bekannt werden. Was ihm fehlt, möchte ihm nun wohl schwerlich gegeben werden können, aber dieser Mangel an Darstellungsgabe ist im ganzen der deutsche Nationalfehler und kompensiert sich, wenigstens einem deutschen Zuhörer gegenüber, durch die deutsche Tugend der Gründlichkeit und des redlichen Ernstes.

Suchen Sie doch Hegeln und Fernow einander näher zu bringen, ich denke, es müßte gehen, dem einen durch den andern zu helfen. Im Umgang mit Fernow muß Hegel auf eine Lehrmethode denken, um ihm seinen Idealismus zu verständigen, und Fernow muß aus seiner Flachheit herausgehen. Wenn Sie beide vier- oder fünfmal bei sich haben und ins Gespräch bringen, so finden sich gewiß Berührungspunkte zwischen beiden.

Professor Rehberg ist vor acht Tagen hier durchgekommen; Sie würden mir mehr Aufschluß über ihn geben können, als ich selbst gefunden, da ich gar nichts von ihm wußte. Er hat eine Achtung und eine Neigung zu dem deutschen Wesen; aber ich weiß nicht, ob er ein Organ hat, die idealistische Denkweise aufzunehmen. Der nordische Magnet scheint mächtig auf alle Deutschen in Italien zu wirken; denn was wir im Norden treiben, beunruhigt sie ganz gewaltig mitten im Süden.

Man sagt hier, daß die Hallenser ein Verbot der Jenaischen Zeitung im Preußischen ausgewirkt. Ich kann es kaum glauben, schreiben Sie mir doch, was daran ist.

Thibaut, der neulich hier war, hat von der Jenaischen Zeitung auch ganz gute Hoffnungen. Sonst war er sehr bedenklich und wollte gar nicht daran glauben.

Sie schreiben mir nichts von Voß, grüßen Sie ihn doch, wenn Sie ihn sehen und teilen mir etwas von ihm mit.

Frau von Staël ist wirklich in Frankfurt und wir dürfen sie bald hier erwarten. Wenn sie nur deutsch versteht, so zweifle ich nicht, daß wir über sie Meister werden, aber unsre Religion in französischen Phrasen ihr vorzutragen und gegen ihre fran-

zösische Volubilität aufzukommen ist eine zu harte Aufgabe. Wir würden nicht so leicht damit fertig werden wie Schelling mit Kamille Jourdain, der ihm mit Locke angezogen kam — Je meprise Locke, sagte Schelling, und so verstummte denn freilich der Gegner.

Leben Sie recht wohl.

Sch.

An August Wilhelm Iffland.

Weimar, den 5. Dezember 1803.

Ich will alles tun, mein teurer Freund, um Ihre Wünsche zu befriedigen. Wenn ich gesund bleibe, auch nur leidlich, so werde ich gewiß in den ersten Wochen des März fertig. Einige Szenen, womit ich gegen die Geschichte und das, was die Schweizer von mir erwarten, face machen muß, brauche ich für das Theater auch nur zu skizzieren, und kann mir die Ausführung für den Druck vorbehalten. Ohnehin bin ich entschlossen, eh ich das Stück drucken lasse, nach der Schweiz zu gehen. Diese kleinen Besonderheiten, worauf viel ankommt, wenn gewisse Nationalrücksichten zu beobachten sind, haben mit dem Theater nichts zu tun.

Gern wollte ich Ihnen das Stück aktenweise zuschicken, aber es entsteht nicht aktenweise, sondern die Sache erfordert, daß ich gewisse Handlungen, die zusammen gehören, durch alle fünf Akte durchführe, und dann erst zu andern übergehe. So zum Beispiel steht der Tell selbst ziemlich für sich in dem Stück, seine Sache ist eine Privatsache und bleibt es, bis sie am Schluß mit der öffentlichen Sache zusammengreift. — Doch verspreche ich Ihnen ganz gewiß im Laufe des Januars die drei ersten Akte zu übersenden und den vierten auch vor dem letzten abzuliefern, so daß Sie nach Empfang des letzten Akts, ohne Uebereilung der Sache, in drei Wochen spielen können.

Wegen des Tells habe ich den Warbek zurückgelegt, das Frühjahr und der Sommer werden diesen zur Reife bringen.

Götz von Berlichingen ist wegen Goethes übrigen Geschäften wieder zurückgelegt worden. Wir sind hier auch an Novitäten sehr arm, und manches Niederträchtige kommt an die Reihe, um nur was neues zu bringen, wie zum Beispiel der zweite Teil des Donauweibchens. Julius Cäsar ist ganz, wie er ist, hier gespielt worden, doch ohne großen Sukzeß. Unser Theater ist zu eng für diese Darstellung.

Ich lege eine Anzeige der zu dem Tell erforderlichen Theaterveränderungen bei, doch könnte noch eine oder die andre hinzukommen, welches ich noch nicht ganz genau bestimmen kann.

Leben Sie recht wohl, und lassen mich Ihrer Freundschaft empfohlen bleiben.

Schiller.

Ihren Brief, der vom 26. datiert ist, habe ich erst unter heutigem Datum erhalten.

*

Aktus I. 1. Hohes Felsenufer des Vierwaldstätter Sees, der See macht eine Bucht ins Land, über den See hinweg sieht man die grünen Matten, Dörfer und Höfe von Schwytz deutlich im Sonnenschein liegen. Dahinter (zur Linken des Zuschauers) der Hakenberg mit seinen zwei Spitzen von einer Wolkenkappe umgeben. Noch weiter hinten und zur Rechten (des Zuschauers) schimmern blaugrün die Glarischen Eisgebirge. An den Felsen, welche die Kulissen bilden, sind steile Wege, mit Geländern, auch Leitern, an denen man die Jäger und Hirten im Verlauf der Handlung herabsteigen sieht. Der Maler hat also das Kühne, Große, Gefährliche der Schweizergebirge darzustellen. Ein Teil des Sees muß beweglich sein, weil er im Sturme gezeigt wird.

2. Stauffachers neu gebautes Haus (von außen) mit vielen Fenstern, Wappenbildern und Sprüchen bemalt. Es ist zu Steinen an der Landstraße und an der Brücke. Es kann ganz auf die Gardine gemalt werden.

3. Der gotische Saal in einem Edelhof mit Wappenschildern und Helmen dekoriert, es ist die Wohnung des Freiherrn von Attinghausen.

4. Oeffentlicher Platz bei Altdorf. Man sieht im tiefen Hintergrund die neue Veste Zwing-Uri bauen, sie ist schon so weit gediehen, daß sich die Form des Ganzen darstellt. Die hinteren Türme und Kurtinen sind ganz fertig, nur an der vordern Seite wird noch gebaut. Das hölzerne Gerüste steht noch, an dem die Werkleute auf- und absteigen. Die ganze hintere Szene zeigt das lebhafte Gemälde eines großen Bauwesens mit allem Apparat. Die Werkleute auf dem Gerüste müssen der Perspektive wegen, durch Kinder dargestellt werden. NB. An dieser Szene liegt darum vieles, weil eben diese Bastille, die hier gebaut wird, im fünften Akte gebrochen werden soll.

5. Walter Fürsts Wohnung stellt das Zimmer eines wohlhabenden Schweizerhauses vor.

Aktus II. 1. Oeffentlicher Platz zu Altdorf, nach Belieben des Malers.

2. Ein Zimmer.

3. Das Rütli, eine Matte, von hohen Felsen und Wald umgeben (die Kulissen können ganz dieselben von Nr. 1 des ersten Akts sein). Im Hintergrunde der See, über welchem ein Mondregenbogen, den Prospekt schließen hohe Berge, hinter welchen noch größere Eisgebirge. Es ist völlig Nacht, nur der See und die weißen Firnen leuchten im Mondlicht. NB. Diese Szene, welche ein Mondscheinsgemälde vorstellt, schließt sich mit dem Schauspiel der aufgehenden Sonne; die höchsten Bergspitzen müssen also transparent sein, so, daß sie anfänglich von vornen weiß und zuletzt, wenn die Morgensonne kommt, von hinten rot können beleuchtet werden. Weil die Morgenröte in der Schweiz wirklich ein prächtiges Schauspiel ist, so kann sich die Erfindung und Kunst des Dekorateurs hier auf eine erfreuliche Art zeigen.

Aktus III. 1. Hausflur in Tells Hause nach dem Kostüme der Zeit.

2. Platz bei Altdorf, mit Bäumen besetzt. Man sieht im Hintergrunde den Flecken, davor der Hut auf einer Stange. Der Raum muß sehr groß sein, weil Tell hier den Apfel schießt.

Aktus IV. 1. Der gotische Rittersaal.

2. Seeufer, Fels und Wald, der See im Sturme.

3. Wildes Gebirg. Eisfelder, Gletscher und Gletscherströme, alles Furchtbare einer öden winterlichen Gegend.

4. Die hohle Gasse bei Küßnacht. Der Weg wendet sich zwischen Felsen von hinten nach vornen herab, so daß die Personen, welche ihn bereisen, schon von weitem oben gesehen werden, wiederum verschwinden und wieder zum Vorschein kommen. In einer der vordern Kulissen ist auf der Höhe ein Gebüsch und ein Vorsprung, von welchem Tell herabschießt.

5. Die Veste Roßberg bei Nacht auf einer Strickleiter erstiegen.

Aktus V. 1. Die Dekoration Nr. 4 des ersten Akts. Das Gerüste wird eingestürzt, alles Volk legt Hand an, Zwing-Uri zu zerbrechen, man hört Balken und Steine fallen. Das Gerüste kann auch angezündet werden — Signalfeuer auf acht oder zehn Bergen.

2. Tells Hausflur. Herd und Feuer auf demselben.

3. noch unbestimmt.

An Friederike Unzelmann.

Weimar, den 5. Dezember 1803.

Wenn Sie, meine teure Freundin, ein recht kräftiges Gebet zu den Musen richten wollen, mit denen Sie selbst so gut Freund sind, so hoffe ich, daß ich erhört werde und Ihnen den Tell in der ersten Hälfte des März fertig liefern kann. Wenn ich gesund bleibe, so ist gar keine Frage, aber ich muß den Winter immer, so wie die Sängerinnen einen Katarrh, irgendeine Krankheit damit einbedingen.

Was ich nur beklage, ist, daß ich Ihnen im Tell keine recht große, Ihrer Kunst würdige Rolle anzubieten habe. Die, welche

Sie sich ohne Zweifel daraus wählen werden, ist aber doch wenigstens von Bedeutung und wird es durch Ihr Spiel noch mehr werden.

Vorigen Sommer haben wir Sie bei Ihrer Rückreise in Lauchstädt erwartet. Wie sehr hatte ich mich schon darauf gefreut, Sie wieder zu sehen. Unsere Bekanntschaft war gar zu kurz, und ich darf Ihnen wohl gestehen, daß es nur an gewissen Umgebungen lag, warum ich und andere meiner Freunde, die Sie wahrhaft verehren, uns Ihnen nicht mehr mitteilen konnten. Kommen Sie bald wieder zu uns, Sie werden hier die herzlichsten Verehrer und Freunde finden, keinen größern aber als Ihren aufrichtig ergebenen

Schiller.

An Wolfgang von Goethe.

Weimar, den 14. Dezember 1803.

Gegen Ihre Gründe, warum Sie jetzt nicht hieher kommen wollen, läßt sich gar nichts einwenden, ich habe sie dem Herzog noch möglichst geltend zu machen gesucht. Der Frau von Staël wird und muß es auch viel angenehmer sein, Sie ohne den Train von Zerstreuungen zu sehen, und Ihnen selbst kann, bei dieser Einrichtung, diese Bekanntschaft wirklich ein Vergnügen sein, da sie sonst nur eine unerträgliche Last gewesen wäre.

Ich nehme wahren Anteil an dem Fortgang Ihrer jetzigen Geschäfte, die nun einmal eine Notwendigkeit sind, wenn sie auch nach innen nichts erbauen und begründen. Meine Geschäfte gehen auch ihren Gang fort, und es fängt doch endlich an, etwas zu werden. Aber da man mich von Berlin aus drängt und treibt und mich also ewig an den Drachen erinnert, der das Werk, so wie es warm aus der Feder kommt, fressen und verschlingen wird, so macht mir das auch keinen guten Mut. Das ganz Niederträchtige des Berliniſch[en] Theaters habe ich mir erst neuerdings wieder aus Cordemanns Bericht versinnlicht.

Daß Böttger nach Berlin kommt, ist nun gewiß, wir wollen ihm von Herzen glückliche Reise wünschen. Möge ihm nur ein glücklicher Nachfolger werden. Ich habe an Riemern gedacht, es wäre doch sehr zu wünschen, einen solchen Menschen festzuhalten.

Leben Sie recht wohl, bleiben Sie gesund und heiter und fahren Sie säuberlich mit der Pilgerin, die zu Ihnen wallet. So wie ich etwas Näheres erfahre, gebe ich Ihnen Nachricht.

Sch.

verte.

Der Herzog läßt mir zur Antwort sagen, er würde Ihnen selbst schreiben und mit mir in der Komödie reden. Halten Sie nur fest, wenn er sich Ihnen auch nicht gleich fügen will.

An Heinrich von Gleichen.

Weimar, den 15. Dezember 1803.

Mein teurer und innig verehrter Freund.

Den herzlichsten Anteil habe ich an der glücklichen Erscheinung des lieben Ankömmlings genommen, und meine Freude war um so größer, da ich dieser Epoche mit einiger Furcht entgegen gesehen hatte. Man glaubt so selten an ein recht großes Glück, und ein solches ist das Ihrige, denn dieses allein fehlte noch, um Ihr Leben zu verschönern. Möge es Ihnen recht schön aufblühen und immer größre Freude gewähren.

Mein Herz ist Ihnen beiden mit der redlichsten Freundschaft ergeben, urteilen Sie daraus, wie innig es mich erfreut, daß Sie mich durch ein neues und so liebes Band an sich knüpfen wollen. Möchte ich es erleben, Ihrem Sohn einmal etwas zu sein, und den Namen seines Paten wirklich zu verdienen.

Die neue Würde, die Sie mir erteilen, soll mir ein Sporn sein, mit dem ersten Eintritt des Frühjahrs mich in Person einzustellen und dem lieben Adelbert meinen Segen zu geben.

Meine herzlichſten Wünſche für die Fortdauer des guten Befindens der Mutter und des Kindes.

Von ganzer Seele

der Ihrige.

Schiller.

Die gute Lolo grüßt Sie beide und die Chere Mere, ſo wie ich, aufs herzlichſte.

An Wolfgang von Goethe.

Weimar, den 21. Dezember 1803.

Der raſche und wirklich anſtrengende Wechſel von produktiver Einſamkeit und einer ganz heterogenen Sozietätszerſtreuung hat mich in dieſer letzten Woche ſo ermüdet, daß ich durchaus nicht zum Schreiben kommen konnte und es meiner Frau überließ, Ihnen eine Anſchauung von unſern Zuſtänden zu geben.

Frau von Staël wird Ihnen völlig ſo erſcheinen, wie Sie ſie ſich a priori ſchon konſtruiert haben werden; es iſt alles aus einem Stück und kein fremder, falſcher und pathologiſcher Zug in ihr. Dies macht, daß man ſich trotz des immenſen Abſtands der Naturen und Denkweiſen vollkommen wohl bei ihr befindet, daß man alles von ihr hören und ihr alles ſagen mag. Die franzöſiſche Geiſtesbildung ſtellt ſie rein und in einem höchſt intereſſanten Lichte dar. In allem, was wir Philoſophie nennen, folglich in allen letzten und höchſten Inſtanzen iſt man mit mir im Streit und bleibt es, trotz alles Redens. Aber ihr Naturell und Gefühl iſt beſſer als ihre Metaphyſik, und ihr ſchöner Verſtand erhebt ſich zu einem genialiſchen Vermögen. Sie will alles erklären, einſehen, ausmeſſen, ſie ſtatuiert nichts dunkles, unzugängliches, und wohin ſie nicht mit ihrer Fackel leuchten kann, da iſt nichts für ſie vorhanden. Darum hat ſie eine horrible Scheu vor der Idealphiloſophie, welche nach ihrer Meinung zur Myſtik und zum Aberglauben führt, und das iſt die Stickluft, wo ſie umkommt. Für das, was wir Poeſie nennen, iſt

kein Sinn in ihr, sie kann sich von solchen Werken nur das leidenschaftliche, rednerische und allgemeine zueignen, aber sie wird nichts Falsches schätzen, nur das Rechte nicht immer erkennen. Sie ersehen aus diesen paar Worten, daß die Klarheit, Entschiedenheit und geistreiche Lebhaftigkeit ihrer Natur nicht anders als wohltätig wirken können; das einzige lästige ist die ganz ungewöhnliche Fertigkeit ihrer Zunge, man muß sich ganz in ein Gehörorgan verwandeln, um ihr folgen zu können. Da sogar ich, bei meiner wenigen Fertigkeit im Französisch-Reden, ganz leidlich mit ihr fortkomme, so werden Sie bei Ihrer größeren Uebung eine sehr leichte Kommunikation mit ihr haben.

Mein Vorschlag wäre, Sie kämen den Sonnabend herüber, machten erst die Bekanntschaft und gingen dann den Sonntag wieder zurück, um Ihr Jenaisches Geschäft zu vollenden. Bleibt Madame de Staël länger als bis Neujahr, so finden Sie sie hier, und reist sie früher ab, so kann sie Sie ja in Jena vorher noch besuchen. Alles kommt jetzt darauf an, daß Sie eilen, eine Anschauung von ihr zu bekommen und sich einer gewissen Spannung zu entledigen. Können Sie früher kommen als Sonnabends, desto besser.

Leben Sie recht wohl. Meine Arbeit hat in dieser Woche freilich nicht viel zugenommen, aber doch auch nicht ganz gestockt. Es ist recht schade, daß uns diese interessante Erscheinung zu einer so ungeschickten Zeit kommt, wo dringende Geschäfte, die böse Jahrszeit und die traurigen Ereignisse, über die man sich nicht ganz erheben kann, zusammen auf uns drücken.

Sch.

An Jakob Herzfeld.

Weimar, den 23. Dezember 1803.

Die gute Aufnahme des Nathan in Hamburg hat mir große Freude gemacht, und ich schätze mich glücklich, etwas dazu

beigetragen zu haben, daß den Manen des großen Mannes bei dieſer Gelegenheit neu gehuldigt wurde.

Für Ihr angenehmes Geſchenk

— der Meeresgöttin wunderbare Gabe,

ſage ich Ihnen den verbindlichſten Dank. Es iſt in einer fröhlichen Geſellſchaft guter Freunde, mit dankbarer Erinnerung an den Geber, fröhlich verzehrt worden.

Gegenwärtig beſchäftigt mich der Wilhelm Tell, und ich freue mich darauf, Ihnen noch vor Ende des Winters dieſen neuen Gaſt zu überſenden.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr

ganz ergebener

Schiller.

An Wolfgang von Goethe.

Weimar, den 31. Dezember 1803.

Ich wollte ſchon bei Ihnen anfragen, wie Sie es dieſen Abend halten wollten, als ich Ihre Sendung erhielt, die mir ſehr erfreulich war. Das Programm iſt voll Gehalt und Leben und füllt einem den ganzen Geiſt mit einer Welt von Ideen an. Das Polygnotiſche Weſen nimmt ſich prächtig aus und ſcheint einen neuen Tag zu verkündigen. Mündlich mehr, ich werde mich gegen acht Uhr einſtellen.

Haben Sie die Güte, mir eine Nota über die an Wolzogen überlaſſenen Zeichnungen zu ſchicken, ſo will ich ſie gleich bezahlen.

Sch.

Gedruckt für den Propyläen-Verlag, Berlin, in der Offizin W. Drugulin, Leipzig, im Sommer 1924. Gebunden von Hübel & Denck, Leipzig. Zweihundertfünfzig Exemplare wurden auf handgeschöpftem Bütten von J. W. Zanders in Bergisch-Gladbach abgezogen und in Ganzleder gebunden.

195305
LG Schiller, Friedrich von
S334Hoe Schillers sämtliche Werke. [Horenausgabe...
Herausgeber: Conrad Höfer]. vol.19.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU